



REPORTER:INNEN
forum

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporter:innen-Preis 2021

Die Sieger:innen



Reportage

Nicola Meier, SZ Magazin: **Über Bord** 1

Investigation

Bastian Obermayer, Ralf Wiegand, Frederik Obermaier; Moritz Baumstieger, Jannis Brühl, Bernd Dörries, Florian Flade, Kristiana Ludwig, Georg Mascolo, Hannes Munzinger, Max Muth, Nadia Pantel, David Pfeifer, Holger Stark, Kai Biermann, Sascha Venohr, Astrid Geisler, Gero von Randow, Jan Ross, Sven Wolters, Luisa Hommerich, Die ZEIT/Süddeutsche Zeitung: **Pegasus-Projekt** 27

Freier Reporter

Johannes Böhme, ZEIT Magazin: **Und was will der Wal?** 101

Essay

Bernd Ulrich, Die ZEIT: **Kann man an der Macht ein guter Mensch sein?** 125

Interview

Julia Prossinger, Susanne Kippenberger, Der Tagesspiegel: **Was bleibt von den Ertrunkenen?** 146

Datenjournalismus

Till Eckert, Alice Echtermann, Clemens Kommerell, Arne Steinberg, Celsa Diaz, CORRECTIV:
Kein Filter für Rechts 155

Kulturreportage

Barbara Achermann, ZEIT Magazin: **Ganz starker Stoff** 156

Multimedia

Hendrik Lehmann, Jens Brandenburg, Tino Breddin, Benedikt Brandhofer, Nina Breher, Ronny Esterluss, Stephan Gensch, Manuel Kostrzynski, David Meidinger, Thorsten Metzner, Linda Rath, Der Tagesspiegel: **Der BER im 3D-Modell** 165

Lokalreportage

Franziska Klemenz, Sächsische Zeitung: **„Die Heimat, die uns keine ist“** 166

Podcast

Khesrau Behroz, Tobias Bauckhage, Pascale Müller, Sören Musyal, Studio Bummens, NDR, rbb* und K2H: **Cup Bono: WTF Happen to Ken Jepsen?** 184

Wissenschaftsreportage

Vivian Pasquet und Martin Schlak, Stern/Geo: **Die Welt-Impfung** 186

Sportreportage

Thorsten Schmitz, Süddeutsche Zeitung: **Ins kalte Wasser** 208



Über Bord

Nachrichten von ertrunkenen Flüchtlingen im Mittelmeer sind Alltag geworden. Was geschieht bei einer solchen Katastrophe? Und wie gehen Überlebende, Rettungskräfte und Angehörige mit ihren schrecklichen Erlebnissen um? Die Geschichte eines Bootsunglücks vor der griechischen Küste am 28. Oktober 2015 – und seiner Folgen bis heute

Von Nicola Meier, Süddeutsche Zeitung Magazin, 11.12.2020

Unten schreien sie. Oben, an Deck, filmt die Kamera Gesichter von Menschen, die nicht verstehen, was los ist. »Ma fini shi ... Mniha ana« – »Alles gut«, sagt eine Frau. »Mir geht's gut.« Aber dann ruft jemand: »Nicht bewegen!« Jetzt fliegen Taschen über Bord, vor Kurzem noch in der Türkei gepackt, davor irgendwo in Syrien, im Irak und in Afghanistan. Letzter Besitz aus dem alten Leben, jene Dinge, die so wertvoll waren, dass sie nicht zurückgelassen werden konnten. Jetzt sind sie bloß noch Ballast, der das Boot beschwert. Oben, an Deck, merken sie: Irgendetwas stimmt nicht. Unten, wo das Wasser schon im Boot ist, wissen sie es längst: Nichts ist gut. Dann geht alles ganz schnell. Ein Mann springt in Panik über Bord, ohne Rettungsweste, ohne Rettungsring. Schreie, jetzt in Todesangst. Dann ist die Kamera im Wasser.

Es ist der 28. Oktober 2015, 15.10 Uhr, als das zweistöckige Holzboot zwischen dem türkischen Festland und der griechischen Insel Lesbos auseinanderbricht, an Bord mehr als 300 Flüchtlinge.

I. DAS UNGLÜCK

In Leipzig sitzt Amel Alzakout, eine zierliche Frau mit dunklen Locken, auf dem Wohnzimmersofa und starrt auf den Bildschirm ihres Macbooks, auf dem die



Aufnahmen des Unglücks laufen und aus dessen Lautsprechern die Schreie der Menschen gellen. Sie hat an Bord gefilmt, heimlich.

Als es losging, als der Anruf kam, dass sie am 27. Oktober 2015 um fünf Uhr am Nachmittag ins Büro des Schleppers kommen sollte, nahm Amel ihre Kamera, eine Contour Roam. Etwas sollte bleiben von ihrer Flucht. Die Kamera hat die Form einer kleinen Taschenlampe, sie ist unauffällig, leicht zu verbergen. Heute füllen ihre Aufnahmen eine externe Festplatte, Ordner »HD Backup«, Unterordner »Amel Journey Raw«, Unterordner »Sea«, 115 Dateien, viele Stunden Material. Verwackelte Aufnahmen einer Flucht, wie sie in jenem Jahr Hunderttausende auf sich nahmen.

Menschen von hinten, eilig laufen sie auf dem Bürgersteig durch die Nacht von Istanbul zu einem Kleinbus. »Auf der Fahrt haben wir immer wieder gehalten, immer mehr Menschen stiegen ein, es war so eng. Wir konnten kaum atmen, aber wir durften die Fenster nicht aufmachen. « Scheinwerfer entgegenkommender Autos, der Kleinbus fährt durch die Nacht in Richtung Izmir. Straßenlaternen, eine Tankstelle. Dann bleibt der Kleinbus stehen. »Siehst du die blauen Lichter?«, fragt Amel. »Das ist ein Polizeiauto.« Die Fahrt geht weiter, die türkischen Polizisten haben vom Fahrer des Kleinbusses bekommen, was sie wegsehen lässt.

Ein steiniger Trampelpfad, sie sind wieder zu Fuß unterwegs, der viel Müll zeigt: Hier waren schon sehr viele andere. Es ist inzwischen hell, die Sonne steigt. Links ist das Meer zu sehen. Eine letzte Rast. Eine Straße aus Asphalt, sie führt abwärts, zum Meer. Ein Paar, sie links, er rechts, in der Hand halten sie je einen Henkel der Reisetasche zwischen ihnen, er trägt ein Kind auf seiner rechten Hüfte.

Ein Schild am Straßenrand, knallblau, »Butik Otel Mitillini« steht darauf, Werbung für ein Hotel. Man kann hier in Çanakkale, im Nordwesten der Türkei, Urlaub am Meer machen. Aber welcher Urlauber würde eine leuchtend orangefarbene Rettungsweste tragen für den Strandausflug?

Amel floh 2013 in die Türkei, als ihre Verbindungen zur syrischen Opposition zu gefährlich geworden waren, damals war sie 25. Zwei Jahre blieb sie in Istanbul. Sie



sagt, sie hätte niemals gedacht, dass sie so etwas einmal riskieren würde. Übers Meer. In einem Boot. Das Boot ist aus Holz, gut 20 Meter lang, Streben halten das Oberdeck. Viele, so viele Menschen sind schon an Bord, eine Zufallsgemeinschaft, in Gruppen von unterschiedlichen Schleppern an den Strand gebracht. »Unsere Gruppe war die letzte. Wir wussten gar nicht, wo wir noch sitzen sollten. Die Jungen sollten nach oben, die Familien nach unten.« An Deck, recht weit hinten, auf der rechten Seite, findet Amel einen Platz, neben sich Malek, ein alter Freund aus Damaskus, der mit ihr flieht und der in Wirklichkeit anders heißt.

»Anfangs«, sagt Amel, »hat es sich wie ein Abenteuer angefühlt.« Sie und Malek hätten gelacht, als sie am Vortag zum Büro des Schleppers gelaufen waren und vor dem Gebäude einen Laden sahen, der Rettungswesten verkaufte. Offensichtlicher ging es ja nun nicht. Das Büro des Schleppers hingegen: getarnt als Produktionsbüro einer Filmfirma. Scheinwerfer, ein Makeup-Set, an der Wand ein Cannes-Plakat. »Ich habe Khaled geschrieben: Er ist ein Kollege von dir, ein Filmmacher.«

Khaled, Amels Freund seit zwei Jahren, genau zwei Jahren, der 27. Oktober ist ihr Jahrestag, ist zu diesem Zeitpunkt schon in Berlin. Auch er ist Syrer, ein Dokumentarfilmer, sie haben sich in Istanbul verliebt. Khaled bekam eine Einladung nach Berlin, zu einer Veranstaltung im Rahmen der Berlinale. In Deutschland beantragte er Asyl.

Sie dachten, auch für Amel gäbe es vielleicht einen Weg, nach Deutschland zu kommen, über Khaled, wenn er als Flüchtling anerkannt wäre, oder über ein Visum. Aber es gab keinen Weg, zwei Visa wurden abgelehnt, und Khaleds Antrag auf Asyl dauerte viel länger als erwartet. Da kontaktierte Amel Freunde, fragte, ob es einen sicheren Weg über das Meer gebe. Ein Freund empfahl einen Schlepper. Das Boot sei aus Holz, kein Schlauchboot.

Teurer, natürlich. Amel verkaufte, was sie besaß, und zahlte die 2500 US-Dollar. Khaled wollte trotzdem nicht, dass sie übers Meer floh, wollte wenigstens zurück in die Türkei kommen und mit ihr zusammen übers Meer. Aber dafür hatten sie kein Geld. Stattdessen war nun Malek dabei. An Bord wird einem Mann sein Handy



weggenommen, als er ein Foto macht. Es ist der Moment, als Amel die Kamera an ihr rechtes Handgelenk bindet.

In Leipzig holt sie die Kamera aus dem Wohnzimmerregal und macht es vor: Sie zieht den Ärmel über das Kameragehäuse, sodass nur noch die Linse herausguckt. Das Boot legt ab. Das Wetter ist zu diesem Zeitpunkt gut und Europa nah. Nur gut zehn Kilometer sind es vom türkischen Festland bis an die Nordküste von Lesbos. Im Oktober 2015 brachen so viele Boote von der Türkei in Richtung der griechischen Inseln auf wie noch nie. Mitte des Monats waren es laut der Internationalen Organisation für Migration im Schnitt 9600 Geflüchtete pro Tag, und die meisten davon kamen in Lesbos an, täglich mehr als 5000 Menschen. Der Winter nahte, und je näher er kam, desto schlechter würde das Wetter, desto stürmischer die See. Und noch etwas anderes spielte wohl eine Rolle. Am 18. Oktober hatte Angela Merkel in der Türkei Recep Tayyip Erdoğan getroffen. Hinter den Kulissen hatte man längst begonnen, an jenem Plan zu arbeiten, der später als »Flüchtlings-Deal« zwischen der EU und der Türkei bekannt wurde. Den Flüchtenden war klar: So weit, wie die Tür zu Europa im Sommer aufgestanden hatte, so schnell könnte sie sich bald schließen. Wenn, dann jetzt. Also stachen die Boote in See.

Deutsche Presse-Agentur dpa, 18. Oktober 2015: »In der Ägäis sind am Wochenende mindestens 21 Bootsflüchtlinge ums Leben gekommen.« dpa, 25. Oktober 2015: »Bei stürmischem Wetter ist am Sonntagmorgen wenige Kilometer östlich der Ägäisinsel Lesbos erneut ein Flüchtlingsboot gekentert. Mindestens drei Menschen – eine Frau und zwei Kleinkinder – kamen im Wasser ums Leben.«

dpa, 26. Oktober 2015: »Bei der Überfahrt in einem Schlauchboot mit Dutzenden Flüchtlingen ist am Montagmorgen vor der griechischen Insel Lesbos eine Frau ums Leben gekommen. Das Boot wurde von stürmischen Winden an eine felsige Küste gedrückt.«

Eine kurze Meldung, wieder ein Boot, wieder Tote. Keine Eilmeldung, kein Brennpunkt nach der *Tagesschau*. Es waren so viele Unglücke 2015, ausführlicher wurde nur noch berichtet, wenn die Zahl der Toten bei einem Unglück besonders hoch



war. Und auch dann bleiben die Opfer namenlos, das Ende ihres Lebens eine Zahl. Wer diese Menschen waren, darüber wird in der Regel nichts bekannt. Medien berichten nicht über sie, wie sie es nach einem Anschlag oder einer Katastrophe wie einem Flugzeugabsturz tun. Politiker legen keine Kränze auf Gedenkveranstaltungen nieder. Dabei hinterlässt jedes Bootsunglück Menschen, die es nie vergessen werden. Jene, die starben, hinterlassen Angehörige, die damit leben müssen, dass sie ihr Kind verloren haben, ihre Eltern, ihre Geschwister. Und für jene, die überleben, beginnt nach der Rettung der nächste Kampf: zu verarbeiten, was sie erlebt haben. Aus der Zufallsgemeinschaft, die nur für die Überfahrt zusammenkam, formt jedes Unglück eine Schicksalsgemeinschaft, auch jenes am 28. Oktober 2015.

Als das Holzboot losfährt, wird es von einem der Schlepper gesteuert. Aber nach wenigen Minuten übergibt dieser das Steuer an einen der Flüchtenden. Er selbst steigt auf ein kleines Boot um, das ein anderer Schlepper neben dem Boot fährt. Auch diesen Moment nimmt Amels Kamera auf. Für einen Moment ist zu sehen, wie der Schlepper von Bord geht, wie die beiden Schlepper mit dem kleinen Boot wegfahren. Später werden Überlebende, die unten saßen, aussagen, dass die Schlepper das Holzboot gerammt hätten, dass durch ein Leck Wasser eindrang. »Das Boot bewegte sich noch«, sagt Amel. »Aber es war nicht mehr stabil. Neben mir hat Malek angefangen, den Rettungsring aufzupusten. Dann haben die Menschen unten angefangen zu schreien.«

dpa, 28. Oktober 2015: »Ein großes Fischerboot mit zahlreichen Flüchtlingen an Bord soll nach Berichten griechischer Medien vor der Küste der Insel Lesbos gekentert sein.«

Kurz nachdem die Menschen unten im Boot begonnen haben zu schreien, brechen einige der Streben, die das Oberdeck halten. Es stürzt auf das Unterdeck. Das Boot kippt. Es ist zu diesem Zeitpunkt, aber das wird erst viel später klar sein, bereits in griechischen Gewässern. Das Boot befindet sich 280 Meter weit in Europa, als es untergeht.

Ins Wasser stürzen neben Amel und Malek: Kaya Omari aus Mossul, Irak, die in Wirklichkeit anders heißt, genauso wie ihr Mann Waleed, der das Boot gar nicht



betreten wollte, als er es sah. Die Schlepper hatten ihm die Fahrt in einer Yacht versprochen, insgesamt 10 000 US-Dollar hatte er für sich, seine Frau und die drei kleinen Töchter, drei, fünf und sechs Jahre, bezahlt. Die Schlepper sagten, es gebe keinen Weg zurück. Nasar Salehi aus Kabul, auch seinen Namen haben wir geändert. Er kannte Gefahr aus seinem Job als Journalist in Afghanistan, rauchte an diesem Tag aber so viel, dass seiner ältesten Tochter auffiel, wie nervös er war. Weder er und seine Frau noch die vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn, hatten Schwimmwesten. Die Fahrt sei sicher, hatte der Schlepper gesagt, 35 Minuten, dann seien sie da.

Nabi Pakaar aus Herat, der mit seiner Frau Najiba und den vier gemeinsamen Kindern aus Afghanistan floh, drei Jungen und ein Mädchen. Kurz vor der Abfahrt hatte er noch mit seinem Bruder telefoniert und gesagt, dass er sich aus Griechenland wieder melden würde. Zwei Freunde aus Syrien, eine Familie aus dem Irak, zwei Familien aus Afghanistan, 19 von insgesamt 328 Menschen, ein kleiner Teil der Schicksalsgemeinschaft. Von den 19 werden sieben überleben. Ihre Geschichten werden in Europa weitergehen, in Griechenland, Schweden und Deutschland.

Am Ufer

Eric Kempson, ein Künstler aus Großbritannien, ist mit seiner Frau der Sonne wegen nach Lesbos gezogen, das war im Jahr 2000. Auswanderer, die sich im Urlaub in die Insel verliebt hatten. Lesbos, 70 Kilometer lang und 45 Kilometer breit, ist die drittgrößte Insel Griechenlands, rund 100 000 Menschen leben hier, ein Drittel davon in der Hafenstadt Mytilini. Es gibt auf Lesbos keinen Massentourismus, der mit dem Andrang auf Kreta, Korfu oder Rhodos vergleichbar wäre. Reiseanbieter werben für Lesbos, indem sie die Ruhe und traumhafte Natur der Insel anpreisen. Vor allem im Norden. Dorthin, etwas mehr als eine Autostunde über kurvige Straßen von Mytilini entfernt, waren auch Eric und Philippa Kempson gezogen. Dass sie Flüchtlingshelfer wurden, war nicht geplant. Es ergab sich, als immer mehr Boote mit Flüchtlingen ankamen, »vor unserer Haustür«.

»2015 war ein furchtbares Jahr«, sagt Philippa Kempson. »Erst waren es vor allem Schlauchboote, die kamen. Dann kamen die Holzboote, mit 200, 300 Menschen



drauf. Die Leute dachten, sie buchen einen VIP-Trip.« Das Ehepaar Kempson lebt inzwischen nicht mehr an der Nordküste, sondern näher am Zentrum. Nur ein paar Minuten entfernt vom neuen Zeltlager, das nach dem Brand des bisherigen Lagers Moria errichtet wurde, betreiben sie in vier alten Lagerhallen »The Hope Project«. Geflüchtete bekommen hier Kleidung, Decken, Hygieneartikel. Sie können nähen, kochen, an Mal-Workshops teilnehmen oder Sport treiben. Fünf Jahre als Flüchtlingshelfer haben gereicht, um Eric Kempson an der EU verzweifeln zu lassen, er hat heute nichts mehr als Verachtung für sie übrig. Damals, vor fünf Jahren, dachte er noch, dass Europa bald helfen würde.

Am Nachmittag des 28. Oktober 2015 ist er gerade in seinem Haus an der Nordküste, nicht weit entfernt vom Fischerdorf Molyvos, als eine Freiwillige anruft. Im Sommer 2015 war aus der Nordküste von Lesbos so etwas wie das Zentrum internationaler Helferinnen und Helfer geworden. Sie beobachteten das Meer durch Ferngläser, in Schichten, auch an jenem Nachmittag. »Jenny rief an und sagte: Eric, da war ein Boot. Und jetzt ist es weg.«

Eric fährt zum Wachposten. Er filmt von dem Moment an, als er dort ankommt. »Okay, wir sind am Wachposten«, sagt er keuchend, während er die Kamera aufs Meer richtet. »Ein Boot ist gesunken. Wie lange sind sie im Wasser, Jenny?« – »Zehn, fünfzehn Minuten.« Auf Eric's Video, ohne das Fernglas, durch das er am Ufer guckt, nur als weißer Punkt zu erkennen, nähert sich jetzt ein Schiff der Unglücksstelle. »Das ist Frontex«, sagt Eric. »Sie haben sie. Hoffentlich sind alle am Leben. Wir hatten heute einen furchtbaren Tag.« Es hatte schon ein anderes Unglück gegeben. Die Küstenwache hatte zwei bewusstore Kinder aus dem Wasser gezogen, die man am Ufer versuchte wiederzubeleben. Vergeblich. Kleine Kinder ertrinken besonders schnell. Ihre Körper kühlen aus. Sie rutschen aus den Rettungswesten, die ihnen oft zu groß sind. Ihre Eltern können sie irgendwann nicht mehr über Wasser halten.

Im Wasser

Die panischen Schreie der Kinder. Trillerpfeifen, die durch das Wohnzimmer in Leipzig schrillen. Gebete. Kurze Befehle, Amel übersetzt die, die auf Arabisch sind:



Haltet euch an dem Holz fest! Bewegt eure Beine! Bewegt alle eure Beine! Im Wasser hat der Überlebenskampf begonnen. Wer hat das Glück, ein Holzstück des auseinandergebrochenen Bootes greifen zu können? Wer hat von seinem Schlepper eine Rettungsweste bekommen? Wie lange reicht die Kraft bei jenen, die wie die Irakerin Kaya Omari und ihr Mann Waleed ihre Kinder über Wasser halten müssen, er seine dreijährige Tochter Leyla und seine fünfjährige Tochter Raja, sie die sechsjährige Aleyna?

Amel hat den Rettungsring um, den Malek kurz vor dem Kentern des Bootes noch aufgeblasen hat, er ist nur halbvoll. Sie erinnert sich heute daran, wie Menschen nach dem Ring greifen, wie sie Angst hat, dass sie sie unter Wasser drücken. Die Kamera an ihrem Handgelenk: komplett vergessen.

Aber sie läuft weiter. Wild rucken die Bilder hin und her, mal steht der Horizont kopf, mal wird die Linse vom Orange einer Rettungsweste verdeckt. In den folgenden Stunden ist die Kamera die meiste Zeit unter Wasser. Aber sie ist wasserfest. Sie läuft immer weiter. Filmt unter Wasser die vor sich hin tretenden Beine in Jeans, die Füße in Turnschuhen. Kommt hin und wieder an die Oberfläche, als ob auch sie Luft schnappen muss. Wenn sie es tut, sind da wieder die Schreie, die Trillerpfeifen, das leuchtende Orange der Rettungswesten. Ab dem Moment, in dem das Boot auseinanderbricht, wird aus Amels Wunsch, ihre Reise zu dokumentieren, etwas, was es kaum je gab: das Zeugnis eines Unglücks, so unmittelbar, wie es nur möglich ist.

Dass im Wasser Amels Kamera weiterläuft und dass am Ufer Eric Kempson filmt, wird dazu beitragen, dass sich das Unglück vom 28. Oktober 2015, anders als andere Unglücke, nahezu lückenlos rekonstruieren lässt. Mitarbeiter des Kollektivs »Forensic Architecture« werden die Aufnahmen später auswerten, zusammen mit weiteren Bildern, die Fotojournalisten an jenem Tag machten, und so die Zeitabläufe des Unglücks und die Rettungsaktion minutengenau bestimmen. Das Kollektiv mit Sitz am Goldsmiths-College in London hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit digitalen Mitteln Ereignisse zu rekonstruieren, bei denen unklar ist, ob Behörden Fehler



gemacht haben, in diesem Fall: Warum die Rettungsaktion so lange dauerte, obwohl Hilfe so nah war.

II. DIE RETTUNG

15.36 Uhr: Das Frontex-Schiff, das die Unglücksstelle als Erstes erreicht, fährt unter der Flagge Norwegens. Die »Peter Henry Von Koss« ist seit Juli im Einsatz für die »Operation Poseidon«, mit der die EU inzwischen Griechenland unterstützt. Auch Länder wie Norwegen, das nicht Teil der EU ist, beteiligen sich. Es nähern sich außerdem: ein Schiff der griechischen Küstenwache. Und zwei Jetskis. Diese gehören den privaten Rettungskräften der spanischen Organisation »Proactiva Open Arms«. Òscar Camps, ein spanischer Rettungsschwimmer, hatte im September 2015 seine 15 000 Euro Ersparnis genommen und war mit Kollegen nach Lesbos geflogen, um vor Ort zu helfen. Das Bild des dreijährigen Jungen Alan Kurdi, ertrunken am Strand, hatte den Ausschlag gegeben.

Erst vor Kurzem waren die beiden Jetskis auf die Insel gebracht worden, mit denen er und drei Kollegen an jenem Tag zur Unglücksstelle aufbrechen. In einem Interview mit einem spanischen Fernsehjournalisten wird Òscar Camps später sagen, an der Unglücksstelle habe es ausgesehen, »als ob ein Airbus abgestürzt wäre«. Amel Alzakout: »Die Ersten, die uns erreichten, waren die Jetskis. Die Fahrer guckten nach den Kindern.« Die beiden Töchter, die der Iraker Waleed Jamal hält, werden so aus dem Wasser gerettet.

Òscar Camps: »Wir wussten nicht, wo wir überhaupt anfangen sollten. Es war der Moment, wo wir uns entscheiden mussten. Wir versuchten, die Kinder aus dem Wasser zu holen. Es waren viele Kinder. So viele Kinder.«

Einzelne zu retten bedeutet bei mehr als 300 Menschen im Wasser auch: Menschen zurückzulassen. Entscheidungen zu treffen, die niemand treffen will. Òscar Camps erzählt auch, wie er mit Füßen nach Menschen treten musste, die sich in ihrer Todesangst an seinem Jetski festklammerten.



Auch Amel erlebt im Wasser Dinge, die sie nicht mehr vergessen wird. Da ist der Mann, der versucht, sich selbst zu ertränken, weil er seine Frau und seine Kinder verloren hat. Er schafft es nicht, kommt doch wieder hoch. Da ist die Frau, die ihr Kind hält. »Sie hatte ein Baby. Nicht älter als zehn Monate. Und sie hat mich angesehen und gesagt: Er ist tot. Er ist tot. Aber sie hat es so gesagt, als ob sie mich fragen würde. Als ob sie wollte, dass ich sage: Nein, er ist am Leben! Aber er war tot, es war ganz offensichtlich. Ich konnte nichts tun. Aber bis heute denke ich: Hätte ich etwas tun können? Hätte ich doch noch irgendetwas für ihn tun können?«

16.22 Uhr: Das Frontex-Schiff und inzwischen zwei Schiffe der Küstenwache sind an der Unglücksstelle, außerdem ein türkisches Fischerboot. Neun weitere Fischerboote werden an der Rettung beteiligt sein.

Òscar Camps wird später sagen, dass die von Frontex und der Küstenwache eingesetzten Schiffe für die Rettung ungeeignet waren, dass es die Fischer waren, die die Menschen aus dem Wasser zogen, sie von den Jetskis auf ihre Boote übernahmen. Auch Amel hat es so wahrgenommen. Es ist der Grund, warum sie ihr Material später Mitarbeitern von »Forensic Architecture« zeigt. Weil sie wissen will, warum es nicht schneller ging. Warum Frontex und die Küstenwache da waren und die Menschen trotzdem stundenlang im Wasser blieben.

Amel Alzakout: »Es hat so lange gedauert. Als würde es nie zu Ende gehen. Sie waren so nah, das war das Schlimmste. Aber sie halfen uns nicht. Inzwischen waren andere Boote da. Ein Hubschrauber kreiste über uns.« Es ist Zufall, dass auf einem der beiden Schiffe der Küstenwache an diesem Tag eine griechische Journalistin filmt. Die Dokumentation, die aus dem Material entsteht, wird später zeigen, wie das Schiff der Küstenwache an jenem 28. Oktober die Unglücksstelle erreicht. Wie von Bord Rettungsringe ins Wasser geworfen werden, dann Seile. Männer versuchen, die Menschen an den Seilen zum hinteren Teil des Schiffes zu ziehen, wo es eine Plattform nah am Wasser gibt, über die Menschen an Bord gezogen werden können. Versucht zu helfen haben sie. Die griechischen Grenzschützer darzustellen als jene, die nichts unternahmen, wäre falsch. Auch der Kapitän der Küstenwache wird am



Ende jenes Tages sichtlich erschüttert in die Kamera sagen: »Ich habe keine Worte dafür, wie ich mich fühle.«

Was die Aufnahmen jedoch auch zeigen, ist eine gewisse Hilflosigkeit an Bord. Viel mehr als Ringe und Seile werfen können die Männer nicht tun. Und viele Menschen, die im Wasser treiben, sind zu weit weg. Um näher an die Menschen heranzukommen, um sie sogar greifen zu können und an Bord zu ziehen, ist das Schiff zu groß, die Reling zu hoch. Mit diesem Schiff noch näher an die Menschen im Wasser heranzufahren wäre gefährlich.

Kaya Omari, die ihre sechsjährige Tochter Aleyna hält, wird später aussagen, dass es die Welle eines der Schiffe war, die sie und Aleyna unter Wasser drückte. Ihre Tochter entglitt ihr in diesem Moment. Und ertrank.

Amel Alzakout: »Wir waren inzwischen weniger Menschen. Waren sie ertrunken? Hatte man sie gerettet? Die Wellen wurden höher. Ich habe an meine Familie gedacht, denen ich nichts gesagt hatte von der Flucht. Sie wären durchgedreht. Wie sauer meine Mutter wäre, daran habe ich gedacht. An Khaled. Wie er mit dem Schmerz leben müsste, dass ich nicht mehr da bin. Ich war sicher, dass ich sterben würde.« Es gibt einen Moment, ebenfalls festgehalten auf dem Film der griechischen Dokumentarfilmerin, als das Schiff der Küstenwache hupend in den Hafen von Molyvos rauscht. Am Ufer ist ein Paar zu sehen, es sitzt in einer der Tavernen am Wasser, Sonnenbrillen, entspannte Körperhaltung. Sie gucken das hupende Boot an, verstehen nicht, was los ist.

Im Hafen

Molyvos heißt offiziell seit Langem Mithymna, aber niemand auf Lesbos sagt Mithymna. Molyvos ist eine kleine Stadt an einem Berg, es gibt eine Burg und viele Treppengassen. Unten, am Wasser, schaukeln Fischerboote im Hafen, ringsum Tavernen direkt am Wasser, es ist ein Ort wie von einer Kitschpostkarte. An jenem Tag sitzen Menschen am Wasser, essen und trinken, in Griechenland ist der 28. Oktober ein nationaler Feiertag, der Ochi-Tag. 1940 wollte an diesem Tag der



italienische Diktator Benito Mussolini Militärstützpunkte in Griechenland errichten, der griechische Ministerpräsident sagte Nein, auf Griechisch »Ochi«, und auch wenn mit dem Nein damals der Krieg begann, feiern die Griechen bis heute, dass sie sich nicht unterworfen haben.

Die Norwegerin Charly Vestli hätte nicht einmal sagen können, wo die Insel Lesbos lag, geschweige denn Molyvos, als sie Mitte September 2015 aufbrach, um zu helfen. Sie war 25, auch sie ertrug es nicht mehr, nichts zu tun, und flog als Freiwillige nach Griechenland. Als immer mehr Boote Lesbos erreichten, blieb sie länger als geplant, sie wurde Koordinatorin bei einer norwegischen Hilfsorganisation.

Am 28. Oktober 2015, dem Tag, den sie später als schrecklichsten in ihrem Leben bezeichnen wird, bekam sie mehrere Anrufe, dass ein großes Boot gekentert sei. Sie kannte die Abläufe. Sie wusste, bald würden die Boote die Überlebenden in den Hafen bringen. Die Helfer der verschiedenen Organisationen waren untereinander vernetzt, sie hatten eine gemeinsame WhatsApp-Gruppe.

16.48 Uhr: Jeder, der Wiederbelebungsmaßnahmen kann, zum Hafen JETZT

16.48 Uhr: ERSTES BOOT HAT 10 bewusstlose Kinder

16.49 Uhr: JETZT JETZT JETZT

16.49 Uhr: ALLE SANITÄTER IN ZELTEN DIE NICHT
LEBENSRETTENDE DINGE TUN JETZT HIERHER

Der Hafen von Molyvos verwandelt sich in den späten Nachmittags- und frühen Abendstunden in einen Ort, der an einen Kriegsschauplatz erinnert. Weil zahlreiche Journalisten dort sind, gibt es Bilder und Videoaufnahmen von jenen Stunden. Sie zeigen bewusstlose Kinder in silber- und goldfarbenen Rettungsdecken, Männer und Frauen, die sie halten oder die versuchen, sie wiederzubeleben. Charly Vestli: »Es waren so viele Kinder ...« Eric Kempson: »Es war verrückt. Niemand war darauf vorbereitet. Niemand. Kinder wurden wiederbelebt, es lagen Leichen herum.«



Charly Vestli: »Es dauerte ewig, bis ein Krankenwagen kam.« Eric Kempson: »Da war ein Mann, klatschnass, zitternd, und er schrie ... Er hatte seine Frau und zwei Kinder verloren.«

Charly Vestli: »Ich erinnere mich an einen kleinen Jungen, er war vielleicht sieben. Sie hatten ihn wiederbelebt, und jemand drückte ihn mir in die Arme und sagte: Sieh zu, dass er am Leben bleibt. Also saß ich da und habe versucht, ihn warmzurubbeln und vor dem Wind zu schützen, und habe gesagt: Bleib bei mir, bleib bei mir ...«

Philippa Kempson: »Es hat alle zerstört. Dieser Tag hat alle zerstört.« Amel und Malek werden gerettet, als es schon dunkel wird, gegen halb sechs, Amel muss sich übergeben, als sie auf dem Schiff der Küstenwache ist, dann wird sie ohnmächtig.

Erinnerungen an den Hafen und die Menschen in Decken, an einen Jungen, der bei ihr und Malek sitzen will, weil er ganz allein ist, an einen alten Mann, der im Wasser sicher war, es nicht zu schaffen, und doch überlebt hat. Amel ruft Khaled in Berlin an. »Ich habe nur noch geweint.«

Charly Vestli: »Es war schon spät, als noch ein Boot kam. Auf dem Boot saß ein Mädchen. Sie war allein, ihr Blick war leer. Ich half ihr vom Boot. Sie sagte: Family. Sie suchte nach ihrer Familie. Ich brachte das Mädchen zu einem der Restaurants und suchte jemanden, der übersetzen konnte. Sie sagte immer wieder, dass sie zu ihrer Familie wollte, zu ihrer Mutter, ihrem Vater, ihren Geschwistern.«

Um 17.51 Uhr schickt die Deutsche Presse-Agentur an jenem Abend die erste Meldung über das Unglück. Darin steht, was meistens in den ersten Meldungen über Bootsunglücke steht: »Ob es Opfer gibt, blieb zunächst unklar.«

Wenn ein Flugzeug abstürzt, gibt es eine Passagierliste, es ist dann schnell beantwortet: Die Maschine dieser Airline mit dieser Flugnummer ist abgestürzt, es waren so und so viele Menschen an Bord, sie kamen aus diesen Ländern. Recht schnell ist auch klar: So viele Menschen sind tot, so viele haben überlebt. Es gibt einen Krisenstab, eine Telefonhotline für Angehörige, Seelsorger. Wenn ein Boot mit



Flüchtlingen kentert, ist es anders. Niemand weiß dann genau, wie viele Menschen überhaupt an Bord waren. Gezählt werden können erst einmal nur jene, die überlebt haben. Viele Leichen werden erst nach Tagen an den Küsten der Insel angeschwemmt, weshalb sich die Opferzahl nach Bootsunglücken in der Regel nach und nach erhöht. Manche Opfer werden niemals gefunden.

III. WEITERLEBEN

In Molyvos, wohin die meisten Überlebenden gebracht wurden, öffnet an diesem Abend die Kirche für sie. Charly verbringt dort die Nacht mit Rahila, das ist das Mädchen, das seine Familie sucht. Um die Identität des Mädchens zu schützen, haben wir den Vornamen geändert, der wahre Name ist dem *SZ-Magazin* bekannt.

Noch gibt es Hoffnung. Es wurden auch Überlebende nach Petra gebracht, in den Hafen des Nachbardorfes. Ebenso nach Mytilini, wo das Krankenhaus der Insel ist und an jenem Abend alle Pflegekräfte und Ärztinnen und Ärzte in den Dienst gerufen werden, auch jene, die frei haben. Besonders schwere Fälle werden nach Athen geflogen. Erst nach einigen Tagen wird gemeldet: Mindestens 42 Menschen haben das Unglück nicht überlebt. Noch später wird klar sein: Mindestens 54 Menschen haben das Unglück nicht überlebt.

Am Morgen nach dem Unglück kommt ein Bus nach Molyvos, um die Überlebenden nach Mytilini zu bringen. Als Charly sieht, dass es niemanden gibt, der sich um die Kinder kümmert, die allein sind, will sie mitfahren. Das aber ist nicht erlaubt. Sie beschließt, mit dem Auto hinter dem Bus herzufahren, aber Rahila steigt ohne sie nicht in den Bus. »Sie haben mich dann doch noch in den Bus gelassen. Rahila hat die ganze Fahrt meine Hand gehalten.«

Am Hafen von Mytilini haben sie einen Bereich für die Überlebenden des Bootsunglücks eingerichtet, wo diese registriert werden, um dann nach Moria geschickt zu werden, jenes Lager, das in den vergangenen Jahren als Symbol für die menschenunwürdige Unterbringung von Geflüchteten bekannt wurde und in diesem September abbrannte. Schon im Herbst 2015 war es mehrfach überbelegt. Kein Ort für



ein Kind, das vielleicht gerade seine Eltern und seine Geschwister verloren hat, das weiß auch Charly. Sie will, dass Rahila in das Lager auf Lesbos kommt, das extra eingerichtet worden war für besonders schutzbedürftige Flüchtlinge: für unbegleitete Minderjährige, für Schwangere, für Menschen mit Behinderung – und für jene, die Angehörige bei Unglücken verloren hatten.

»Entweder ich zahle für ein Hotel«, sagt sie am Hafen. »Oder ihr bringt sie nach Pikpa.« Rahila wird schließlich nach Pikpa gebracht. Charly besucht sie am nächsten Tag und dann jeden Tag. Rahila hofft weiter, dass ihre Eltern und ihre drei Geschwister noch leben. Später wird sie sagen, dass sie nur durch diese Hoffnung durchhalten konnte.

Die Angehörigen

Rouna Azemi erfährt aus den Nachrichten von dem Unglück. Sie erinnert sich, wie sie anfang zu zittern. Sie wusste, dass ihr Bruder Nabi mit seiner Familie nach Griechenland wollte.

Rouna lebt schon 16 Jahre in Hamburg, sie arbeitet als Kosmetikerin, in der Innenstadt hat sie einen kleinen Bereich bei einem Friseur gemietet. Maniküre, Pediküre, Wimpern verlängern, Falten behandeln. Rouna, 36 Jahre alt, pflegt nicht nur das Äußere ihrer Kundinnen, sondern auch ihr eigenes, sie ist sorgfältig geschminkt. Was sie seit fünf Jahren durchmacht, sieht man ihr nicht an.

Für sie beginnt damals eine verzweifelte Suche nach Informationen über das Unglück, ebenso für ihren Bruder Farooq, der zu der Zeit in Herat lebt. Gut 4000 Kilometer entfernt von Lesbos, wartet er an jenem Abend auf einen Anruf von Nabi. Das letzte Mal hatte er mit ihm telefoniert, kurz bevor sein Bruder mit der Frau, den drei Söhnen und der Tochter auf das Boot in Richtung Griechenland stieg. Von dort wollte Nabi sich wieder melden. Aber jetzt ist Nabis Handy aus. Und bleibt es.

Die Geschwister versuchen verzweifelt herauszufinden, ob ihr Bruder und seine Familie überlebt haben. Bekannte von Rouna raten, sich beim Deutschen Roten Kreuz zu melden. Dort gibt es eine Abteilung »Internationale Suche«, bei der Menschen nach



Angehörigen im Ausland forschen können. Ursprünglich eingerichtet worden war sie für Angehörige der sogenannten Boatpeople, die während des Vietnamkrieges flohen, später suchten die Geflüchteten der Jugoslawien-Kriege nach vermissten Familienmitgliedern, inzwischen sind es die Geflüchteten der Kriege in Afghanistan, im Irak, in Syrien. Rouna füllt in Hamburg eine Suchanfrage aus, diese wird, wie alle Suchanfragen, nach München weitergeleitet.

Ein schmuckloses Gebäude an einer Bundesstraße in München-Giesing, hier bündeln sich im ersten Stock die Hoffnungen der Suchenden. Zehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kümmern sich um die Anfragen von Familienangehörigen. 2015 waren es statt zehn nur vier, und sie kamen kaum noch hinterher.

Trotzdem schickt eine Mitarbeiterin bloß sechs Tage nach dem Eingang des Suchformulars von Rouna Azemi eine Anfrage an das Griechische Rote Kreuz, außerdem in 13 weitere Länder, unter anderem nach Mazedonien und Serbien, Ungarn und Österreich, jene Länder der Balkanroute, auf der sich die Gesuchten inzwischen befinden könnten – wenn sie noch lebten.

Betreff: sehr dringende Anfrage – Suche nach der Familie Pakaar aus Afghanistan

Liebe Kollegen,

im Anhang finden Sie eine Suchanfrage bezüglich der Familie Pakaar. (...) Die Familie, die aus den Eltern, drei Söhnen und einer Tochter besteht, beabsichtigte, am 28.10.2015 auf einem Boot von der Türkei nach Lesbos zu reisen.

Die suchende Person hat erfahren, dass das Boot vor Lesbos gesunken ist und dass viele Passagiere gestorben sind. Die suchende Person, die Schwester von Dr. Nabi Pakaar, forscht verzweifelt nach Informationen über das Schicksal ihrer Liebsten.

Beim Deutschen Roten Kreuz gibt es nun einen Vorgang, ein Aktenzeichen: IS-15/2510. Doch als Rouna am 10. November das Formular für vermisste Personen ausfüllt und als das Rote Kreuz die Anfrage am 16. November in 14 Länder



verschickt, ist Nabi Pakaar längst tot. Angeschwemmt worden an der Küste von Lesbos, drei Tage nach dem Unglück. Es gab inzwischen so viele Leichen, dass sie in einem Kühlcontainer gelagert wurden – in Krankenhaus von Mytilini war kein Platz mehr.

Es gibt nach dem Unglück viele Bilder im Internet, und auf einem Bild liegt ein männlicher Leichnam am Strand. So findet Farooq heraus, dass sein Bruder tot ist. Farooq kann aus Afghanistan nicht nach Griechenland einreisen, Rouna ist damals im siebten Monat schwanger. Rounas Mann fliegt nach Lesbos und identifiziert Nabi, ebenso dessen Frau Najiba. Auch ihr Leichnam wurde an der Küste angeschwemmt.

2015 wurden auf Lesbos so viele Flüchtlinge begraben, dass es nach dem Unglück am 28. Oktober für all die neuen Toten keinen Platz mehr auf den Friedhöfen gab. Die Behörden mussten schnell handeln, und so kam es, dass ein Feld nahe dem Dorf Kato Tritos so etwas wie der inoffizielle Friedhof der Flüchtlinge wurde. Dort begrub fortan Moustafa Dawa, damals Ende zwanzig, die Toten.

Er war aus Ägypten zum Studium nach Lesbos gekommen, aber auch ihn hatte die Flüchtlingskrise zum Helfer gemacht. Er übersetzte für die deutsche Organisation Pro Asyl, auch er war nach dem Unglück im Hafen von Molyvos, nie wird er diesen Tag vergessen, sagt er. In Kato Tritos hob Moustafa Dawa nach dem Unglück ein Grab nach dem anderen aus, wusch die Leichen in einem kleinen Container auf dem Feld rituell, hüllte sie in ein weißes Tuch und begrub sie mit dem Kopf nach Mekka. Es war das, was er tun konnte, sagt er heute, es fühlte sich richtig an. Auf den Grabstein schrieb er jeweils das Datum des Unglücks, außerdem das ungefähre Alter des Toten und die Protokollnummer der Sterbeurkunde, die der Gerichtsmediziner der Insel vergeben hatte. Vor jedem Begräbnis entnahm dieser DNS bei Verstorbenen, um auch eine spätere Identifizierung zu ermöglichen. Und durch die Nummer auf dem Grabstein war klar, welches Grab zu welchem Verstorbenen gehörte. Wird ein Flüchtling identifiziert, so wie Nabi Pakaar, bekommt das Grab einen Stein mit dem Namen des verstorbenen Menschen und dem Datum der Beerdigung, bei Nabi der 19. November 2015.



Von Nabis Kindern aber gibt es keine Spur. Dass ihre Neffen und ihre Nichte irgendwo ohne ihre Eltern umherirren könnten, traumatisiert, lässt Rouna keine Ruhe. Sie fliegt doch noch nach Lesbos, mit einem Zettel, auf dem die Bilder der vier Kinder ausgedruckt sind.

Sie und Farooq haben im Internet jedes Foto studiert, das es zu dem Unglück gibt. Auf einem Foto hebt einer der spanischen Rettungsschwimmer einen Jungen aus dem Wasser an Bord eines Schiffes. Sie glauben, das könnte Samim sein, der zweitälteste Sohn ihres Bruders. Ein anderes Foto zeigt einen Jungen in einer Decke am Hafen, die Augen geschlossen, Männer beugen sich über ihn, er bekommt Sauerstoff. Hasim, der Jüngste, glauben sie. Hoffen sie.

Betreff: dringende Anfrage – Familie Pakaar aus Afghanistan

Liebe Kollegen,

Dr. Nabi Pakaar und seine Frau Najiba ertranken in der Nähe der Insel Lesbos. (...) Unsere Auftraggeberin sucht nun die Kinder ihres Bruders, die Ähnlichkeit haben mit überlebenden Kindern, die auf einem Medienfoto zu sehen sind.

Rouna und ihr Mann finden keine Hinweise, sie kehren nach Deutschland zurück. Der Gedanke, dass die Kinder noch leben könnten, auch nur eines von ihnen, macht Rouna in der nächsten Zeit fast verrückt. Gezählt werden die Toten eines Unglücks. Aber auch Angehörige wie Rouna sind Opfer. Jene, die nicht abschließen können, weil keine Leiche gefunden wird. Überlebt zu haben bedeutet nicht, dass man kein Opfer ist. Und wie leben die Helferinnen und Helfer vor Ort weiter mit dem, was sie gesehen haben?

Trauma

»Gar nicht«, antwortet Eric Kempson auf die Frage, wie man bewältigen kann, was er an jenem Abend gesehen hat. »Man steht am nächsten Morgen auf und macht weiter. « Er sagt auch, dass er Anfang dieses Jahres in London war und eine ehemalige Helferin getroffen hat. »Sie ist psychisch am Ende.«



Charly Vestlis Organisation bekommt nach dem Unglück Besuch von einem Psychologen. »Er war besorgt, weil ich so viel Zeit mit Rahila verbrachte. Ich habe sie jeden Tag in Pikpa besucht. Am Ende würde es für sie und mich so nur noch schwerer, wenn wir getrennt würden. Ich sah es ein. Ich bin dann nicht mehr jeden Tag hingefahren, sondern jeden zweiten oder dritten. Eines Tages, das muss Ende November gewesen sein, bin ich nach Pikpa gekommen, und Rahila war einfach weg. Sie sei jetzt in Athen, haben sie mir gesagt, und dass sie bei Pflegeeltern sei. Und dass sie mir nicht sagen dürften, wo sie war. Ich hatte sie einfach verloren.«

Amel erreicht Deutschland über die Balkanroute. Sie hat zuerst über das Unglück geredet, als ob es um jemand anderen ginge, sagt sie, und es dann verdrängt. Malek wollte reden«, sagt sie. »Ich weigerte mich.« Sie hatte Albträume, fühlte sich krank.

Was ihre Kamera aufgenommen hat, schaute sie sich bald an. »Ich habe mir nicht alles angesehen. Ich bin hin und her gesprungen. Ich habe nach dem Moment gesucht, als die Frau mir gesagt hat, dass ihr Kind tot sei. Wenn die Kamera das gefilmt hätte, wüsste ich sicher, dass es tot war. Oder nicht.« Aber die Kamera hat es nicht aufgenommen.

Khaled, Amels Freund, braucht ein Jahr, bis er sich die Aufnahmen ansehen kann. Ihn plagen Schuldgefühle. Er hatte sie nicht abhalten können von der Fahrt. Er war nicht bei ihr, als sie im Wasser um ihr Leben kämpfte.

Khaled kennt Mitarbeiter von »Forensic Architecture«. Sie zeigen ihnen das Material. Und Amel merkt: Sie will auch selbst mit dem Material arbeiten, will einen Film machen, der ihre ganz eigene Sicht auf das Unglück zeigt. »Es hat gedauert, bis ich merkte: Es ist immer noch da. Ich muss mich dem stellen.«

Kaya Omari und Waleed Jamal, die ihre älteste Tochter Aleyna bei dem Unglück verloren haben, leben ebenfalls in Deutschland. In ihrer Flüchtlingsunterkunft bei Köln erzählen sie einer Betreuerin, dass sie einen der Männer, der für sie in Istanbul die Überfahrt organisiert hatte, auf Facebook erkannt



hätten. Der Mann schien inzwischen auch in Deutschland zu leben. Die damalige Betreuerin erinnert sich heute an ein Paar, dem man seine Trauer ansehen konnte, und an die Bestimmtheit, mit der die beiden sagten: Wir wollen diesen Mann melden! Sie geht am 1. Februar 2017 zur Polizei. Kaya Omari und Waleed Jamal haben Deutschland inzwischen verlassen und möchten nicht mit dem *SZ-Magazin* über das Unglück sprechen. Aber ihre Aussage stieß damals die Ermittlungen an, die in einem Prozess endeten.

Weil der Beschuldigte sich tatsächlich in Deutschland aufhielt, ermittelte nun die Bundespolizei – mit großem Aufwand. Über mehrere Monate hinweg wurde ein verdeckter Ermittler auf den Verdächtigen angesetzt. Am 25. Oktober 2017 wurde er verhaftet und später zu sechs Jahren Gefängnis in Deutschland verurteilt. Über seine Biografie ist wenig bekannt, außer dass er aus Bagdad kommt und inzwischen 30 Jahre alt ist. Er schwieg vor Gericht, mehrere Anfragen des *SZ-Magazins* über seine damaligen Verteidiger lehnt er ab.

Unbestritten ist, dass der Verurteilte in der Türkei für eine Schleppergruppe arbeitete. Unbestritten ist aber auch, dass er zwar Wohnungen vermittelte für jene, die übers Meer fliehen wollten, dass er in der Hierarchie der Schleppergruppe aber weit unten stand. Er war nicht anwesend am Tag des Unglücks, und wie viel er über die Beschaffenheit des Bootes und dessen Überladung wusste, ist nicht vollständig geklärt. Die Köpfe der Schleppergruppe wurden nicht identifiziert, die Haupttäter blieben frei. In einem norddeutschen Gefängnis sitzt nun also ein Mann, der als Einziger zur Verantwortung gezogen wurde für das, was am 28. Oktober 2015 geschah. Im November hatte er selbst mit seiner Frau und der gemeinsamen Tochter den Weg übers Meer gewählt und dann in Deutschland Asyl beantragt.

Farooq bekommt kurz nach dem Unglück, für einen Afghanen eine sehr seltene Ausnahme, ein zeitlich begrenztes Visum für Griechenland, mit dem er nach Lesbos reist und den Friedhof in Kato Tritos besucht. Ein Grab, wie jenes von Nabi, ist für Angehörige wichtig. So furchtbar der Tod eines geliebten Menschen ist, so furchtbar der Schmerz, der Farooq auf dem Grab seines Bruders weinend zusammenbrechen



lässt: Es ist ein Abschluss. Ein Ende. Verzweifelte Hoffnung hingegen verhindert Trauer.

Farooq glaubt, noch mehr als Rouna, dass die Kinder noch leben könnten. Eine Straße im Stadtviertel Neos Kosmos im Zentrum Athens, ein Flachbau, unten ein Teppichladen, nebenan ein Schreibwarengeschäft, eine Bäckerei. Im ersten Stock lebt Farooq. Im Sommer 2019, lange nachdem sein Visum abgelaufen war, nahm er mit seiner Frau, den zwei Kindern und seiner Schwester Fatemeh denselben Weg wie sein Bruder. In einem Boot setzten sie nach Lesbos über, auch sie bezahlten einen Schlepper, auch sie kamen als Flüchtlinge in Lesbos an. Fatemeh war krank, und sie dachten, in Europa könnte sie besser behandelt werden.

Ein Jahr nach ihrer Ankunft, im Sommer 2020, teilen sie sich in Athen eine Wohnung mit einer weiteren Familie, zu fünft haben sie zwei der vier Zimmer. Sie sitzen in einem der Räume und wissen nicht, was sie tun sollen. Die kranke Schwester werde nicht behandelt, die Kinder hätten hier keine Zukunft. Die Verzweiflung im Raum ist schwer auszuhalten. Fatemeh, die nur noch weint, Farooq, der älter aussieht, als er ist, 45. Er holt eine schwarze Mappe, darin, in Klarsichtfolie, ausgedruckte Bilder von Menschen, die tot sind. Seine Schwägerin, tot an einem felsigen Ufer. Sein Bruder, angeschwemmt an einem Sandstrand, eine Wunde am Kopf, der Bauch aufgedunsen vom Wasser. Farooq hat diese Bilder studiert. So furchtbar sie sind, sie helfen ihm auch. Es ist eindeutig Nabi. Es ist sein Gesicht. Es sind seine Turnschuhe an seinen Füßen, es ist sein Ring an seiner linken Hand. Hier, Farooq scrollt auf seinem Handy, das war vor der Abfahrt, die Schwägerin trage dieselbe Kleidung. Nabi und Najiba sind tot, alles ist eindeutig.

Er hat auch die Bilder ausgedruckt, die er damals im Internet fand, das Bild seines jüngsten Neffen Hasim, als er noch lebte, neben das Bild des bewusstlosen Jungen unter der Sauerstoffmaske montiert, das er im Internet gefunden hat. Er hatte so sehr gehofft, dass er noch lebte. Inzwischen gibt es kaum noch Hoffnung, auch deshalb weint Fatemeh nur noch.

In Hamburg hat Rouna im Februar dieses Jahres einen Brief des Deutschen Roten Kreuzes bekommen. In diesem wurde sie darüber informiert, dass inzwischen auf der Insel Lesbos drei Personen identifiziert wurden, die nachweislich ihrer DNS mit ihrem Bruder und dessen Frau verwandt sind.

»Laut dem zuständigen Pathologen handelt es sich bei den 3 genannten Verstorbenen um einen Jungen, dessen Alter auf 8 Jahre geschätzt wird, einen weiteren Jungen, der geschätzt 12 Jahre alt ist, und um ein Mädchen, dessen Alter auf 20 Jahre geschätzt wird. (...) Da das Alter bei zwei Personen abweicht, sind die Identifizierungen noch nicht abgeschlossen. Das IKRK wird daher bei der Küstenwache in Mithymna anfragen, ob es von den 3 Verstorbenen Fotos gibt, die man Ihrem Bruder in Griechenland zeigen könnte.«

Nabis Tochter war zwölf. Zwölf Jahre und 20 Jahre. Acht Jahre Unterschied, die aus einem Mädchenkörper einen Frauenkörper machen. Farooq ist nach Lesbos gereist, man hat ihm dort je ein Bild von drei toten Kindern gezeigt. Er identifiziert Samim, den mittleren Sohn seines Bruders. Er identifiziert aber auch Nazhla, dessen Tochter, die der Gerichtsmediziner auf 20 schätzte. Unsicher ist er dagegen, ob das dritte Bild seinen jüngsten Neffen zeigt, der zum Zeitpunkt des Unglücks zehn war. Er fragt nach mehr Bildern, die er nicht bekommt. Er will die Bilder mitnehmen, um sie Rouna zu schicken, aber auch das darf er nicht.

Leichen verändern sich im Wasser. Das Unglück ist knapp fünf Jahre her, als Farooq die Bilder am Computer sieht. So gut er Nabis Kinder kannte: Er ist ihr Onkel, nicht der Vater. Und zu dem Zeitpunkt, als er auf Lesbos auf die Bilder blickt, ist er psychisch am Ende. Die Sicherheit, die er sich erhofft hat und auf die auch Rouna in Hamburg hofft: Sie bekommen sie nicht. Trauer verläuft in Phasen, am Anfang steht der Schock, am Ende vielleicht die Akzeptanz. Dazwischen erleben Hinterbliebene in der Regel Phasen von Wut, Verzweiflung und tiefer Niedergeschlagenheit. Wenn aber die Gewissheit über den Verlust fehlt, lässt er sich umso schwerer akzeptieren und verarbeiten.



Farooq redet mal so, als ob zwei Kinder tot wären, mal, als ob drei Kinder tot wären, und mal, als ob alle vier noch leben könnten. Eines auf jeden Fall, glaubt er: Nabis ältester Sohn. Wenn sowieso alles hoffnungslos ist, bleibt die Hoffnung an ein Wunder manchmal besonders stark. Es könnte doch sein, dass sein Neffe so traumatisiert ist, dass er sich nicht mitteilen kann. Es könnte doch sein, dass er verschleppt wurde. Er habe schon Gerüchte gehört, dass Kinder verschleppt wurden. Farooq kann nicht abschließen, genauso wenig wie Rouna in Hamburg. Die Wohnung, in der sie mit ihrem Mann und den Kindern lebt, fand sie früher auch wegen der Nähe zur Elbe so gut.

Aber wenn sie jetzt auf dem Balkon sitzt, stellt sie ihren Stuhl so, dass sie nicht aufs Wasser sieht. Amel hat aus den Bildern, die ihre Kamera aufgenommen hat, zusammen mit Khaled einen Film gemacht. Er heißt *Purple Sea* und wurde dieses Jahr in einem Nebenprogramm im Rahmen der Berlinale gezeigt. Sie sagt, der Film war für sie wie eine Therapie. Amel und Khaled haben inzwischen eine Tochter, vor Kurzem ist sie zwei geworden. Seit sie Mutter ist, denkt Amel wieder öfter an den 28. Oktober und die Zeit im Wasser. Ein Gedanke kommt immer wieder: Wie lange hätte sie es geschafft, ihre Tochter über Wasser zu halten? Charly Vestli lebt heute in Zürich und erwartet in Kürze ihr zweites Kind. Wo Rahila lebt, hat sie damals nach drei Monaten Suche herausgefunden. Sie flog sofort nach Athen, um sie zu besuchen. Seitdem sind sie ständig in Kontakt.

Europa

Ein Café in Västerås, Schweden, Ende Oktober dieses Jahres. Rahila ist fast 19 Jahre alt, sie trägt Skinny Jeans und Sneaker, ihre Augen sind sorgfältig geschminkt. Bevor sie ein Video für Snapchat aufnimmt, wirft sie ihre rückenlangen schwarzen Haare noch einmal über die Schulter, erfahrener Selfie-Gesichtsausdruck.

Ihre Erinnerungen an jenen Tag vor fünf Jahren sind verschwommen, sie erinnert sich vor allem an Details. Dass ihr Vater eigentlich nicht geraucht hat, an jenem Tag aber viel, und sie daher ahnte: Es ist gefährlich, was sie machen. Dass es knallte und sie im Wasser war, dass ihr Vater noch sagte: Halt dich an dem Holz fest!



Dass ein Mann in Panik sie fast unter Wasser drückte. Dass sie Wasser schluckte. Dass jemand sie aus dem Wasser in ein Boot zog, ein Fischer. Und dann war da Charly, am Hafentor. »Sie war wie ein Engel«, sagt Rahila. »Sie hat mich einfach umarmt, und diese Umarmung werde ich nie vergessen. Ich habe die ganze Nacht in ihrem Schoß geweint.«

Geschwister, um ihre Eltern geht, beginnt Rahila zu weinen, lautlos laufen dann Tränen über ihre Wangen. »Wieso«, fragt sie, »konnte nicht wenigstens einer von ihnen überleben?«

Sie kam damals in eine Pflegefamilie in Athen, ein Programm der Organisation METAdrasi, das minderjährige Geflüchtete in griechischen Familien unterbringt. Dort habe sie sich wohlgefühlt, sagt Rahila, aber nicht in Griechenland. Erst als eine Tante in Schweden sie einlud, dort zu leben, begann für sie ein Neuanfang, Anfang 2018 zog sie um.

In Schweden ging sie zur Schule, hatte Cousins und Cousinen, die sie noch aus ihrer Kindheit in Afghanistan kannte, sie fand Freunde. Sie nahm ab, weil sie keine Süßigkeiten mehr in sich reinstopfen musste. Sie interessierte sich jetzt wieder für Klamotten, ging gern shoppen – in Griechenland war ihr Kleidung egal gewesen, nicht ein einziges Mal sei sie einkaufen gegangen. Schwedisch zu lernen fiel ihr leicht, alles hatte ja endlich wieder einen Sinn. »Ich fühlte mich wieder lebendig«, sagt Rahila. Nach der Schule plante sie, Altenpflegerin zu werden, wie ihre Tante, oder Kindergärtnerin, weil sie Kinder so mag. Ihr Handybildschirm zeigt ihren lachenden kleinen Bruder, der drei war, als er ertrank.

Kurz vor dem Abschluss der 9. Klasse wurde Rahila 18, Ende des vergangenen Jahres. Und damit zerschlugen sich alle Zukunftsaussichten. Denn die Tante in Schweden war nicht eng genug mit Rahila verwandt: Sie war die Großtante. Wie eng Rahilas Mutter und die Großtante früher in Kabul miteinander waren, war für die Behörden irrelevant. Eine Familienzusammenführung wurde abgelehnt. Und weil Rahila jetzt nicht mehr minderjährig war, durfte sie nicht in Schweden bleiben. Sie musste zurück nach Griechenland.



Die Organisation METAdrasi fragte bei ihrer alten Pflegefamilie nach, ob Rahila dorthin zurück könnte – damit sie nicht in einer der Abschiebeunterkünfte landete. Die griechische Familie sagte sofort zu. Charly flog nach Athen, um Rahila vom Flughafen abzuholen. Aber auch wenn sie dankbar war für die Hilfe, wollte Rahila eigentlich nur eines: wieder nach Schweden. Zu ihrer Familie, ihren Freunden, in die Schule.

Weil sie in Griechenland als Flüchtling anerkannt ist, darf sie reisen. Sie jobbte und kaufte Ende August von dem verdienten Geld ein Flugticket nach Schweden. Drei Monate lang kann sie so wieder bei ihrer Familie sein. Zur Schule allerdings kann sie nicht. Ihre Freunde sind inzwischen mit der 9. Klasse fertig. Hätte Rahila ihren Abschluss gemacht, könnte sie jetzt schon auf dem Gymnasium oder in einer Ausbildung sein. Stattdessen verliert sie, so sehr sie dagegen ankämpft, wieder ihren Antrieb. Vorbei die Zeit, als sie um fünf von der Schule nach Hause kam und etwas aß, um dann bis spätabends weiter vor ihrem Notebook zu sitzen. In Västerås sieht Rahila im November möglichst viele Freunde, denn am 27. November geht ihr Flug zurück nach Athen.

Auf Lesbos wurde das Lager Pikpa, jenes Camp, das sich um besonders schutzbedürftige Flüchtlinge wie Rahila kümmerte, Ende Oktober dieses Jahres von der Polizei geräumt.

Der Friedhof auf Lesbos, um den Moustafa Dawa sich ab 2015 kümmerte, steht inzwischen unter der Kontrolle der griechischen Behörden. Eine Anfrage, ob man den Friedhof sehen dürfe, bleibt von der Stadt unbeantwortet. Ein heimlicher Besuch zeigt, dass sich niemand mehr regelmäßig um die Pflege zu kümmern scheint. Die Gräber sind zugewuchert, nur mit Mühe lassen sich die Grabsteine noch lesen.

Die EU hat ein neues Migrations- und Asylpaket vorgeschlagen. Offiziell geht es um eine gerechtere Aufgabenverteilung in den Mitgliedsstaaten, inoffiziell um die schnellere Rückführung von Migranten. Die Zahl der Flüchtenden, die über die Ägäis-Route versuchen, nach Griechenland zu kommen, ist in diesem Jahr zurückgegangen. Auf einer anderen Route steigen die Zahlen stark. Immer mehr Boote versuchen, von



der Küste Nordafrikas die Kanaren zu erreichen. Die Route gilt als besonders gefährlich.

dpa, 12. November 2020: »Beim Untergang eines Bootes mit Flüchtlingen sind vor der Küste Libyens mindestens 74 Menschen ertrunken.«

Eine Meldung in den Nachrichten. So einfach zu vergessen.



Der Kontrollverlust

Wie eine israelische Firma eine Software erfand, um die Smartphones von Kriminellen und Terroristen auszuspähen – und wie diese Software weltweit als Waffe gegen Menschenrechtler und Oppositionelle missbraucht.

Von Kai Biermann, Astrid Geisler, Holger Stark und Sascha Venohr, DIE ZEIT,
22.Juli 2021

In der Stadt Herzliya, 20 Autominuten nördlich von Tel Aviv, liegt das Hauptquartier eines Unternehmens, auf dessen Arbeit Geheimdienste rund um die Erde vertrauen. Rautenförmige Stahlträger durchziehen das gläserne Hochhaus wie Gräten einen Fisch. An einem der Stahlträger, im Konferenzraum im 14. Stock, lehnt Shalev Hulio. Durch die bodentiefen Fenster leuchtet der goldgelbe Strand der Mittelmeerküste, die Sonne lässt Israel in der Mittagshitze dampfen.

Hulio ist 40 Jahre alt und der Gründer und Chef des Cyber-Unternehmens NSO, ein Multimillionär, so geschmacksfrei-nachlässig gekleidet, dass man denken könnte, er studiere im 16. Semester Informatik. Er trägt ein ausgewaschenes T-Shirt, das aus der Jeans baumelt, dazu braune Wildleder-Stiefel und einen strubbeligen Vollbart.

An diesem Tag Anfang Juni 2021 wird die Büroroutine durch einen feierlichen Akt unterbrochen: Shalev Hulio verabschiedet seinen allerersten Programmierer in den Ruhestand. Männer in schwarzen Cargohosen und Frauen in weißen Turnschuhen und Designershirts strömen in den Konferenzraum. In der Mitte ein wuchtiger Blumenstrauß und ein Champagner-Kühler, dazu Softdrinks und Bier. An der Betonwand ein Schild: Life was much easier when Apple and Blackberry still were fruits. Das Leben war so viel einfacher, als Apple nur für Apfel stand und Blackberry nur für Brombeere. Der



Programmierer beendet seine Abschiedsrede, und Hulio umarmt ihn. Seine Mitarbeiter jubeln.

Damals, vor elf Jahren, als Hulio seinen ersten Angestellten anheuerte, war NSO nur eine Idee. Heute ist die Firma der weltweit größte Hersteller von Cyber-Angriffswaffen. Ein global operierender Konzern, der die Infiltration von Smartphones erfunden hat; der umrankt ist von Legenden; der berühmt ist und berüchtigt zugleich. Ein Unternehmen, das seine eigenen Programmierer als »Superhelden« feiert, die im Kampf gegen das Böse »Hunderttausende von Menschenleben« gerettet hätten.

Die wichtigste Waffe der Helden ist ein Spionageprogramm namens Pegasus. NSO stellt es Geheimdiensten und Polizeibehörden in 36 Staaten gegen Bezahlung zur Verfügung. Angeblich benutzen diese Staaten die Software nur, um Kriminelle zu enttarnen, die in der digitalen Anonymität mit Waffen und Drogen handeln oder Terroranschläge und andere Verbrechen planen.

Was Hulio da erfunden hat, bietet die Chance auf die perfekte digitale Überwachung. Wer sich im 21. Jahrhundert das Smartphone eines Menschen gefügig macht, kann sich auch den Menschen selbst gefügig machen, kann ihm nehmen, was er für sich behalten möchte, kann ihn aufspüren und einschüchtern, unterdrücken und einsperren – und im schlimmsten Fall töten.

In der Firmenzentrale in Herzliya schwingt die Tür auf, Shalev Hulio betritt sein Büro und lässt sich in einen Sessel fallen. Er grüßt mit dem hawaiianischen Surfergruß, abgespreizter Daumen und kleiner Finger, und öffnet eine Cola-Dose. »Ist ein besonderer Tag«, sagt er und atmet durch. Es scheint, als habe ihn der Abschied von seinem allerersten Mitarbeiter sentimental gestimmt.

Hulio steht unter Druck. In den vergangenen Jahren gab es in den Medien und von Menschenrechtsaktivisten immer wieder Vorwürfe gegen die Helden. Es hieß, ihre



Superwaffe Pegasus komme auch gegen Menschen zum Einsatz, die gar keine Verbrecher sind. Hulio hat das meistens bestritten.

»Wenn wir einen Selbstmordanschlag mit moderner Technik verhindern können, dann müssen wir das tun«, sagt er jetzt in seinem Büro. »Und welche Möglichkeiten haben die Strafverfolgungsbehörden, um Pädokriminelle zu fangen, die sich im Netz hinter falschen Identitäten verstecken? Die einzige Möglichkeit besteht darin, Informationen direkt von den Endgeräten zu sammeln.« Shalev Hulio zeichnet das Bild einer Welt, die gefährlich ist, aber von NSO jeden Tag ein bisschen sicherer gemacht wird.

Er sagt: »Wir sind keine Spionagefirma, wir sind kein Geheimdienst. Wir sind eine Technologiefirma. Wir haben unmissverständlich klargemacht, dass wir den Einsatz von Pegasus nur erlauben, um Verbrecher und Terroristen aufzuspüren oder ihre Taten zu verhindern. Das ist Pegasus' einzige Aufgabe.«

Wenn es denn so wäre.

Monatelange Recherchen eines internationalen Journalistennetzwerks, dem die ZEIT amgehört, lassen von Shalev Hudios Heldensaga nicht viel übrig. Sie enthüllen den systematischen Missbrauch einer der gefährlichsten Cyberwaffen der Welt. Mit Pegasus werden nicht nur Kriminelle verfolgt, sondern auch Menschenrechtsaktivistinnen und Anwälte, Politiker und Journalistinnen durch Staaten überwacht. Pegasus ist ein Werkzeug der Repression und der Spionage, das Demokratien schützen soll – und sie zugleich bedroht.

Zu den potenziellen Opfern gehören französische Reporterinnen von Le Monde und Le Canard enchaîné, eine Korrespondentin des Fernsehsenders CNN, Journalisten von The Wire in Indien, ein AFP-Korrespondent in Marokko, investigative Rechercheure aus Ungarn und Aserbaidshan, dazu Menschenrechtsanwälte aus Frankreich und Bürgerrechtler in Indien und Ruanda. Der französische Staatspräsident



Emmanuel Macron zählt mit einer seiner Telefonnummern ebenso zu den potenziellen Zielen wie mehrere französische Minister und hochrangige Diplomaten, außerdem zwölf weitere amtierende oder ehemalige Staats- und Regierungschefs.

Die ZEIT hat gemeinsam mit dem Journalistenkonsortium eine Liste mit mehr als 50.000 Handynummern ausgewertet, die seit 2016 von Geheimdiensten und anderen Behörden erfasst worden sind; die Daten wurden an den gemeinnützigen Verein Forbidden Stories sowie an Amnesty International geleakt. Die Erfassung einer Nummer bedeutet nicht automatisch, dass ein Smartphone auch tatsächlich mit Pegasus attackiert wurde. Die Liste umfasst Telefonnummern, für die NSOs Kunden den Aufenthaltsort des jeweiligen Gerätes und weitere Informationen abfragten. In einem zweiten Schritt konnten sich die Geheimdienste entscheiden, ob sie das Telefon tatsächlich angreifen wollten. Sicher ist, dass die gesamte Liste Auskunft darüber gibt, für wen sich die Sicherheitsbehörden interessiert haben.

Konfrontiert mit den Ergebnissen der Recherche, sagt ein Anwalt des Unternehmens: Die Erfassung der Nummern könne »viele legitime und vollständig saubere Anwendungsmöglichkeiten haben, die nichts mit Überwachung oder NSO zu tun haben«. Selbst wenn die Annahmen zu der Telefonliste richtig seien, würde dies »nicht zwingend bedeuten«, dass die Einspeisung der Nummern »Teil eines Überwachungsversuchs« sei. Auch sei nicht gesagt, dass »ein versuchter Einsatz erfolgreich war«. Der Versuch einer Überwachung sei »nicht die einzige Möglichkeit«, die Daten zu gebrauchen. Die Journalisten zögen »falsche, zu weit reichende und verleumderische Schlüsse aus der Liste«.

Um die Einträge zu überprüfen, haben die beteiligten Medien stichprobenhaft 67 Mobiltelefone durch Amnestys Security Lab untersuchen lassen, in 37 Fällen fanden die Experten digitale Spuren von Pegasus, also Hinweise auf einen Spionageangriff. ZEIT-Reporterinnen und Reporter haben darüber hinaus mit Dutzenden Betroffenen gesprochen, NSO-Insider und ehemalige Mitarbeiter der Firma



aufgespürt sowie in Ungarn, Frankreich, der Türkei und Israel recherchiert – und NSO selbst besucht, um Shalev Hulios Darstellung zu hören.

Was also geht wirklich in jenem Hochhaus vor sich? Wie kam es, dass Hوليو eine Software erfand, die ihm Staaten weltweit aus den Händen reißen, als hätte er einen Impfstoff gegen das Böse entwickelt – oder das, was manche Staaten darunter verstehen? Und was hat das alles mit Ahmed J. zu tun, der an einem lauwarmen Frühlingsmorgen für einen Augenblick die Luft anhält, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dann tief ausatmet und mit unbewegter Miene sagt: »Na gut. Jetzt weiß ich es wenigstens«?

Er steht vor einem wuchtigen Bronzedenkmal von Kaiser Wilhelm auf einem Hügel am Stadtrand von Minden, ein Mann von gut 60 Jahren im Nadelstreifenanzug mit sorgsam gescheiteltem Haar und Burt- Reynolds-Schnauzer, der über Rapsfelder und die Weser schaut. Eben hat er von einem ZEIT-Reporter erfahren, dass der lange Schatten des syrischen Bürgerkrieges bis zu ihm nach Westfalen reicht, wo Ahmed J. seit 20 Jahren in einem weiß verputzten Mehrfamilienhaus lebt. Minden ist eine beschauliche Stadt, es gibt wenig Kriminalität, kaum Extremisten und erst recht keinen Bürgerkrieg. Der Feind, der Ahmed J. nachspürt, lauert nicht hinter der nächsten Ecke. Er kriecht durch sein Mobiltelefon. J.s deutsche Telefonnummer taucht in der geleakten Liste mit potenziellen Zielen für das Jahr 2019 auf.

Ahmed J. war 2000 von Damaskus nach Deutschland geflohen, um der Diktatur zu entgehen. Er engagierte sich in der Exilopposition und fuhr nach Genf zu den Friedensverhandlungen mit dem Assad-Regime. Im Visier des syrischen Nachrichtendienstes stand er schon länger: Als ihn 2010 seine Mutter aus Syrien in Minden anrief und fragte, wann er endlich wieder nach Hause komme, habe er geahnt, dass der Geheimdienst des Regimes seine Familie als Geiseln genommen habe, sagt Ahmed J. »Ich wusste, dass meine Mutter niemals so eine Frage stellen würde.« Am Ende des Telefonats habe ihr ein Mann den Hörer aus der Hand genommen und gebrüllt, J. solle endlich die Oppositionsbewegung verlassen.



Seine Mutter starb eines natürlichen Todes, J. hat nach dem Telefonat nie wieder mit ihr sprechen können. Seinen Bruder ließ der Geheimdienst foltern und in einem Kerker wegsperren. Ahmed J. erzählt seine Lebensgeschichte ruhig, mit ausgesuchter Höflichkeit, ein stiller, stolzer Mann. »In Deutschland können wir frei reden, unsere Meinung sagen, diskutieren«, sagt er. »Ich habe hier ein Leben in Frieden gefunden.« Zumindest dachte er das.

Ein Mann, der sich in der syrischen Exilopposition engagiert, ist für die Machthaber von großer Bedeutung. Im Smartphone können sich Hinweise darauf finden, wie die Opposition sich organisiert, hier in Europa und auch in Syrien selbst, wo das Regime direkten Zugriff hat auf seine Gegner.

Israel und Syrien sind verfeindet. Es gab in der Vergangenheit zahlreiche bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen den beiden Staaten. Wie kann es sein, dass ein Gegner des syrischen Regimes mithilfe einer Software aus Israel ins Visier genommen wird?

Eine mögliche Erklärung liefert ein Dokument, das indirekt auch mit Ahmed J. zu tun hat. Ein Vertrag zwischen NSO und einer Sicherheitsbehörde der Vereinigten Arabischen Emirate, vier Seiten, datiert auf den 15. August 2016. Darin einigt sich die Behörde mit dem Unternehmen darauf, dass sie NSOs Produkte, also Pegasus, an staatliche Stellen in den Emiraten vermitteln darf.

Für Ahmed J. bedeutete dieser Vertrag die Ausweitung der Kampfzone von Syrien bis nach Minden. Die Emirate sind bekannt dafür, einen Teil der Drecksarbeit für das syrische Regime zu übernehmen, ihre Geheimdienste helfen mit Informationen, die Regierung hilft mit Milliarden. Im Fall von Ahmed J. waren es offenbar die Emirate, die – wahrscheinlich auf Bitten der Syrer – dafür sorgten, dass seine Nummer auf der Liste landete. Für NSO bedeutete der Vertrag den Durchbruch im Nahen Osten, einer Region, in der Oppositionelle, Frauen und Bürgerrechtler seit Langem unterdrückt, gefoltert und ermordet werden. Einer Region voller autokratischer Staaten, in der der Durst nach



modernster Überwachungstechnologie groß ist – und Geld keine Rolle spielt. NSO schloss einen Vertrag zum Einsatz der Software mit Dubai und einen weiteren mit Abu Dhabi. Die Millionen sprudelten nur so. Und die Daten, die Pegasus seitdem für die Emire erbeutet, sprudelten auch.

Es ist ein kleines Wunderwerk, nur ein paar Megabyte groß. Einmal auf ein Handy geschleust, geht es vor wie eine Zecke, es saugt sich voll, mit Fotos und E-Mails, mit Gesundheitsdaten, Kontoinformationen und Chatverläufen. Pegasus kann, unbemerkt vom Handynutzer, die Kamera aktivieren und die Standortbestimmung, das Mikrofon und die Videofunktion. Nachts, wenn der Nutzer schläft und das Gerät in einem WLAN eingeloggt ist, sendet Pegasus die aufgesogenen Daten an den Angreifer. Und keine Art der Verschlüsselung kann es aufhalten. Keine der zahlreichen Messaging-Apps, die einen besonderen Schutz der Privatsphäre versprechen, kein Signal, kein Telegram, kein WhatsApp, auch keine Finanz-App. Pegasus trickst sie alle aus: Es greift die Daten in genau dem Moment ab, in dem die Apps gewissermaßen wehrlos sind. Wenn jemand zum Beispiel gerade eine Nachricht eintippt, die kurz darauf verschlüsselt in die Welt verschickt wird. Oder wenn eine verschlüsselt eingehende Nachricht gerade entschlüsselt worden ist. Pegasus liest mit. Immer.

Das Programm ist kein Werkzeug der Massenüberwachung, anders als bei den Skandalen, die Edward Snowden in der NSA-Affäre enthüllt hat. Aber es greift umso tiefer in die Privatsphäre des Einzelnen ein. Wer es auf dem Smartphone hat, verliert die Kontrolle über sein Gerät. Und damit über einen Teil seines Lebens.

In den ersten Jahren schlich sich Pegasus per SMS oder WhatsApp auf die Handys seiner Opfer. Sie bekamen einen Link zugeschickt, den sie anklicken mussten. Aber 2017 entdeckte irgendwo auf der Welt ein anonymes Programmierer die Möglichkeit eines ultimativen, diabolischen Angriffs: eine Nachricht, die sich selbstständig entfaltet und das Handy infiziert, ohne angeklickt werden zu müssen. »Zero-Click« heißt die Methode, die mittlerweile von NSO angewandt wird. Alles, was man dabei für eine erfolgreiche Attacke braucht, ist die Handynummer des potenziellen



Opfers. Sonst nichts. »Pegasus ist zu einer Superwaffe geworden, die uns aus den Händen gegliitten ist«, sagt ein ehemaliger NSOler, der lange für Shalev Hulio gearbeitet hat.

Auf den ersten Blick wirkt der NSO-Chef so tapsig-gemütlich wie ein Bär, es fällt schwer, ihn nicht zu mögen. Aber Hulio bewegt sich mit erstaunlicher Wendigkeit durch die Welt der Politik und der Geheimdienste. Zu seinen Kunden zählt mittlerweile auch halb Europa: etwa Portugal, Belgien, Spanien, Polen und Ungarn. In Deutschland blieben alle Versuche, Pegasus zu vermarkten, ohne Erfolg. Die Software kann zu viel, sie sprengt die engen Grenzen, die der deutsche Rechtsstaat setzt. Anderswo gibt es diese Grenzen nicht. Asiatische Staaten wie Singapur, Kasachstan oder Indien sowie afrikanische Länder wie Ruanda oder Togo – sie alle arbeiten mit Pegasus.

Shalev Hulio hat binnen zehn Jahren aus einer Klitsche einen Weltmarktführer gemacht, der heute 860 Mitarbeiter beschäftigt und mit rund anderthalb Milliarden Dollar bewertet wird. Die Mehrheit der Anteile hält seit 2019 eine Londoner Investmentfirma namens Novalpina, die einem Briten, einem Österreicher und einem Deutschen gehört. Hulio besitzt knapp zehn Prozent.

Die Idee, ein Unternehmen zu gründen, dessen Produkt sich heimlich in das Leben fremder Menschen schleicht, kam Shalev Hulio eher beiläufig. In der Highschool in Haifa galt er als außergewöhnliches Kind, hochbegabt, aber hibbelig. Sein bester Freund Omri Lavie ging mit ihm in eine Klasse, die beiden waren unzertrennlich. Nach dem Schulabschluss verpflichtete sich Hulio bei der Armee, in einer Einheit zur Suche von Überlebenden.

Als es im Jahr 2010 in Haiti ein verheerendes Erdbeben gab, flog die israelische Regierung seine Einheit in die Karibik, eine humanitäre Mission, um nach Verschütteten zu graben. Auf einem Foto, das Hulio als Reservisten in Uniform im Haiti-Einsatz zeigt, schaut er ernst in die Kamera. »Die Armee hat mich geerdet«, sagte er später dem israelischen Journalisten Ronen Bergman.



Hulio ist keiner der typischen israelischen Start-up-Nerds, die schon in der Armee mit Computern zu tun haben und noch ein IT-Studium drauflegen, bevor sie die erste Firma gründen. Nach dem Wehrdienst tingelte er durch die USA und verkaufte in Einkaufszentren Hautcremes mit Mineralien aus dem Toten Meer, ehe er nach Israel zurückkehrte und sich an der Universität von Herzliya für Jura und Staatskunde einschrieb. An einem Abend Anfang Mai 2008, als Hulio und sein Freund Omri Lavie in einer Kneipe saßen, beschlossen die beiden, es mit einem Start-up zu versuchen. Hulio träumte von einer App, mit der man Dinge kaufen kann, die in TV-Serien auftauchen. Sonnenbrillen von Ray-Ban, T-Shirts von Armani, Schuhe von Manolo Blahnik. Um für die Geschäftsidee zu werben, führten er und Lavie Investoren Ausschnitte aus Sex and the City vor. Eine Fondsgesellschaft für Risikokapital gab das Geld – und drängte die beiden jungen Männer postwendend aus dem Unternehmen.

Keine Firma, kein Geld, aber viel Frust, das war die Lage in jenem Spätsommer 2008.

Damals war gerade eine neue Generation von Handys auf den Markt gekommen, darunter das erste iPhone. Das Zeitalter des Smartphones hatte begonnen. Hulio war begeistert – und überfordert, wenn an seinem Handy mal wieder etwas nicht funktionierte. »Ich hing mit meinen Problemen in der Warteschleife eines Callcenters, und es hat mich verrückt gemacht«, sagt er. »Da kam mir die Idee, ob man mit Mobiltelefonen nicht das Gleiche machen kann wie mit Computern: sie aus der Ferne zu warten.«

Weltweit gab es noch kein einziges Unternehmen dieser Art. Und so ließ Hulio ein Patent eintragen, bezahlte ein paar Programmierer und gründete seine zweite Firma. Er nannte sie »CommuniTake«.

Die Geschäftsidee ist simpel: Wer ein Problem mit seinem Handy hat, kann sich bei CommuniTake melden, bekommt einen Link zum Anklicken auf das Gerät



geschickt – und dann bewegen sich wie von Zauberhand die Techniker darauf, als wäre es ihr eigenes Handy.

Eine freundliche Übernahme des Telefons.

Das Geschäft brummt damals bald, fast alle großen Telekom-Anbieter werden Hulios Kunden. Auch sein Freund Omri Lavie ist wieder dabei. Eines Tages, als Hulio gerade in Europa ist, um einem Mobilfunkkonzern sein Konzept zu präsentieren, klingelt sein Telefon. Am anderen Ende der Leitung sind zwei Beamte eines europäischen Geheimdienstes. Sie bitten um ein persönliches Treffen. Hulio sagt zu.

»Wir fischen im Trüben«, hätten die Geheimdienstler dann bei dem Treffen geklagt, immer öfter könnten sie nicht mehr mithören und mitlesen, was Kriminelle miteinander besprechen, erinnert er sich heute. Hulio wisse gar nicht, wie revolutionär seine Erfindung sei.

Moderne Smartphones sind Alleskönner, Apps wie WhatsApp, Telegram oder Signal erlauben eine Verschlüsselung nahezu in Echtzeit. Was lange unmöglich schien, gehört heute wie selbstverständlich dazu: der weitgehende Schutz der Menschen vor dem Ausforschen ihrer Kommunikation. Nicht nur für die Eliten in Wirtschaft und Politik. Sondern für uns alle. Aber Apps wie Telegram werden eben auch von Kriminellen genutzt, von Männern, die Kindern sexuelle Gewalt antun, von Rechtsextremisten, Drogenschmugglern, IS- Terroristen. »Going dark« nennen die Behörden das Phänomen, wenn ein Verdächtiger plötzlich von der digitalen Bildfläche verschwindet.

Ob Shalev Hulio seine Technik nicht auf den Markt bringen wolle, fragen ihn die Geheimdienstler damals – mit einer kleinen Änderung: Die Kontrolle des Smartphones von außen müsse unbemerkt bleiben, anders als bei der Software-Reparatur auf Wunsch des Kunden. Die Geheimdienstler wollen, dass sich die freundliche Übernahme des Telefons in eine feindliche verwandelt.



Hulio ist elektrisiert. Er riecht einen Massenmarkt. Mehr als drei Milliarden Handys gibt es heute auf der Welt, die Probleme der Sicherheitsbehörden ähneln sich überall – und er hat die Lösung dafür. Zurück in Israel, berichtet er dem Aufsichtsrat. Doch der ist wenig euphorisch. CommuniTake besitze ein profitables Geschäft, von der Welt der Geheimdienste und Strafverfolgungsbehörden verstehe die Firma nichts.

»Wie können wir als Israelis darauf verzichten, wenn wir die Schlüssel in der Hand haben, um die Welt vor Terroranschlägen zu beschützen?«, habe er entgegnet, erzählt Hulio. Mit seinem Freund Omri Lavie verlässt er CommuniTake. Im Jahr 2010 gründen die beiden ihr drittes Start-up, Geschäftszweck: die Infiltration von Handys. Nur zwei Dinge fehlen. Jemand mit Kontakten in die Welt der Nachrichtendienste. Und ein guter Firmenname.

Hulio erinnert sich an einen alten Freund von der Universität, der mittlerweile beim Auslandsgeheimdienst Mossad arbeitet, Niv Carmi. Er überredet ihn, in die junge Firma einzusteigen. Niv Carmi ist die Lösung für beide Probleme: Er bringt Verbindungen in die Geheimdienstwelt mit. Und er steuert das letzte Puzzleteil für den Firmennamen bei, der sich aus den Anfangsbuchstaben der Vornamen der drei Freunde zusammensetzen wird.

Niv, Shalev, Omri. NSO.

Nach vier Monaten steigt Niv Carmi wieder aus. Sie haben noch keine einsatzfähige Software zum Vermarkten, die Programmierer verbrennen Unmengen an Geld. Carmi heuert als Sicherheitsexperte für Frachtschiffe am Golf von Aden an. Um ihn auszubezahlen, nehmen Hulio und Lavie einen Studentenkredit über 8000 Dollar auf. Wäre Carmi geblieben, wären seine Anteile heute mehr als 100 Millionen Dollar wert.

Der erste Kunde des Unternehmens ist 2011 Mexiko. Das Land versinkt in Korruption und Drogengewalt, und so wird Pegasus ein Werkzeug, das gegen die



Kartelle zum Einsatz kommt. Pegasus ist so gut, dass gleich fünf mexikanische Behörden Kunden von NSO werden, darunter der Geheimdienst Cisen, das Verteidigungsministerium und das Büro des Generalstaatsanwaltes. In der Zentrale in Herzliya geben sie ihnen Codenamen, »Maria 1«, »Maria 2« und so weiter.

Wer die Software erwirbt, besitzt sie nicht im eigentlichen Sinne. Er mietet sie nur. NSO installiert beim Kunden Computer, über die der Kunde die Nummern der Smartphones, für die er sich interessiert, in das Überwachungssystem einspeist – so entstand offenbar die Liste mit den 50.000 Einträgen. Gibt man danach den Befehl zum Ausspionieren eines Handys, läuft der Angriff über ein globales Servernetzwerk. NSO behauptet, die Namen und Daten der Zielpersonen nicht zu kennen. Nur wenn die Kunden, also die Geheimdienste und Polizeibehörden, zustimmten, könne die Firma einen Blick in die Liste der Ziele werfen.

Fest steht: Eine eigene Gruppe innerhalb des Unternehmens schult die staatlichen Behörden darin, wie man eine möglichst unverfänglich klingende SMS formuliert, mit der die Opfer zum Anklicken verführt werden sollen. Denn die SMS-Variante kommt bis heute zum Einsatz. Die Zero-Click-Methode wird als Premium-Version vermarktet. Sie kostet extra.

In Mexiko verhilft die Software den Ermittlern durchaus zu spektakulären Erfolgen gegen die organisierte Kriminalität. Der größte ist die Jagd auf »El Chapo«, den berüchtigten Drogenboss. Die Ermittler schicken die Software auf das Handy seines Anwalts und einer Schauspielerin, die mit »El Chapo« in Kontakt steht. So erfahren sie, dass im Norden des Bundesstaates Sinaloa ein geheimer Unterschlupf für die Ankunft der »Großmutter« vorbereitet wird – ein Codename für »El Chapo«. Am 8. Januar 2016 wird der Drogenboss festgenommen. Es ist eine Geschichte, über die Shalev Hulio gerne spricht.

Doch Pegasus wütet auch wie eine Kettensäge durch die mexikanische Zivilgesellschaft. Die bekannte Fernseh- und Radiomoderatorin Carmen Aristegui wird



überwacht, dazu ihr minderjähriger Sohn; die forensische Untersuchung der Telefone wird dies später bestätigen. Insgesamt stehen mindestens 25 mexikanische Journalisten auf der geleakten Liste der potenziellen Ziele, einige sind den forensischen Analysen zufolge tatsächlich ausspioniert worden. Auch als 43 mexikanische Studenten entführt und mutmaßlich von Drogenbanden ermordet werden, kommt Pegasus zum Einsatz. Die Fahnder lassen einen Aktivistin auf die Liste setzen, der in der Öffentlichkeit als Sprecher der Opferfamilien auftritt, außerdem Angehörige der Verschwundenen.

Es ist, als hätten die mexikanischen Sicherheitsorgane irgendwann erkannt, wie mächtig die Waffe ist, die sie da aus Israel bekamen. Dass sie sich nicht nur gegen Drogenbosse und andere Kriminelle in Anschlag bringen lässt. Die Versuchung, auch die Handys harmloser und unschuldiger Menschen infiltrieren zu können – sie muss zu groß geworden sein.

NSO wird später wegen des Missbrauchs vier der fünf mexikanischen Kunden abklemmen. Eine Behörde allerdings darf Pegasus bis heute benutzen. Welche das ist, bleibt unklar.

Wie der Einsatz der Software außer Kontrolle geraten kann, lässt sich am mexikanischen Präsidentschaftswahlkampf 2018 nachzeichnen. Gegen die Kandidaten zweier etablierter Parteien tritt der ehemalige Bürgermeister von Mexiko-Stadt an, Andrés Manuel López Obrador, ein streitbarer Sozialdemokrat, im ganzen Land AMLO genannt. AMLO hat bereits zwei frühere Präsidentschaftswahlen verloren. Diesmal fordert er das Establishment heraus, indem er die Korruption ins Zentrum seines Wahlkampfes rückt.

Offen ist, wer den Befehl gab, Pegasus gegen AMLOs Umfeld einzusetzen. Gut möglich, dass es die politischen Gegner waren, weil sie seinen Wahlkampf stören wollten. In der Liste potenzieller Ziele taucht jedenfalls das gesamte Umfeld des Spitzenpolitikers auf: seine Frau Beatriz, drei seiner Brüder, drei seiner Kinder. Dazu:



seine Berater, sein Fahrer und sogar sein Kardiologe. Es hilft alles nichts: Am 1. Juli 2018 wird López Obrador zum 65. Präsidenten Mexikos gewählt.

Und dann, während Pegasus in Mexiko zur politischen Waffe wird, bahnt sich im Nahen Osten etwas Epochales an: Israel und die arabischen Staaten am Golf knüpfen in aller Stille zarte Bande. Aus Todfeinden werden Partner, zunächst in der Sicherheitspolitik. Und Pegasus, benannt nach dem fliegenden Pferd in der griechischen Mythologie, hilft dabei, dieser Allianz Flügel zu verleihen.

Für NSO eröffnet die Annäherung zwischen Israelis und Arabern einen neuen Markt. Der bereits erwähnte Vertrag mit den Emiraten ist nur der erste Deal. Es folgt der Export von Pegasus nach Bahrain – und schließlich nach Saudi-Arabien.

Die Verhandlungen mit den Saudis sind verzwickter als erwartet. Saudi-Arabien wird damals von der israelischen Regierung als feindlicher Staat eingestuft, israelischen Staatsbürgern ist es offiziell verboten, dorthin zu reisen. Die ersten Gespräche finden deshalb im Frühjahr 2017 auf neutralem Boden statt, in Wien und auf Zypern. Einer der Männer, der dabei ist, wird später Bekannten erzählen, wie den anwesenden Saudis die Gesichtszüge entglitten seien, als die NSO-Vertreter die Fähigkeiten von Pegasus demonstriert hätten. In einem Konferenzraum des Hotels Four Seasons in Limassol auf Zypern hätten die Israelis die Kontrolle über ein vorher in einer Shopping-Mall gekauftes Handy übernommen und per Fernsteuerung abgespielt, was die heimlich aktivierte Kamera alles aufgezeichnet hatte. Eine Demonstration der Macht, wie sie in den kommenden Jahren Sicherheitsexperten überall auf der Welt staunen lassen wird.

Wie soll man sie rechtlich bewerten, diese Software, so klein und so unscheinbar, dass sie auf jedes Handy passt, und doch so effizient wie eine lasergesteuerte Waffe? Shalev Hulio stand von Beginn an mit der israelischen Regierung in Kontakt. Schnell war klar: Pegasus ist kein normales Computerprogramm. Pegasus ist tatsächlich genau das – eine Waffe. Die Israelis behandeln es wie ein Militärprodukt. International werden Cyberwaffen seit 2013 als Rüstungsgüter



eingestuft, seit dem Abkommen von Wassenaar, dem weltweit 42 Länder beigetreten sind. Israel hat das Abkommen nicht ratifiziert, folgt aber seinen Leitlinien.

Wegen der Einstufung als Waffe darf die Herstellerfirma ihr Produkt nur mit Zustimmung des israelischen Verteidigungsministeriums verkaufen. Das Ministerium habe NSO über die Jahre Exporte im Wert von mehreren Hundert Millionen Dollar verboten, behauptet Hulio. Auf einer internen schwarzen Liste von NSO stünden 21 Staaten, für die niemals ein Verkauf genehmigt würde, der Iran etwa, Katar oder Nordkorea. Nur diejenigen Länder dürfen Pegasus erwerben, bei denen es der israelische Staat auch will.

Und im Fall von Saudi-Arabien will es die Regierung in Jerusalem. Im Herbst 2017 wird der Vertrag unterzeichnet. In der Zentrale von NSO in Herzliya laufen die Saudis ab sofort unter dem Codenamen »Subaru«.

Der Deal mit den Saudis ist auch bei NSO intern umstritten. Kurz vor der Unterzeichnung hat das Königshaus mehrere Frauen hinrichten lassen, wegen des Vorwurfs der Hexerei. Wie passt die digitale Spionagehilfe für die Fundamentalisten in Riad zu Israels stolzem Anspruch, die einzige Demokratie im Nahen Osten zu sein? Wie zum Bekenntnis zu Menschenrechten und Meinungsfreiheit?

In der NSO-Zentrale, erinnern sich Beteiligte, werden damals kritische Fragen in Gesprächen vom Tisch gewischt. Denn die Saudis sind so begeistert von Pegasus, dass sie es nicht nur im eigenen Land einsetzen wollen. Alles eine Sache des Geldes: NSO verkauft seinen Kunden die Option, auch anderswo in der Welt Telefonnummern zu überwachen. Je mehr Länder, desto teurer. Nur Nummern aus den USA sind tabu sowie seit Kurzem auch aus Großbritannien, aus außenpolitischen Gründen.

Für wie viele andere Staaten sichert sich Saudi-Arabien die Software? Das bleibt unklar. Aber der Preis sickert durch: Einem an den Verhandlungen Beteiligten zufolge zahlen die Scheichs 55 Millionen Dollar.



Ende April 2018 wird Yechil I. zu seinem Vorgesetzten gerufen. Der 38-Jährige arbeitet damals im Hauptquartier in Herzliya als Programmierer in der Abteilung für Qualitätskontrolle, aber die Firma ist unzufrieden mit seiner Arbeit. Als das Personalgespräch beendet ist, geht Yechil I. zurück zu seinem Schreibtisch, stößt eine Festplatte an seinen Computer und tastet sich im internen Firmennetzwerk bis zum Heiligsten vor: zum Quellcode von Pegasus.

Yechil I. kopiert den Code auf seine externe Festplatte. Wer ihn besitzt, der besitzt auch Pegasus, kann das Programm verändern, weiterentwickeln, verkaufen. Genau das hat Yechil I. offenbar vor. Allerdings hat er bei seinem Datendiebstahl einen internen Alarm ausgelöst. Seine herbeieilenden Kollegen sehen ihn noch aus der Firmenzentrale marschieren, einen Rucksack über der Schulter, darin wohl die Festplatte. Dann ist er verschwunden.

In den Tagen danach wird Pegasus im Darknet angeboten. 50 Millionen Dollar in Bitcoin, so viel soll der Code kosten. Ein verdeckter Ermittler der israelischen Polizei gibt sich, so werden israelische Medien es später berichten, als Interessent aus dem Ausland aus. Eine Woche nach seinem Verschwinden nimmt ein Spezialkommando Yechil I. in dessen Wohnung fest. Nach allem, was bekannt ist, hat er es nicht geschafft, einen Kunden zu finden. Hulo hat Glück gehabt. Pegasus bleibt in seiner Hand.

In einem Geheimprozess wird Yechil I. zu fünf Jahren Haft verurteilt, im Urteil heißt es laut israelischen Quellen, er habe die nationale Sicherheit Israels gefährdet. So wie sich in Shalev Hulos Büro in einem Flaggenständer die israelische Fahne und die Fahne von NSO kreuzen, so kreuzen sich auch die Machtpolitik des Staates Israel und die Millionendeals der Firma NSO.

Die Saudis nutzen Pegasus zur Terrorbekämpfung, das ist erlaubt. Sie nutzen Pegasus auch noch für etwas anderes. Auf der Liste mit potenziellen Zielen, die wir und das Journalistenkonsortium auswerten konnten, stehen die Mobilnummern des libanesischen Präsidenten Michel Aoun und des langjährigen libanesischen Premiers



Saad Hariri, des türkischen Justizministers und des Chefberaters des türkischen Präsidenten. Deren Überwachung ist nach dem Vertrag mit NSO nicht erlaubt – und wäre doch nicht besonders überraschend. Klassische Spionage, wie sie die meisten Staaten betreiben.

Aber die Art, wie die Saudis Pegasus einsetzen, geht weit darüber hinaus. Am Golf kann die Handyüberwachung den Unterschied zwischen Freiheit und Gefängnis bedeuten, wie Loujain al-Hathloul erfahren hat.

Im Dezember 2014 stoppen saudische Polizisten ein Auto, das von den Emiraten aus die Grenze nach Saudi-Arabien überqueren will. Am Steuer sitzt eine junge saudische Frauenrechtlerin. Loujain al-Hathloul besitzt einen Führerschein aus Dubai, aber in Saudi-Arabien ist Frauen das Autofahren damals verboten. Al-Hathloul wird aus dem Wagen gezogen und ins Gefängnis gesteckt, dort muss sie 73 Tage lang bleiben. Nach ihrer Entlassung kandidiert sie für ein Regionalparlament und unterschreibt eine Petition, in der König Salman aufgefordert wird, die offizielle Vormundschaft des Mannes für seine Ehefrau aufzuheben. Sie wird zur Ikone der saudischen Frauenbewegung, auf Twitter folgen ihr bald 350.000 Menschen. »Loujan ist unglaublich, sie hat vor nichts Angst«, sagt ihre Schwester Lina. »Manchmal bin ich selbst schockiert.«

Lina al-Hathloul, 26, sitzt in einem Büro in der Berliner Innenstadt und trägt Turnschuhe und eine Kapuzenjacke. Sie ist Juristin und lebt in Brüssel, einige Tage zuvor hat sie vor dem Deutschen Bundestag über die Unterdrückung der Menschenrechte in ihrem Heimatland geredet. Lina al-Hathloul ist zu einer Art Botschafterin ihrer großen Schwester geworden, sie trägt deren Geschichte weiter, solange Loujain sie nicht selber erzählen kann.

Die Familie Al-Hathloul stammt aus der Mittelschicht, Loujains Vater diente als hochrangiger Offizier in der saudischen Marine. Ein paar Jahre verbringen die Eltern mit den sechs Kindern in Frankreich. Obwohl sich die Familie als religiös versteht,



erzieht die Mutter ihre Töchter und Söhne ohne große Unterschiede. Nach der Schule geht Loujain zum Studium nach Kanada. Der Geist der Moderne hat die Familie erfasst. Ihre Eltern hätten immer daran geglaubt, dass es in Saudi-Arabien möglich sein müsse, kritische Meinungen zu äußern, sagt Lina al-Hathloul. Dem saudischen Regime muss das als Bedrohung erschienen sein.

Nach ihrer Entlassung aus der ersten Haft schreibt sich Loujain al-Hathloul an einer Universität ein, sie will ihren Master machen – nicht in Saudi-Arabien, sondern in Dubai. Aber das hindert die Häscher von König Salman nicht daran, sie dort im März 2018 mitten auf der Straße zu kidnappen und nach Riad zu verschleppen, wo sie erneut im Gefängnis landet.

Die Saudis werfen ihr unter anderem vor, an einer internationalen Cyberkonferenz teilgenommen zu haben, auf der Al-Hathloul ihren Computer einem Sicherheits-Check unterzogen hat. Ergebnis: Ihr Mailfach wurde gehackt. Al-Hathloul machte den Angriff öffentlich.

Doch es ist nicht nur der Computer. Loujain al-Hathloul's Handynummer wurde Anfang 2018, nur Wochen vor ihrer Verschleppung nach Saudi-Arabien, in das Überwachungssystem eingespeist, und schon die Abfrage ihrer Standortdaten machte es den Sicherheitsbehörden möglich, sie zu orten. Loujain al-Hathloul ist offenbar gezielt ausgespäht worden, um sie ins Gefängnis zu bringen. Im Dezember 2020 wird sie wegen »Störung der öffentlichen Ordnung« zu fünf Jahren und acht Monaten Haft verurteilt. Im Februar 2021 kommt sie frei, sie darf aber Saudi-Arabien nicht verlassen. Für die Reporter der ZEIT ist Loujain nicht zu erreichen – es wäre zu riskant für sie, mit Journalisten über ihre Ausspähung zu reden. Ihre Schwester Lina sagt: »Sie ist durch die Hölle gegangen.«

Beim Gespräch in seinem Büro im Juni 2021 erzählt Shalev Hulio von dem Ethik- Komitee, das seine Firma eingerichtet hat und das die moralisch richtige Entscheidung treffen sollte, wenn ein Staat Pegasus kaufen will, der im Ruf steht,



Menschen zu unterdrücken. Er redet über die rigorose Exportkontrolle durch das israelische Verteidigungsministerium, er spricht von den Leitlinien der Vereinten Nationen für Menschenrechte, denen sich NSO verpflichtet fühle. Wenn es stimmt, was er sagt, dann setzen seine Leute und er sich alle drei Monate mit den Kunden zusammen und besprechen, wie Pegasus genutzt wurde. Die Kritik von den Medien und Organisationen wie Amnesty International hält Hulio für ignorant. »Die meisten Leute verstehen nicht wirklich, was wir tun und welche Mechanismen wir nutzen. Wir sind sehr stolz auf das, was wir tun.«

Für die Betroffenen muss das wie Hohn klingen.

Auf den geleakten Listen der potenziellen Ziele stehen unter anderem, und dies ist eine beliebige Auswahl: der Brite Tony Douglas, Chef von Etihad Airways, und der Österreicher Werner Baumgartner, der seit 24 Jahren in Dubai lebt und dort den Österreichischen Wirtschaftsrat leitet. Der katarische Verteidigungsminister Khalid bin Mohammed al-Attiyah und der Vorsitzende der ungarischen Rechtsanwaltskammer, János Bánáti. Der pakistanische Premierminister Imran Khan und die regimekritische aserbajdschanische Journalistin Khadija Ismayilova. Bei einigen Telefonnummern bestätigte die forensische Untersuchung der Handys eine Infektion, bei anderen bleibt unklar, ob es tatsächlich eine gegeben hat.

Und dann ist da noch der Fall Khashoggi.

Jamal Khashoggi, der saudische Journalist und Dissident. Der vom prominenten Kolumnisten zum leidenschaftlichen Gegner des Regimes in Riad wurde. Der am 2. Oktober 2018 von den Saudis in ihr Konsulat in Istanbul gelockt wurde. Khashoggi wollte heiraten, dafür brauchte er ein offizielles Formular. Aber im Konsulat lauerte ein zehnköpfiges Mordkommando. Khashoggi wurde niedergedrückt und betäubt, sein Körper mit einer Knochensäge zerteilt. Ob er anschließend verbrannt oder in Säure aufgelöst wurde, das ist bis heute offen.



Schon kurz danach kursierten erste Gerüchte, die Saudis hätten Khashoggi mit Pegasus überwacht, NSO leitete daraufhin eine interne Untersuchung ein und überprüfte alle Nummern. Shalev Hulio dementiert eine Verbindung leidenschaftlich. »Keine unserer Technologien ist in diesem Fall zum Einsatz gekommen«, sagt er in seinem Büro.

Rückfrage. Pegasus wurde also auch nicht eingesetzt, um Khashoggis Umfeld zu überwachen, weder vor noch nach dem Mord?

»Nein, nicht seine Frau, nicht seine Familie«, antwortet Hulio. »Nein, nie, nie, nie, nie und nochmals nein. Ich bin bereit, das unter Einsatz eines Lügendetektors zu versichern.«

Wirklich?

Im Istanbuler Gericht für schwere Straftaten, in einem holzgetäfelten Saal im vierten Stock, sitzt Khashoggis Verlobte Hatice Cengiz und verfolgt das Verfahren gegen die Mörder aus Riad. Seit einem Jahr wird in Abwesenheit gegen die saudischen Mitglieder des Kommandos verhandelt. Allzu viel erhofft sich Cengiz an diesem Tag Mitte Juli 2021 nicht mehr, sie sagt: »Ich warte ab, ob etwas dabei herauskommt.«

Klar ist, ihr Verlobter muss von den Saudis überwacht worden sein, bevor er das Konsulat betrat, wo seine Mörder schon warteten. Ob mit der Spionage-Software oder mit anderen Mitteln, lässt sich anhand des geleakten Materials nicht beurteilen, der Datensatz erlaubt nur Rückschlüsse auf den Zeitraum nach seinem Tod. Aber durch die Recherchen des Journalistenkonsortiums weiß Hatice Cengiz seit Kurzem, dass die Saudis jemand anderen mit Pegasus überwachten: sie selbst. In der Liste taucht ihre Telefonnummer auf – und die forensische Untersuchung ihres Handys durch Amnesty International bestätigt eine Infektion mit der Software. Am 6. Oktober 2018. Vier Tage nach dem Mord. Vermutlich ging es darum, zu erfahren, was Hatice Cengiz über die Tat und die Hintergründe wusste und was die türkische Polizei ihr von den Ermittlungen



berichtete. Amnestys Experten können sogar sehen, welche Datenmenge die Spione erbeutet haben: mindestens 324 Megabyte.

In der Liste taucht auch die Nummer von Yasin Aktay auf, einem Erdoğan-Vertrauten, den Jamal Khashoggi vor seinem Besuch im Konsulat als Notfallkontakt zur türkischen Regierung benannt hatte.

Es taucht die Nummer von Wadah Khanfar auf, dem früheren Geschäftsführer des Fernsehsenders Al-Dschasira und engen Freund Khashoggis. Die forensische Untersuchung belegt, dass seine beiden Telefone infiziert wurden.

Es taucht die Nummer des türkischen Staatsanwalts Irfan Fidan auf, der die Ermittlungen gegen Khashoggis Mörder in der Türkei leitete.

Es taucht, schließlich, die Nummer von Abdullah Khashoggi auf, einem der beiden Söhne.

Als sich der Mord zu einer internationalen Affäre ausgewachsen hat und die Saudis weltweit am Pranger stehen, wird Jamal Khashoggis Umfeld mit einem nahezu lückenlosen Überwachungsnetz überzogen. Daran gibt es keinen Zweifel.

Die Frage ist, was NSO davon wusste und was Shalev Hulio davon wusste. Nach Lage der Dinge würde er den Lügendetektortest eher nicht bestehen.

Ende 2018, einige Wochen nach dem Mord, stoppt NSO die Zusammenarbeit mit den Saudis, Pegasus wird deaktiviert, das Ausspähen von Smartphones ist nicht mehr möglich. Die Zurückhaltung währt nicht lange. Im Frühjahr 2019, das zeigen die ausgewerteten Daten, wird Pegasus wieder freigeschaltet. Die Saudis dürfen weitermachen. Die israelische Regierung soll NSO darum gebeten haben, heißt es in Tel Aviv. Außenpolitisches Kalkül schlägt moralische Einwände.



Willkommen auf der dunklen Seite der Macht.

Nachdem die Vorwürfe gegen NSO Anfang dieser Woche öffentlich geworden waren, forderte der Chef von WhatsApp die Regierungen der betroffenen Staaten auf, »die NSO Group zur Rechenschaft zu ziehen«. Es brauche »endlich ein globales Moratorium gegen den unregulierten Einsatz von Überwachungstechnologie«. Amazon trennte den Zugang von NSO zu den Servern, die das amerikanische Unternehmen für Großkunden bereitstellt. NSO selbst hat den Vertrag mit den Saudis vor einigen Tagen beendet, diesmal angeblich für immer. Bereits vor einigen Monaten hat NSO auch Dubai abgeklemmt, wegen Missbrauchs seines Systems.

Im Januar 2020 hatte die ZEIT Shalev Hulio das erste Mal besucht. In einem Büro in der Innenstadt von Tel Aviv verteidigte er sein Lebenswerk. Am Ende gab Hulio ein Versprechen ab. Es lautete: »Wenn ich wüsste, dass durch meine Firma Menschenrechte dramatisch verletzt würden, würde ich meinen Schlüssel abgeben und die Firma verlassen – obwohl ich sie einst gegründet habe.«

Zitate:

Shalev Hulio hatte eine geniale Idee: Eine Software, mit der sich ein Handy aus der Ferne steuern lässt. 2010 gründete er die Firma NSO.

Die Software heißt Pegasus. NSO hat sie in Dutzende Staaten verkauft, wo Ermittler sie für die Jagd auf Drogenbosse und andere Straftäter nutzen.

Ein Journalist tappt in eine tödliche Falle. Er hat die Regierung von Saudi-Arabien kritisiert. Sein Umfeld wird nach dem Mord mit Pegasus überwacht.



Jamal Khashoggi: Der Anschlag nach dem Mord

Die Cyberwaffe Pegasus wurde offenbar benutzt, um das Umfeld des ermordeten Journalisten Khashoggi auszuspähen. Unter den Überwachten: die Frau, die er heiraten wollte.

Von Kai Biermann, Astrid Geisler, Holger Stark und Sascha Venohr,
ZEIT ONLINE, 18. Juli 2021

Vier Tage nachdem sie Jamal Khashoggi ermordet hatten, erfolgte der nächste Angriff. Es war der 6. Oktober 2018 und dieses Mal war die Verlobte des Opfers das Ziel, Hatice Cengiz. Ihren Partner hatte das saudi-arabische Königshaus mit Gewalt zum Verstummen gebracht. Nun sollte jedes ihrer Worte überwacht werden. Darauf deuten technische Spuren hin, die sich auf dem Mobiltelefon von Hatice Cengiz finden und die ein internationales Journalistenkonsortium, zu dem auch die ZEIT gehört, gesammelt und analysiert hat. Die Recherche wurde koordiniert von dem gemeinnützigen Netzwerk Forbidden Stories und technisch unterstützt vom Security Lab der Menschenrechtsorganisation Amnesty International.

Die verräterischen Spuren auf dem Handy von Hatice Cengiz sind unauffällig: kleine Dateien, geänderte Dateinamen. Aber wenn man weiß, wonach man suchen muss, sind sie auffällig und offenbaren die Signatur des Spionageprogramms Pegasus, einer Cyberwaffe, die in der Lage ist, heimlich die Kontrolle über ein Mobiltelefon zu übernehmen. Das Handy von Hatice Cengiz wurde der forensischen Analyse des Betriebssystems zufolge am 6. Oktober 2018 das erste Mal mit Pegasus angegriffen. Das Programm infiltrierte die Systeme des Geräts und begann, Daten zu sammeln. Schon kurz danach schickte es mehrere Hundert Megabyte Daten an die Überwacher.



Diese Analyse wurde vom Citizen Lab bestätigt, dem IT-Sicherheitslabor an der Universität Toronto, das sich seit Jahren mit Überwachungs-software beschäftigt.

Die Spionageangriffe fielen damit in genau jenen Zeitraum, in dem Cengiz verzweifelt auf eine Nachricht des Mannes wartete, den sie heiraten wollte. Der hatte am 2. Oktober um 13:15 Uhr das saudi-arabische Konsulat im türkischen Istanbul betreten. Danach war er nicht wieder aufgetaucht.

Das saudische Konsulat, in dem Khashoggi verschwand, liegt in einer ruhigen, schmalen Seitenstraße in einem der weniger quirligen Teile Istanbuls. Den Horizont dominieren gläserne Bankentürme, hier aber prägen kleine Villen mit gepflegten Gärten das Bild. Eine hohe Mauer, gespickt mit Überwachungskameras, schirmt das Gebäude ab. Zwei graue Metalltore mit den gekreuzten Säbeln des saudischen Wappens darauf führen ins Innere.

Durch das kleinere der beiden Tore war Khashoggi am 2. Oktober 2018 gegangen, während seine Verlobte draußen wartete. Er wollte eine Bescheinigung abholen, die er brauchte, um Hatice heiraten zu können. Doch er kam nie wieder heraus. Heute ist klar, dass er im Konsulat ermordet und seine Leiche zerstückelt und weggeschafft wurde. Wie die Recherchen des Journalistenkonsortiums zeigen, wurden anschließend eine ganze Reihe von Personen für eine mögliche Überwachung ins Visier genommen, die mit dem Toten und den Ermittlungen zu den Umständen seines Verschwindens zu tun hatten. Das beabsichtigte Werkzeug dazu: die Cyberwaffe Pegasus.

Diese Spionagesoftware hat das israelische Unternehmen NSO entwickelt. Sie kann nahezu jedes Mobiltelefon auf der Welt unbemerkt infiltrieren. Ist Pegasus erst einmal installiert, fängt das Programm jedes Wort, jede Nachricht, jeden Schritt des Besitzers oder der Besitzerin ab und überwacht alles, was auf dem Gerät geschieht. Die Firma sagt, sie verkaufe ihr Werkzeug ausschließlich an staatliche Behörden. Und auch das nur, damit diese Terroristen und Schwerkriminelle ermitteln können. Viele Täter würden dank Pegasus gefasst.



Doch das ist nur ein Teil des Bildes. Seit Jahren wird NSO dafür kritisiert, Pegasus auch an Regierungen zu verkaufen, die die Software missbrauchen, etwa um Kritiker, Oppositionelle und Journalistinnen zu überwachen. NSO teilte auf Nachfrage mit, das Unternehmen würde "alle glaubwürdigen Behauptungen über Missbrauch untersuchen und basierend auf den Ergebnissen dieser Untersuchungen angemessene Maßnahmen ergreifen". Diese Maßnahmen schlossen auch das "Abschalten von Kundensystemen" ein – "etwas, wozu NSO, wie in der Vergangenheit bereits mehrfach unter Beweis gestellt, sowohl fähig als auch bereit ist".

Dank eines Datenleaks von mehr als 50.000 Telefonnummern, die von NSO-Kunden erfasst wurden, konnte das Journalistenkonsortium weltweit mit Dutzenden Spionageopfern sprechen und technische Beweise sichern. Die Recherche belegt, dass Pegasus in etlichen Ländern regelmäßig nicht nur dazu dient, nach Terroristen oder Schwerekriminellen zu fahnden. Das Unternehmen NSO erklärte, dass es keinen "Zugang zu den Daten der Zielpersonen seiner Kunden" habe.

Der Fall von Jamal Khashoggi und seiner Verlobten Hatice Cengiz ist längst nicht der einzige – aber wie kein zweiter verdeutlicht er, wie verlockend die Möglichkeiten von Pegasus sind; wie groß und wie breit die Grauzone ist, in der Behörden nahezu unkontrolliert mit dem Werkzeug operieren können; und wie wenig Menschenrechte dabei zählen.

Jamal Khashoggi war ursprünglich kein Kritiker des saudi-arabischen Königshauses. Im Gegenteil. Er stammte aus einer angesehenen Familie, sein Großvater war Arzt und behandelte den König. In der Elite Saudi-Arabiens und im Königshaus war Khashoggi hervorragend vernetzt und galt als einer der am besten informierten Journalisten des Landes. Auch ideologisch war Khashoggi lange auf Linie. Es gibt ein Foto von ihm, aufgenommen Ende der Achtzigerjahre in Afghanistan. Dort kniet er auf dem Turm eines Panzers, neben ihm Osama bin Laden, der spätere Führer Al-Kaidas. Khashoggi berichtete als Journalist über den Kampf der afghanischen Mudschahedin gegen die sowjetischen Besatzer. Mehrfach interviewte er Bin Laden und äußerte Sympathien für die Kämpfer.



Später aber verurteilte er Osama bin Ladens Radikalismus und die von ihm verantworteten Anschläge vom 11. September 2001. Und je älter Khashoggi wurde, desto wichtiger wurden ihm Meinungsfreiheit und demokratische Prinzipien.

Die Presse in Saudi-Arabien ist alles andere als frei, sie soll Sprachrohr der Mächtigen sein. Nicht zuletzt durch den Arabischen Frühling änderte sich Khashoggis Haltung, auch gegenüber dem Königshaus. Er wurde zu einem Kritiker einer Kultur, die Schweigen und Gehorsam einfordert. Anfangs sah er in dem aufstrebenden saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman noch einen Hoffnungsträger für Reformen und Modernisierung. Doch Khashoggi lehnte dessen autoritäre Art der Führung ab, vermisste Partizipation und Pressefreiheit und schrieb darüber in seinen Texten. Das genügte, um die Unterstützung der Königsfamilie zu verlieren: Seine Kolumnen durften nicht mehr erscheinen, er bekam ein Berufsverbot.

2017 verließ Khashoggi Saudi-Arabien. Er hatte das Gefühl, dort nicht mehr sicher zu sein. Seine Ehefrau ließ sich von ihm scheiden, seine Kinder konnte er nicht mehr sehen, sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Er emigrierte in die USA und analysierte fortan in der Washington Post die arabische Welt. Vor allem über sein Heimatland und den neuen starken Mann, Mohammed bin Salman, kurz MBS, schrieb er immer wieder – und schuf sich damit einen mächtigen Feind.

Auch wenn dessen Vater, König Salman, noch lebt und offiziell das Land regiert, ist MBS als stellvertretender Premierminister und Verteidigungsminister längst der eigentliche Machthaber. Anfangs glaubte alle Welt, der Kronprinz werde das Land öffnen und für die Zeit nach dem Ölboom umbauen. Er entwickelte große Pläne und erlaubte neue Freiheiten. Jetzt dürfen Frauen Auto fahren, internationale Popstars Konzerte geben, Touristen sollen ins Land strömen. Mit MBS bekam die Monarchie Saudi-Arabien einen modern wirkenden Anstrich. Doch gleichzeitig modernisierte der Kronprinz die Überwachung. Saudi-Arabien ist einer der größten Waffenkäufer weltweit, auch digitaler Waffen. MBS hat das Land zu einer Spionagemacht gemacht, nicht zuletzt dank Pegasus und einer so unerwarteten wie diskreten saudisch-israelischen Allianz.



Die drei Buchstaben NSO stehen eigentlich für die Vornamen der drei Gründer Niv, Shalrev und Omri, doch sind sie in den vergangenen Jahren zu einem Synonym für Überwachung geworden. Denn das israelische Unternehmen verkauft ein System namens Pegasus, mit dem jedes Mobiltelefon weltweit angegriffen, übernommen und ausgespäht werden kann. NSO darf Pegasus jedoch nur an staatliche Polizeibehörden und Geheimdienste abgeben, die israelische Regierung muss jeweils zustimmen.

NSO wurde 2010 gegründet, 2011 fand das Unternehmen mit Mexiko den ersten Abnehmer für sein Überwachungswerkzeug. Heute hat NSO nach eigenen Angaben 45 Polizeibehörden, Militärs und Geheimdienste in 36 Ländern als Kunden. Darunter sind zum Beispiel Marokko, Kasachstan und die Vereinigten Arabischen Emirate, aber auch das EU-Land Ungarn oder die Demokratie Indien.

Diese Allianz nahm ihren Ausgang im Frühjahr 2017 im Hotel Four Seasons in Limassol auf Zypern, einem Fünf-Sterne-Hotel mit Blick auf das Mittelmeer. Dort trafen sich Mitglieder des saudischen Regierungsapparats mehrfach mit Vertretern verschiedener israelischer Unternehmen. Unter ihnen: NSO. Die Saudis wollten Cyberwaffen kaufen und waren bereit, Millionen auszugeben. Doch es gab Hindernisse, die zuvor überwunden werden mussten. NSO muss sich jeden Deal vom israelischen Verteidigungsministerium genehmigen lassen. Grundsätzlich darf NSO die Cyberwaffe Pegasus zwar an ausländische Staaten und Regierungen verkaufen – zu jenem Zeitpunkt allerdings nicht an Saudi-Arabien. Bis heute gilt die Golfmonarchie in Israel offiziell als Feind, selbst Reisen dorthin sind für Israelis nicht einfach so möglich.

Es brauchte noch weitere Treffen, bis der Deal schließlich perfekt war – und ein bisschen Budenzauber: Bei einem der Meetings hätten die NSO-Leute die Saudis gebeten, neue Handys zu besorgen und mitzubringen. So berichtet es dem Journalistenkonsortium eine mit dem Deal vertraute Quelle, die aus Sicherheitsgründen anonym bleiben möchte. Einer der Saudis habe seine SIM-Karte einlegen und dem NSO-Team seine Handynummer sagen sollen. Kurz darauf hätten sie ihm Fotos seines eigenen Gesichts gezeigt und ihm die letzten Minuten des Gesprächs vorgespielt. Unbemerkt hatten sie das Gerät mit Pegasus übernommen, es zur Wanze umfunktioniert



und alles aufgezeichnet. Der Geheimdienstler sei mächtig beeindruckt gewesen, sagt die Quelle.

Zuletzt gab es sogar ein Treffen der Israelis mit Mitgliedern der Königsfamilie im saudischen Riad. Premierminister Benjamin Netanjahu habe die Reise genehmigt, berichten mehrere Quellen. Auch das israelische Verteidigungsministerium stimmte zu: Saudi-Arabien durfte für mutmaßlich 55 Millionen Dollar die aktuellste Version der NSO-Spionagewaffe Pegasus kaufen. Sollte es moralische Bedenken gegenüber dem neuen Kunden gegeben haben, dann fielen sie offenbar nicht ins Gewicht. Die israelische Regierung äußerte sich auf Nachfragen nicht zu dem Deal.

Fast zur gleichen Zeit verließ Khashoggi seine Heimat und emigrierte in die USA. Saudi-Arabien mied er fortan, doch er reiste weiter viel in die Region. Immer wieder auch in die Türkei, vor allem nach Istanbul. Dort lernte er 2018 die türkische Nahost-Wissenschaftlerin Hatice Cengiz kennen. Es sei keine klassische Liebesgeschichte gewesen, sagt sie heute. Doch sie seien seelenverwandt gewesen, hätten die gleichen Ideale und Ideen geteilt.

Genau diese Ideen des Paares, von zivilgesellschaftlichem Engagement und Meinungs-freiheit, von Dialog und Diskussion sind es, die Saudi-Arabien als Provokation begreift. Wer sie teilt, gar befördert, gerät schnell ins Visier des Regimes. In Istanbul habe Khashoggi sich sicher gefühlt, sagt Wadah Khanfar, der selbst viele Jahre lang Journalist war und ein enger Freund des Ermordeten. Hier habe Khashoggi Debatten geführt, Veranstaltungen besucht, Gleichgesinnte getroffen.

Wadah Khanfar ist ein großer, nachdenklicher Mann. Er sitzt in einem schwarzen Ledersessel in einem großzügigen Büro am Rande Istanbuls. Aus dem Fenster im sechsten Stock blickt man auf den alten Flughafen der Stadt. Im Bücherregal stehen islamische Schriften neben historischen Abhandlungen und amerikanischer Populärliteratur. Wie Khashoggi hat auch Khanfar viel von der islamischen Welt gesehen. Er wurde im Westjordanland geboren, hat im Sudan gelebt, in der Türkei, im Irak, in Katar. Als Journalist hat er aus den Kriegen im Irak und in Afghanistan



berichtet. Er hat mitgeholfen, mit Al Jazeera einen weltweit wahrgenommenen Nachrichtensender aufzubauen und war bis 2011 Generaldirektor des Al-Jazeera-Netzwerks. Anschließend gründete er einen Thinktank namens Al Sharq Forum, der sich in der islamischen Welt für Pluralismus einsetzt. "Das Einzige, worauf sich alle arabischen Länder einigen können, ist ihr Kampf gegen die Meinungsfreiheit", sagt er.

Auch die beiden Mobiltelefone von Wadah Khanfar sind mit Pegasus infiziert – das hat die forensische Untersuchung durch das Security Lab von Amnesty International ergeben. Auf ihnen finden sich genau jene Datenspuren, die einen heimlichen Zugriff nahelegen. Als er das Ergebnis der Untersuchung erfährt, ist Khanfar sichtlich verunsichert, aber nicht verwundert: Er sei vorher schon überzeugt gewesen, "dass Hatice und auch ich abgehört wurden".

Wer ihn ausspioniert, verraten die Spuren nicht. Neben Saudi-Arabien gibt es einen zweiten Verdächtigen, die Vereinigten Arabischen Emirate. Auch die Emirate waren ein Kunde von NSO, wie die Recherchen des Konsortiums zeigen. Geleakte Vertragsunterlagen belegen, dass es zwischen NSO und den Emiraten Geschäftsbeziehungen gab. Dort hätten gleich zwei Behörden das Überwachungswerkzeug gekauft, eine in Dubai, eine in Abu Dhabi, versichert jemand, der mit NSO gut vertraut ist. Und die geleakten Daten, die die ZEIT auswerten konnte, legen nahe, dass manche Journalisten und Bürgerrechtlerinnen von beiden Staaten als potenzielle Ziele betrachtet werden.

Tatsächlich wurden bereits vor seiner Ermordung Menschen aus Khashoggis Umfeld überwacht. Zum Beispiel der Dissident Omar Abdulaziz. Er wurde in Saudi-Arabien geboren, ist inzwischen aber Kanadier, weil er aus Angst vor Gefängnis und Repression seine Heimat verlassen hat. In viel gesehenen YouTube-Videos hatte Abdulaziz immer wieder die saudi-arabische Regierung kritisiert. Auf Twitter habe er die staatliche Propaganda bekämpfen wollen, sagt Abdulaziz. Und Trolle zurückdrängen, die mit ihren Tweets all jene bedrohten und verächtlich machten, die sich kritisch über das Land oder MBS äußerten. Jamal Khashoggi habe ihm bei diesem Projekt helfen wollen und Abdulaziz deshalb Geld überwiesen. Schon im Juni 2018 war



das Handy von Abdulaziz mit Pegasus infiziert worden. Das belegte eine Untersuchung des Citizen Lab, einer Forschungsgruppe an der Universität von Toronto.

Oder Khashoggis zweite Frau, eine heute 52 Jahre alte ehemalige Flugbegleiterin aus Ägypten, die er auf einer Konferenz kennengelernt hatte. Die beiden hatten 2018 in den USA nach islamischem Recht geheiratet. Die technische Untersuchung ihres Mobil-telefons durch das Security Lab von Amnesty International zeigt, dass dieses zum Ziel von Pegasus und damit von Geheimdiensten wurde – im Jahr 2017, wohl weil sie selbst aus den Emiraten geflohen war. Und noch einmal 2018, als sie mit Khashoggi eine Beziehung begann.

Pegasus gilt unter Experten als das derzeit leistungsfähigste Spähprogramm für Handys und wird als Cyberwaffe eingestuft. NSO hat sein Vorzeigeprodukt stetig weiterentwickelt. Anfangs wurde noch eine SMS mit einem Link verschickt, auf den das Opfer klicken musste. Erst dann konnte sich Pegasus auf dem Gerät installieren. Inzwischen bemerkt der Besitzer oder die Besitzerin eines Mobiltelefons es gar nicht mehr, wenn das Gerät von dem Spionageprogramm angegriffen wird.

NSO sucht dazu mit großem Aufwand nach noch unbekanntem Sicherheitslücken in allen Programmen, die auf einem Mobiltelefon laufen. 860 Programmierer und Programmierer-innen arbeiten für das Unternehmen. Ein großer Teil von ihnen ist damit beschäftigt, solche Lücken in Apps und mobilen Betriebssystemen zu finden.

Eine Person mit Insiderwissen sagte, die durchschnittliche Anzahl von Zielen pro Kunde und Jahr liege bei 112. Bei 45 Kunden wären das also etwas mehr als 5.000 mit Pegasus attackierte Ziele.

Nach dem Mord gerieten noch mehr Menschen in das mithilfe der Spionagesoftware Pegasus ausgelegte Netz. Ziel dürfte es gewesen sein, auf dem neuesten Stand der Mordermittlungen zu bleiben und die politischen Konsequenzen besser einschätzen zu können.



Nicht einmal vor höchsten türkischen Regierungskreisen machten die Überwacher halt. Yasin Aktay zum Beispiel war ein Ziel, ein wichtiges Mitglied der Regierungspartei AKP und einer der Berater von Präsident Recep Tayyip Erdoğan. Reporter und Reporterinnen des Journalistenkonsortiums konnten Anfang Juli dieses Jahres in Istanbul mit ihm reden. Aktay sagt, kurz nach dem Mord sei er vom türkischen Innenministerium gewarnt worden, dass sein Telefon abgehört werde. Er solle sich ein neues besorgen. In der Tat findet sich seine Handynummer auf der Liste von Telefonnummern, die als mögliche Ziele erfasst waren und vom Journalistenkonsortium eingesehen werden konnte.

Aktay war ein Freund Khashoggis, jemand, dem dieser offensichtlich vertraute. Seiner Verlobten hatte Khashoggi gesagt, sollte ihm jemals etwas zustoßen, dann solle sie Aktay anrufen. "Es ging dabei wohl auch um meine Position in der türkischen Regierung. Er dachte wahrscheinlich, ich sei jemand, der ihm helfen könnte, wenn ihm oder seiner Verlobten etwas passiert", sagt Aktay im Gespräch mit dem Konsortium.

Genau diesen Anruf tätigte Hatice Cengiz im Oktober 2018, als sie vergeblich vor dem Konsulat wartete. Als Khashoggis Verlobte sich an ihn wandte, habe er sich Sorgen gemacht und alles versucht, um ihr zu helfen. "Ich rief jeden an, den ich kannte", sagt Aktay. Auch das Büro von Präsident Erdoğan. "Ich sagte, es ist eine ernste Situation, wir müssen irgendetwas tun, was ist Ihre Empfehlung? Wie ich später erfuhr, schaltete sich der Präsident persönlich ein." Außerdem riet Aktay Hatice Cengiz, sie solle zur Polizei gehen und das Verschwinden ihres Verlobten anzeigen. Es war der Beginn der offiziellen Untersuchung türkischer Behörden, an der sich später auch andere Länder und sogar die Vereinten Nationen beteiligten.

Was diese Untersuchung zutage förderte, war einer der wohl grausamsten politischen Morde der vergangenen Jahre. Die saudi-arabische Regierung wusste, dass Khashoggi am 2. Oktober in das Konsulat kommen wollte, um sein für die Eheschließung benötigtes Dokument zu holen, und hatte alles vorbereitet. Aus 15 Männern bestand der Mordtrupp. Getarnt als diplomatische Mission, war er in zwei Privatflugzeugen nach Istanbul gekommen, die einer Firma des saudischen Palastes



gehören. Sieben der Männer waren Mitglied der Rapid Intervention Force (RIF), der Leibgarde des Kronprinzen MBS. Am Vormittag des 2. Oktober teilten sie sich auf, zehn von ihnen gingen ins Konsulat, die übrigen fünf in die Residenz des Konsuls, nur wenige Straßen entfernt.

Kurz nachdem Khashoggi das Konsulat betreten hatte, griffen sie ihn an. "Als ich mir vorzustellen versuchte, was geschehen war, konnte ich quasi sehen, wie Jamal in den Raum kommt, dieser schwere und sanfte Mann, bewaffnet nur mit seinem Stift und seiner Freundlichkeit und Bescheidenheit", sagt Agnès Callamard in einem Telefonat mit der ZEIT und anderen Mitgliedern des Journalistenkonsortiums. Callamard ist heute Generalsekretärin von Amnesty International, damals war sie die Sonderberichterstatterin der Vereinten Nationen in dem Fall. Sie hat ihn sechs Monate lang untersucht und auch die Aufnahmen angehört, auf denen der Mord festgehalten ist. Denn der türkische Geheimdienst überwachte seinerseits offensichtlich schon seit längerer Zeit das saudische Konsulat. Ausschnitte der Bänder teilte die türkische Regierung nach dem Mord mit nationalen und internationalen Ermittlern, darunter der Bundesnachrichtendienst (BND).

Ende Oktober flog BND-Chef Bruno Kahl mit seiner Dienstmaschine nach Ankara. Der türkische Geheimdienst MIT spielte ihm die Aufnahmen vor, mit einer Bedingung: Kahl dürfe zwar Notizen anfertigen, aber keine Kopie des Bandes mitnehmen. Kahl hörte Khashoggis Schreie, die eiskalten, zynischen Kommentare der saudischen Mörder, die ihm übersetzt wurden. Kahl ist ein erfahrener Sicherheitsbeamter, der viel gesehen und gehört hat. Aber so etwas noch nie. Er war geschockt.

"In der Aufnahme ist seine Stimme anfangs weich und freundlich. Aber dann, schnell, verändert sich der Klang", sagt auch Agnès Callamard. Seine Angst sei eindeutig zu hören gewesen. Wie inzwischen bekannt ist, spritzten die Mörder ihm erst eine Droge in den Arm, dann zogen sie ihm eine Plastiktüte über den Kopf. "Ich habe Asthma. Tun Sie es nicht, Sie werden mich ersticken", waren seine letzten Worte. Anschließend sind laut dem Protokoll der Audioüberwachung nur noch



Kampfgeräusche zu hören. Als Jamal Khashoggi sich nicht mehr bewegte, begannen seine Mörder, den Körper zu zerteilen. Ab 13:39 Uhr notiert das Protokoll der Überwacher, es sei eine Autopsiesäge zu hören; die Geräusche hätten eine halbe Stunde lang angehalten. Die Einzelteile verpackten die Täter in fünf Taschen und schafften sie mit Autos in die private Residenz des saudischen Botschafters.

Die Residenz liegt nur wenige Straßen vom Konsulat entfernt, zweimal abbiegen, vorbei an einem kleinen Park mit Kinderspielplatz, eine weiß gestrichene, zweigeschossige Villa, die ein wenig heruntergekommen aussieht. Dort begann der letzte Akt des Verbrechens. Die Täter lösten die Leichenteile wohl in Säure auf oder verbrannten sie – dieser Punkt konnte bislang nicht geklärt werden. Sicher ist nur, dass von Jamal Khashoggi keine Spur bleiben sollte. Auch ihre eigenen Spuren verwischten die Mörder so gut sie konnten. Ein Mitarbeiter des saudischen Geheimdienstes von ähnlicher Statur wie das Opfer zog offenbar dessen Kleidung an und verließ um 15:53 Uhr das Konsulat durch den Hinterausgang, wie eine Überwachungskamera festhielt. Mehrere Stunden lang bewegte er sich anschließend durch Istanbul, besuchte Sehenswürdigkeiten wie die Blaue Moschee – um den Eindruck zu erwecken, dass Jamal Khashoggi noch am Leben sei.

Doch dank der Tonaufnahme des türkischen Geheimdienstes kamen die Täter damit nicht durch. Schon kurz nach der Tat veröffentlichten Medien erste Ausschnitte.

Danach wurde der Pegasus-Einsatz ausgeweitet. So geriet zum Beispiel der Ermittlungsleiter der türkischen Staatsanwaltschaft ins Visier, Irfan Fidan. Im Frühjahr 2019 kam sein Mobiltelefon auf die Liste potenzieller Ziele, das zeigen die dem Konsortium vorliegenden Daten. Auch die Nummer eines Sohns Khashoggis findet sich auf der Liste möglicher Angriffsziele.

"Ich war eine glückliche Frau, als Forscherin, als Denkerin, als Mensch", sagt Hatice Cengiz über ihr früheres Leben. Aber mit der Ermordung ihres Verlobten habe sich das Bild geändert, das sie von den Regierungen der arabischen Staaten hatte: "An



diesem Tag haben sie mir gezeigt, wie sie wirklich sind, sie haben ihr hässliches, hässliches Gesicht gezeigt."

Diesen Eindruck hatte nicht nur Hatice Cengiz. Der brutale Mord entsetzte die Welt. Die Vereinten Nationen schickten Sonderermittlerin Agnès Callamard. Bundeskanzlerin Angela Merkel forderte umfassende Aufklärung. Außerdem stoppte Deutschland Waffenexporte an Saudi-Arabien. Auch eine Ausbildungsmission der Bundespolizei, die bis dahin saudische Grenzschrützer trainiert hatte, wurde ausgesetzt.

Die Drahtzieher des Mordes sitzen in Riad, so viel darf als sicher gelten. Der US-Geheimdienst CIA hielt in einer inzwischen veröffentlichten Analyse des Falles fest: "Wir sind der Ansicht, dass der saudi-arabische Kronprinz Mohammed bin Salman eine Operation in Istanbul genehmigt hat, den saudi-arabischen Journalisten Jamal Khashoggi zu fassen oder zu töten."

Aber trägt das Unternehmen NSO eine Mitverantwortung für die Überwachung des Umfelds von Khashoggi, weil es Pegasus an Saudi-Arabien verkauft hat? Die Ethikrichtlinien von NSO verpflichten die Kunden, Pegasus allein für die Jagd auf Verbrecher einzusetzen. War NSO so naiv zu glauben, dass das saudi-arabische Regime sich daran gebunden fühlen würde?

NSO und der Gründer und Chef des Unternehmens Shalev Hulio sagten in den vergangenen Jahren immer wieder, weder Jamal Khashoggi noch sein Umfeld seien jemals mit Pegasus angegriffen worden. Dies habe man intern untersucht und keine entsprechenden Hinweise gefunden, sagte er im Januar 2020, als die ZEIT Hulio in Tel Aviv besuchte: "Wenn ich erfahren würde, dass aufgrund unserer Firma Menschenrechte dramatisch verletzt werden, würde ich meine Schlüssel abgeben und das Unternehmen verlassen – obwohl ich es einst gegründet habe."

In einer aktuellen Stellungnahme bekräftigte NSO, "dass unsere Technologie in keiner Weise mit dem abscheulichen Mord an Jamal Khashoggi in Verbindung stand. Dazu gehört das Abhören, Überwachen, Tracken oder Sammeln von Informationen." Dies sei direkt nach dem Mord untersucht worden.



Tatsächlich liefert die Recherche der ZEIT Hinweise darauf, dass NSO selbst über den Fall Khashoggi erschrocken war und seine Geschäftsbeziehung mit Saudi-Arabien noch im Dezember 2018 stoppte. Das Spionagewerkzeug Pegasus wurde abgeschaltet, die saudischen Behörden und Dienste konnten damit niemanden mehr überwachen. Lange dauerte diese Zurückhaltung allerdings nicht, denn schon im Frühjahr 2019 war Saudi-Arabien wohl wieder Kunde. Darauf deuten jedenfalls die Daten hin, die von den Journalisten im Rahmen des Pegasus Project ausgewertet wurden. Es soll die israelische Regierung gewesen sein, die sicherstellen wollte, dass Saudi-Arabien nicht blind wird. Auf ihre Bitte hin habe NSO Pegasus wieder freigeschaltet. In einem Schreiben seiner Anwälte teilte das Unternehmen NSO mit, Unterstellungen, NSO akzeptiere Anweisungen der Regierung Kunden betreffend, seien falsch. NSO sei außerdem "kein Werkzeug israelischer Diplomatie" und "keine Hintertür" des israelischen Geheimdienstes.

Zurückhaltender ging Saudi-Arabien anschließend allerdings nicht vor. Im Juli und August 2020 griffen die saudischen Behörden mit Pegasus gleich 36 Journalisten des Nachrichten-senders Al Jazeera an, wie eine Untersuchung des Citizen Lab aus Toronto zeigte.

Mittlerweile sind mehrere Klagen gegen NSO anhängig, unter anderem eine von Khashoggis Mitstreiter Omar Abdulaziz, dessen Handy nachweislich mit Pegasus infiziert war. Über keine der Klagen wurde jedoch bisher endgültig entschieden.

Unklar ist auch, ob die Mörder von Jamal Khashoggi zur Rechenschaft gezogen wurden. Saudi-Arabien behauptet zwar, elf Verdächtige seien vor Gericht gestellt worden. Fünf seien zum Tode verurteilt, ihre Strafe sei aber in eine Haftstrafe umgewandelt worden. Doch die Namen der Verurteilten wurden nie bekannt gegeben. Der Prozess lief im Geheimen ab.

In der Türkei läuft noch ein weiteres Verfahren gegen die mutmaßlichen Mörder, den die türkische Regierung seit einem Jahr führt. Der Istanbuler Gerichtspalast ist gigantisch, zehn Stockwerke hoch. Klein sollen sich Täter im Angesicht der beiden



überlebensgroßen Statuen der Göttin Justitia fühlen, die in der Haupthalle stehen. Doch in diesem Fall gelingt das nicht, denn die ursprünglich 20 Männer aus Saudi-Arabien, die die Türkei angeklagt hat, sind nicht anwesend. Alle paar Monate tritt das Gericht zusammen, um einige Zeugen anzuhören, die nicht viel gesehen haben und nicht viel wissen. An einem Donnerstag Anfang Juli 2021 steht ein Fahrer des saudischen Konsulats im Zeugenstand. Er habe vor dem Mord drei Männer von einem Hotel abgeholt und ins Konsulat gefahren, sagt er. Am Tag nach der Tat habe er sie dann abermals gefahren, von der Residenz des Konsuls zu dem Teil des Flughafens, auf dem nur private Jets starten und landen. Die drei dürften zum Killerkommando gehört haben. Doch von einem Mord, so der Zeuge, habe er nichts bemerkt.

Hatice Cengiz besucht jede einzelne Anhörung. Schweigend sitzt sie neben ihrem Anwalt an einem kleinen Tisch links vor der Richterin und verfolgt die Verhandlung in dem kleinen, holzgetäfelten Saal des 11. Strafgerichtshofs. "Ich weiß nicht, was ich von dem Prozess im Moment erwarten soll. Ich warte, ob etwas dabei herauskommt", sagt sie auf dem Flur vor dem Gerichtssaal.

Auch sie sei enttäuscht, sagt die frühere UN-Sonderermittlerin Agnès Callamard. Aber einiges habe man doch erreicht. Die Untersuchungen hätten das öffentliche Bild des saudi-arabischen De-facto-Herrschers MBS komplett verändert. Niemand behaupte mehr, dass er das Land modernisieren wolle. "Im traditionellen Sinn des Wortes wurde keine Gerechtigkeit geschaffen. Aber vor dem Gericht der öffentlichen Meinung steht Mohammed bin Salman als Angeklagter." Inzwischen hat sich NSO von Saudi-Arabien als Kunden getrennt. Diesmal angeblich für immer.



Spionagesoftware Pegasus: BKA kaufte heimlich NSO-Spähsoftware

Juristen im BKA hatten zunächst Bedenken, weil Pegasus viel mehr kann, als deutsches Recht erlaubt. Trotzdem wurde die Software nach ZEIT-Informationen beschafft.

Von Holger Stark, ZEIT ONLINE, 7. September 2021

Das Bundeskriminalamt (BKA) hat nach Informationen der ZEIT offenbar unter größter Geheimhaltung die umstrittene israelische Spähsoftware Pegasus gekauft, um Verdächtige zu überwachen. Trotz gravierender rechtlicher Bedenken habe die Behörde einen entsprechenden Vertrag mit dem israelischen Unternehmen NSO abgeschlossen, heißt es in Sicherheitskreisen. Darüber will die Bundesregierung am heutigen Dienstag den Innenausschuss des Deutschen Bundestags unterrichten.

NSO verkauft Pegasus weltweit an Polizeibehörden und Geheimdienste. Das Programm kann iPhones und Android-Smartphones in Echtzeit ausspähen, Gespräche mitschneiden, Standortdaten auslesen, heimlich die Kamera aktivieren und die Verschlüsselung von Chatnachrichten umgehen. Im Juli wurde durch die Recherchen eines internationalen Journalistenkonsortiums, dem unter anderem DIE ZEIT, SZ, NDR und WDR angehören, der umfassende Missbrauch der Software bekannt.

Auf einer Liste potenzieller Ziele mit mehr als 50.000 Telefonnummern stehen demnach auch diverse Menschenrechtsaktivisten, Journalistinnen und Journalisten sowie Rechtsanwälte. Die Liste, die von 2016 bis in die Gegenwart reicht, enthält zudem die Nummern von einem Dutzend Staats- und Regierungschefs, etlichen Ministern sowie hochrangigen Diplomaten. Die technische Analyse zahlreicher



Mobiltelefone von Betroffenen belegt, dass sie mithilfe der Software angegriffen und teilweise über Jahre ausgespäht worden waren.

Das BKA hatte das erste Mal im Jahr 2017 mit NSO verhandelt und sich in Wiesbaden die Fähigkeiten der Cyberwaffe vorführen lassen. Dafür war eigens eine Delegation von NSO aus Israel angereist. Allerdings hatten damals Juristen im BKA und im zuständigen Bundesinnenministerium Bedenken wegen der überbordenden Fähigkeiten der Software geäußert. Wer Pegasus einsetzt, übernimmt damit faktisch das Mobiltelefon der Zielperson. Seit einer Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur sogenannten Online-Durchsuchung dürfen die Sicherheitsbehörden jedoch nur in besonderen Fällen Handys und Computer von Verdächtigen infiltrieren und dabei nur bestimmte Überwachungen initiieren.

Für die Ermittler ist es ein Dilemma: Einerseits setzt der Rechtsstaat dem Einsatz solcher Überwachungstrojaner enge Grenzen. Andererseits sind die technischen Anforderungen zur Überwachung moderner Mobilgeräte erheblich und das Innovationstempo der Branche ist hoch. Jahrelang doktorte das BKA an einer eigenen Spähsoftware herum, die aber als schwerfällig und wenig praktikabel gilt. Nach Angaben des grünen Innenexperten Konstantin von Notz wurde dieser sogenannte Staatstrojaner zwischen 2017 und 2020 in keinem einzigen abgeschlossenen Ermittlungsverfahren eingesetzt.

Offenbar entschied sich das BKA angesichts der mageren Bilanz dafür, neben der Eigenentwicklung doch auf NSOs Superwaffe Pegasus zurückzugreifen. Dem Vernehmen nach soll das BKA ab Ende 2019 mit NSO ins Geschäft gekommen sein. Nach Informationen der ZEIT bestanden die deutschen Beamten darauf, dass nur diejenigen Funktionen freigeschaltet werden, die mit den Vorgaben des Bundesverfassungsgerichtes vereinbar sind.

Wie genau dies sichergestellt werden kann, ist allerdings ebenso unklar wie die Frage, ob, wie oft und gegen wen Pegasus bislang eingesetzt wurde. Das BKA und das Bundesinnenministerium verweigern dazu grundsätzlich jeden Kommentar.



Bereits dreimal wurde die Bundesregierung explizit gefragt, ob Bundesbehörden NSO-Software einsetzen, im Jahr 2019 von der Linken-Abgeordneten Martina Renner, im Jahr darauf vom Deutschen Journalistenverband und in diesem Jahr in einer Kleinen Anfrage der Bundestagsfraktion der Grünen. In allen Fällen antwortete das Innenministerium, dass man auf diese Frage keinerlei Auskunft erteile. Im Fall von Renner hieß es dazu, das parlamentarische Informationsrecht der Bundestagsabgeordneten müsse hinter die "staatswohlbegründeten Geheimhaltungsinteressen ausnahmsweise zurückstehen".

Auch NSO will sich nicht äußern.



Unerwünscht und ausgeforscht

Freie Berichterstattung ist für das Regime des Präsidenten Ilham Alijew eine Gefahr. Deswegen haben Journalistinnen wie Khadija Ismayilova in Aserbaidshan viel auszuhalten – und manchmal bleibt nur der Weg ins Exil

Von Kristiana Ludwig und Hannes Munzinger, Süddeutsche Zeitung, 19.07-2021

Sie hat es geschafft. Khadija Ismayilovas Flugzeug, eine Boeing 737, Flugnummer TK7249, setzt unsanft auf der Landebahn in Ankara auf. Die Köpfe der Passagiere fallen zur Seite, in einer der hinteren Reihen weint ein Kind. Aus den Lautsprechern ertönt Klaviermusik. Ismayilova hat ihre Heimat Aserbaidshan verlassen, zum ersten Mal nach mehr als sieben Jahren. Mit schweren Schritten trägt sie ihre Tasche und zwei Plastiktüten voll süßem Gebäck zu dem Bus, der die Leute vom Rollfeld zum Terminal fahren soll. Neben der Tür findet sie einen Klappsitz und sinkt darauf zusammen. Es war ein langer Tag.

Eineinhalb Jahre Gefängnis und fünf Jahre Ausreiseverbot liegen in diesem Moment hinter einer der bekanntesten Investigativjournalistinnen ihres Landes. Khadija Ismayilova ist 45 Jahre alt, hat kurzes Haar und große Augen mit dunklen Schatten darunter. Im Jahr 2014, während ihrer letzten Auslandsreise, hatten Kollegen sie noch gewarnt: Geh nicht zurück, sie werden dich ins Gefängnis stecken. Sie kehrte trotzdem wieder heim und wurde am 1. September 2015 von



einem Gericht in der Hauptstadt Baku wegen angeblicher Steuerhinterziehung und anderer Wirtschaftsdelikte schuldig gesprochen. Die Organisation Human Rights Watch nannte die Anklage gegen sie „politisch motiviert“, den Prozess „von Unregelmäßigkeiten geprägt“. Ismayilova hatte zuvor über Korruption in Regierungskreisen berichtet, sie hatte wirtschaftliche Interessen von Angehörigen der Herrscherfamilie offengelegt und mit ausländischen Medien wie der Süddeutschen Zeitung kooperiert.

Diese Erfahrung prägt. Diesmal ist Khadija Ismayilova zwei Stunden zu früh am Flughafen in Baku gewesen. Zur Sicherheit, obwohl sie wusste, dass diese Sicherheit eine Illusion ist: „Hätten sie mich aufhalten wollen, hätten sie mich auch zwei Stunden vorher aufgehalten“, sagt sie. Aber es kam niemand, Aserbaidshan ließ sie an diesem Samstag im Mai endlich gehen.

Wegen ihrer journalistischen Arbeit hatte man schon früher versucht, sie unter Druck zu setzen. Im März 2012 erreichte sie ein anonymes Brief, in dem ihr jemand drohte, sie „extrem bloßzustellen“, sollte sie den Journalismus nicht aufgeben. „Ich werde diese Erpressungskampagne aushalten“, schrieb Ismayilova damals in einem offenen Brief. Kurz darauf kursierte ein Video im Internet, das sie nach Angaben der Organisation Reporter ohne Grenzen in intimen Situationen zeigte. Offenbar waren versteckte Kameras in ihrem Schlafzimmer installiert worden.

Wie geht man damit um, womöglich nirgendwo mehr privat sein zu können? Ismayilova sagt, sie habe in einem Magazin über den früheren libyschen Staatschef Muammar al-Gaddafi gelesen, dass er immer mit seinem eigenen Zelt reiste und



keiner fremden Wand traute. „Also kaufte ich mir ein Zelt“, sagt Ismayilova. „Es war klein und ungemütlich. Ich kann kein Privatleben in einem Zelt führen.“ Sie begann, mit der Möglichkeit einer Überwachung zu leben, warnte ihre Freunde und ihre Familie. Für ihre journalistische Arbeit nutzte sie verschlüsselte Nachrichten-Apps wie Signal. Sie wollte ihre Quellen schützen.

Am Tag nach ihrer Ausreise aus Aserbaidschan sitzt Khadija Ismayilova am Esstisch eines Apartments am Rand der türkischen Hauptstadt Ankara und bohrt ihren pink lackierten Daumennagel in den Oberarm. Ihre Kollegin Miranda Patrucic hat eine Nachricht für sie, eine schlechte. Patrucic hat gemeinsam mit dem Forbidden-Stories-Netzwerk und der Süddeutschen Zeitung zur Überwachung von Journalisten, Menschenrechtsaktivisten und Politikern recherchiert.

„Wir wissen von sehr vielen Telefonnummern, die in Aserbaidschan ins Visier genommen wurden“, sagt Patrucic: „Auch deine Nummer ist darunter.“

Die Spionagesoftware Pegasus der israelischen Firma NSO Group kann sich unbemerkt auf dem Handy festsetzen. Es verwandelt das Gerät in eine Wanze und kann Gespräche auch dann mitschneiden, wenn es unbenutzt lediglich im selben Raum liegt. Und die Software liest alles mit, was auf dem Bildschirm erscheint.

„Alles, was auf deinem Handy passiert“, sagt Patrucic.

„Shit“, sagt Ismayilova: „Auch Signal?“

„Ja“, auch verschlüsselte Nachrichten, antwortet ihre Kollegin. Khadija Ismayilova schlägt die Hände vors Gesicht.

Sie wird für einen Moment still. „Ich versuche, mich an alles zu erinnern, was ich mit meinem Telefon gemacht habe“, sagt sie dann. „Ich überlege, ob ich



jemanden kompromittiert habe.“ Auch ihre Anwälte seien betroffen, sagt Patrucic. „Das ist schlecht. Das ist wirklich schlecht“, antwortet Ismayilova. Ihre Hand zittert jetzt, sie hält sie vor ihren Mund. „Ich habe Fotos von einem Familienmitglied nach einer Operation verschickt“, sagt sie und steht auf. „Ich muss eine rauchen.“

Während Ismayilova am Fenster steht und Rauch über die Vorstadt von Ankara bläst, legt Patrucic ihr einen Arm um die Schultern. Ismayilova zündet sich eine zweite Zigarette an. „Du weißt die ganze Zeit, dass du überwacht werden könntest“, sagt sie: „Du kommst an einen Punkt, an dem du entscheidest, dass du nicht leben kannst, wenn du ständig darüber nachdenkst.“ Seit Jahren erklärt Khadija Ismayilova den Menschen, denen sie begegnet, dass sie abgehört werden könnte, sie macht sogar Witze darüber. Und trotzdem trifft es sie jetzt, da aus der immerwährenden Erwartung bittere Gewissheit wird, wie ein Schock.

Auf Khadija Ismayilovas Telefon finden sich noch die Spuren der Spionagesoftware, das zeigt eine forensische Untersuchung des Amnesty International Security Lab. Das Ergebnis deutet auf eine Überwachung über mehrere Jahre hin; es legt nahe, dass ihr Telefon im März 2019 von Pegasus infiziert wurde. Im Jahr 2020 hinterließ die Software über mehrere Monate hinweg digitale Fingerabdrücke. Die letzte verdächtige Aktivität registrierten die Forscher gerade einmal drei Wochen vor ihrer Ankunft in der Türkei.

Die Telefon-Daten, mit denen die SZ und ihre Partner des Pegasus-Projekts arbeiten konnten, lassen den Schluss zu, dass eine Vielzahl aserbaidischer Menschenrechtsaktivistinnen mit Pegasus ins Visier genommen wurden. Und mindestens 48 Journalisten. Bisher war nicht bekannt, dass auch die



Kaukasusrepublik Kunde der NSO ist und über Pegasus verfügt. Die NSO nahm zu der Frage, ob die Regierung von Aserbaidschan zu ihren Kunden gehört und ob mit ihrer Software Khadija Ismayilova und viele andere Journalisten überwacht wurde, keine Stellung. Grundsätzlich wehrt sich die Firma aber gegen „falsche Behauptungen“ in der Berichterstattung über ihre Firma. Aus vertraglichen Gründen und Überlegungen der nationalen Sicherheit könne „die NSO die Identität von Regierungskunden weder bestätigen und dementieren“. Die Regierung von Aserbaidschan nahm zu einer Nutzung der Software keine Stellung. Aserbaidschan ist ein Land der Widersprüche. Systematische Menschenrechtsverletzungen sind seit Jahren bekannt.

Dennoch gelingt es dem Regime des Präsidenten Ilham Alijew immer wieder, das schlechte Image seines Landes mit Glanz und Glitzer zu übertünchen. Auch deshalb bewirbt sich Aserbaidschan seit Jahren erfolgreich um die Ausrichtung internationaler Großereignisse, richtete im Jahr 2012 den Eurovision Song Contest aus und drei Jahre später die Europaspiele, eine Art innereuropäisches Olympia. Inzwischen kennt man die Hauptstadt Baku international als Austragungsort für Formel-1-Rennen und routinierter Gastgeber für mehrere Fußballspiele bei der gerade zu Ende gegangenen Fußball-Europameisterschaft.

Solcherlei Imagepflege mit Hilfe vor allem von willfährigen Sportverbänden soll das Bild Aserbaidschans prägen – und nicht Skandale wie etwa die Bestechung von Abgeordneten im Europarat durch aserbaidschanische Vertreter. Und so soll es nach dem Geschmack der Herrscherfamilie auch bleiben. Präsident Alijew hat ein System des Machterhalts etabliert, das auf Günstlingswirtschaft gründet und sich



staatliche Ressourcen zur Beute macht. Für ein so organisiertes Staatswesen sind Journalisten eine Bedrohung. Die Motivation für deren massenhafte Überwachung lässt sich aus den Aufzeichnungen zwar nicht erklären, aber offensichtlich versteht das Alijew-Regime kritische Berichterstattung als existenziellen Angriff.

Deshalb scheut das Regime offenbar keine Mittel, Journalistinnen ihre Arbeit und ihr Leben so schwer wie möglich zu machen, Journalistinnen wie Khadija Ismayilova oder auch Sevinc Vaqifqizi, 32 Jahre alt, Reporterin.

Vaqifqizi war Anfang 20, als sie an einer Demonstration von Journalistinnen gegen den Umgang mit Khadija Ismayilova teilnahm. Im Netz ist noch ein Video von damals zu finden, Vaqifqizi steht in einer neongelben Warnweste mit der Aufschrift „Presse“ auf einer Straße in Baku. Kameraleute drängen sich auf einer Treppe, Polizisten bugsieren die Gruppe fort. Vaqifqizi steht in der Menge, schweigend, mit ernstem Blick, und streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Damals rief Ismayilova, die zu jener Zeit mit Filmaufnahmen aus ihrem Schlafzimmer zum Schweigen gebracht werden sollte, sie an, um sich bei ihr für die Unterstützung zu bedanken. Die beiden trafen sich, wurden Freundinnen.

Jetzt, viele Jahre später, an einem heißen Tag im vergangenen Juni, geht Sevinc Vaqifqizi in einem Sommerkleid und Filzpantoffeln durch eine Dachgeschosswohnung in Berlin. Von hier aus kann sie über die roten Ziegeldächer blicken und auf die Dachgärten, sie sieht die Baumwipfel und den Berliner Fernsehturm. Sie hat Pfirsiche und Ananas aufgeschnitten für ihre Gäste und Tee gekocht, zwei verschiedene Sorten aus Aserbaidschan. Vaqifqizi ist erst seit wenigen Wochen in dieser Stadt, sie hat ein Stipendium von der Organisation



Reporter ohne Grenzen bekommen, um sich fortzubilden – und um sich auszuruhen. Das Programm heißt „Auszeit“. Wie Khadija Ismayilova stand sie vier Jahre lang unter Ausreiseverbot.

Auch Vaqifqizi berichtet über Themen, die für die aserbaidische Regierung heikel sein können: soziale Probleme, Proteste, politische Gefangene, möglicher Wahlbetrug. Nach Angaben der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa hatte Sevinc Vaqifqizi im Februar 2020 gegen die Wahl in Aserbaidschan protestiert und sei – wie auch mindestens sieben andere Journalistinnen und Journalisten – von Sicherheitskräften geschlagen worden. Und auch sie, das zeigen die Untersuchungen von Amnesty International, wurde offenbar abgehört. Spuren auf ihrem Handy weisen auf 20 Pegasus-Angriffe im Jahr 2019 hin, ebenso auf Überwachung im vergangenen Jahr – auch an Heiligabend. Auch im Frühjahr dieses Jahres wurde das Handy von Vaqifqizi demnach noch attackiert. Weder die NSO noch die aserbaidische Regierung äußern sich zu der Frage, ob Sevinc Vaqifqizi überwacht wurde.

„Ich mache mir deshalb keine Sorgen“, sagt sie knapp, als sie davon erfährt, und verschwindet Richtung in Küche: „Ich wusste das.“ Ihre Mutter, ihre ganze Familie wisse, „dass wir dieses Problem haben“, sagt sie. „Dass sie zuhören können, dass sie mir folgen, dass sie wissen, wo ich wohne.“ Vaqifqizi sagt, sie habe kein Privatleben mehr. Trotzdem liebe sie ihren Beruf, trotzdem wolle sie zurück nach Aserbaidschan. Doch so unerschrocken wie sie sind längst nicht alle aserbaidischen Journalisten.



Vom Jahr 2013 an gerieten Journalisten und Aktivisten in Aserbaidschan in eine Welle von Repressionen. Wie Khadija Ismayilova wurden viele von ihnen verhaftet oder unter Druck gesetzt. Jasur Mammadov galt damals als einer der Journalisten mit den tiefsten Einblicken in das aserbaidtschanische Militär. Drei Mal, sagt er, sei er im Sommer 2014 von Sicherheitskräften verhört worden. Wenn er weiter über die Armee berichte, werde er ins Gefängnis müssen, habe man ihm gesagt. Die aserbaidtschanische Regierung nahm dazu auf Anfrage keine Stellung.

Mammadov setzte sich mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen ins Auto und fuhr über die Grenze nach Georgien. Als sie den Boden ihres Heimatlandes verlassen hatten, hätten sie gejubelt, sagt er. So sehr hatte die Familie befürchtet, man nehme sie an der Grenze fest.

Seit sechs Jahren leben die Mammadovs nun in Bielefeld. Jasur Mammadov arbeitet als freier Journalist für einen deutschen Lokalsender. Statt über Soldaten berichtet er jetzt über sein Leben als Migrant in Ostwestfalen. „Mammadov wundert sich“ hieß mal eine Kolumne, in der er sich fragte, warum die Deutschen ihr gemeinsames Essen eigentlich getrennt bezahlen oder warum sie sich in aller Öffentlichkeit die Nase putzen. Mit seinem Fachwissen und seiner Kritik an der aserbaidtschanischen Armee befüllt Mammadov nun nur noch seinen privaten Blog und seine Facebook-Seite. Ab und zu gibt er aserbaidtschanischen Journalisten Interviews.

Im Jahr 2019, das zeigen interne Informationen, die die SZ einsehen konnte, erklärte ein NSO-Kunde Jasur Mammadov trotzdem zur Zielperson, mit hoher Wahrscheinlichkeit eine staatliche Behörde Aserbaidschans. Seine



aserbaidische Handynummer wurde ins Visier genommen. Doch Mammadov hat sein altes Smartphone in Aserbaidische zurückgelassen, mit ausgebautem Akku, eingewickelt in Plastikfolie. Auf seinem deutschen Telefon finden sich keine Spuren von Pegasus. Ob mit ihrer Software zumindest versucht wurde, Mammadov auszuspähen, beantwortet die NSO nicht.

Khadija Ismayilova hat das durchgemacht, was Mammadov vielleicht bevorgestanden hätte, wäre er als Journalist in Aserbaidische geblieben. Am Abend ihrer Ankunft in der Türkei sitzt sie im Wohnzimmer ihrer Schwester. Die hat Köfte gebraten, Weinblätter und Pfannkuchen mit Fleisch gefüllt, einen Fisch zubereitet und die Baklava, jene Süßigkeiten, die Ismayilova aus der Heimat mitgebracht hat, auf Porzellanteller gehäuft. Es ist viel passiert in sieben Jahren.

Khadija Ismayilova erzählt von ihren Monaten im Gefängnis, wie sie dort mit dem brutalen Direktor stritt und Beschwerden schrieb. Wie sie versuchte, sich mit den anderen Häftlingen gut zu stellen, um deren Ärger nicht auf sich zu ziehen. Wie sie mit ihnen über ihre Sorgen redete.

Gleich am Anfang, erzählt Khadija Ismayilova, habe sie zu den Frauen in ihrer Zelle gesagt: „Wenn jemand von euch verlangt, dass ihr mich ausspioniert, dann macht das. Berichtet ihnen alles, wenn das euer Leben hier einfacher macht.“ Die Frauen, sagt sie, hätten erleichtert gewirkt.

Mitarbeit: Miranda Patrucic, Andrew Sullivan, Paul Radu, Arthur Bouvart



Ende einer Flucht

Ihr Vater sei ein Despot und trachte ihr nach dem Leben, sagt Prinzessin Latifa bint al-Maktum. Sie flieht vor dem Scheich von Dubai übers offene Meer, es ist eine abenteuerliche Odyssee. Doch die Häscher des Herrschers haben die Mittel, um sie aufzuspüren. Ihnen reichen offenbar ein paar Handynummern – und womöglich eine gefährliche Software

Von Frederik Obermaier und Bastian Obermayer, Süddeutsche Zeitung,
22.07.2021

Das Video nehme sie für den Notfall auf, sagt die Prinzessin. Für den Fall, dass sie es nicht schaffe. Für den Fall, dass sie umgebracht werde. „Es soll nicht umsonst gewesen sein“, spricht Latifa bint al-Maktum in die Kamera. Ihre Stimme ist ruhig, aber ihre Augen zucken nervös. Ihr Vater, der Scheich, habe ihre Schwester entführt, sie selbst habe er gefoltert. „Um seinen Ruf zu schützen, würde er töten“, sagt die junge Frau. Deswegen werde sie nun fliehen. „Dies könnte das letzte Video von mir sein.“

Wenige Tage nach der Videoaufzeichnung, am 24. Februar 2018, verlässt Latifa bint al-Maktum den Palast, in dem sie damals mit ihrer Familie lebt. Ein Fahrer bringt sie in die Innenstadt von Dubai City, dorthin, wo die weltbekannten Wolkenkratzer stehen. Es ist die Kulisse einer Metropole, die jährlich Millionen Touristen anlockt. Für manche ist dieses Manhattan der Wüste ein Sehnsuchtsort. Für viele ist es ein Gefängnis. Sie wollen nichts wie weg von hier.

Im „La Serre“, einer lichtdurchfluteten Bäckerei gegenüber der Dubai Mall, trifft die Prinzessin ihre finnische Freundin Tiina Jauhiainen. Sie ist nicht nur in den



Fluchtplan eingeweiht, sondern wird selbst eine Menge dafür riskieren. Die beiden Frauen trinken einen Kaffee, dann brechen sie auf.

Sie steigen in einen schwarzen Audi Q7, den ihnen ein Freund geliehen hat, und fahren los. Ihr erstes Ziel ist Oman. Das eigentliche Ziel ist es, so weit weg von Dubai wie möglich zu kommen. Ihr Handy samt Sim-Karte lässt Latifa bint al-Maktum auf der Toilette des „La Serre“ zurück. Der damals 32 Jahre alten Prinzessin ist bewusst, dass ein Handy geortet werden kann. Vor allem aber weiß sie, wozu ihr Vater fähig ist.

Prinzessin Latifa ist die Tochter des Herrschers von Dubai, Mohammed bin Raschid al-Maktum. Ihre algerische Mutter ist eine mehrerer Frauen, die der Scheich offiziell oder inoffiziell geehelicht hat. Al-Maktum regiert seit dem Tod seines Bruders im Jahr 2006 den florierenden Wüstenstaat, ist auch Vizepräsident und Premierminister der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE), zu denen Dubai gehört.

Und Mohammed bin Raschid al-Maktum führt einen Überwachungsstaat.

Seit einigen Jahren heuern die Herrscher der Emirate Heerscharen von Programmierern an – Kritiker sehen darin eher die Rekrutierung von Cyberkriegern. Überwacht werden sollen offenbar die eigenen Bürger, Blogger und Journalisten. Sie werden ausgespäht, angeklagt und eingesperrt.

Die Behörden locken vor allem IT-Spezialisten aus den USA und Israel, ehemalige Geheimdienstmitarbeiter sind besonders gefragt. „Das ist Big Brother auf Steroiden“, sagte ein Programmierer einmal dem US-Medium The Intercept. Ins Visier geriet zuletzt etwa der Menschenrechtler Ahmed Mansur. Er wurde wegen kritischer Blogeinträge zu einer Haftstrafe verurteilt, dann freigelassen und 2017 für mehrere Jahre ins Gefängnis gesteckt. Laut Human Rights Watch ist er in einer winzigen Zelle ohne Bett eingekerkert. Eines seiner „Vergehen“: Er hatte sich kritisch über den Scheich von Dubai geäußert, den Vater von Prinzessin Latifa.

„Alles, was meinem Vater wichtig ist, ist sein Ruf. Er wird Menschen töten, um seinen eigenen Ruf zu wahren“, sagt Latifa bint al-Maktum in ihrem Video, das sie vor ihrer Flucht aufgenommen hat für den Fall, dass das alles sein könnte, was von ihr bleibt. „Er ist der bösartigste Mensch, den ich je in meinem Leben getroffen



habe. Er ist das pure Böse.“ Die Achtung der Menschenrechte, das Glitzer-Image Dubais? „Bullshit.“

Im Jahr 2000 war bereits Latifas Schwester Shamsa geflohen. Während eines Aufenthalts in Großbritannien verließ sie zu Fuß das weitläufige Anwesen ihrer Familie in Surrey. Laut britischen Medienberichten durchkämmten die Angestellten des Scheichs auf der Suche nach Shamsa die Gegend. Sie lebte unterdessen unerkant in einem Londoner Apartment. Erst nach etwa zwei Monaten, so stellte es später ein britisches Gericht fest, wurde Shamsa al-Maktum gefunden, auf Geheiß ihres Vaters auf offener Straße entführt, betäubt, mit einem Hubschrauber nach Frankreich und von dort in einem Privatjet zurück nach Dubai gebracht.

Nach Angaben des britischen Außenministeriums versuchte ihr Vater, sich in die Ermittlungen einzumischen. Shamsa wurde nie wieder in der Öffentlichkeit gesehen – seit mehr als 20 Jahren. Es ist unklar, ob sie noch lebt. Scheich Maktum hat die Entführung stets bestritten.

Zwei Jahre nach dem Verschwinden ihrer Schwester versuchte Prinzessin Latifa schon einmal, zu fliehen. Ohne Erfolg, sie wurde damals an der Grenze zum Oman festgenommen. „Sie haben mich eingesperrt und gefoltert“, erzählte sie später. Nach eigenen Angaben war sie in Einzelhaft und wurde erst nach drei Jahren und vier Monaten freigelassen. Ihren Pass aber bekam sie nicht zurück, sie konnte das Land nicht verlassen. Palastangestellte mussten immer wissen, wo sie war, sie durfte auch nicht allein Autofahren.

Was sie aber durfte: Skydiven, Tauchen und die brasilianische Kampfsportart Capoeira betreiben. So lernte sie Tiina Jauhiainen kennen. Die Finnin lebte seit 2001 in Dubai, arbeitete tagsüber als Immobilienmaklerin und gab am Abend Capoeira-Unterricht, eine Mischung aus Tanz und Kampfsport, die aus Brasilien stammt.

Irgendwann im Jahr 2010 meldet sich Latifa bint al-Maktum per E-Mail bei Jauhianens Capoeira-Gruppe. Sie schreibt, sie suche eine weibliche Lehrerin. „Ich wusste damals gar nicht, wer sie ist“, sagt Jauhianen rückblickend. Schon bald treffen sich die beiden nicht nur beim Training. Sie gehen shoppen, besuchen Abendveranstaltungen – und sie reden. Prinzessin Latifa fasst Vertrauen, aus der



Fitnesstrainerin wird eine Freundin. „Irgendwann erzählte sie mir, dass sie es noch mal versuchen will“, sagte Jauhianen der SZ vor einiger Zeit. „Sie wollte fliehen.“

Latifa nimmt Kontakt zu einem früheren französischen Geheimdienstler auf, einem Mann namens Hervé Jaubert. Einst diente er als Ingenieur in der französischen Marine, dann als Agent dem französischen Auslandsgeheimdienst. „Er empfand nie Angst, auch nicht bei riskanten Einsätzen – nicht ein einziges Mal. Und auch nicht vor den Bösewichten, gegen die er arbeitete“, hat er in seinen Memoiren über sich selbst in der dritten Person geschrieben, in jener leicht großspurigen Art, die Männern in der Welt der Geheimdienste oft zu eigen ist.

Nach seinem Dienst gründete Jaubert eine Firma zum Bau von U-Booten für Touristen, für die sich irgendwann auch ein Scheich aus Dubai interessierte. Er fragte Jaubert, ob dieser eine Firma für U-Boot-Fahrten für Urlauber aufbauen könne, die rund um die weltbekannte Palmeninsel tauchen wollten. Jaubert ging für den Auftrag nach Dubai, aber es kam zum Konflikt: Ihm wurde nach einigen Monaten Unterschlagung vorgeworfen, die Behörden verweigerten ihm die Ausreise. Er saß fest.

Das wollte der frühere Geheimagent aber nicht akzeptieren und entwickelte einen Plan, auf den James Bond zu Recht stolz wäre. Er kaufte sich einen Froschmannanzug – so jedenfalls beschrieb er es später –, zog ein traditionelles schwarzes Frauengewand darüber, verschleierte sich und tauchte zu einem Patrouillenboot vor der Küste, wo er die Benzinleitungen verstopfte. Die Beamten sollten nicht mehr in der Lage sein, ihm zu folgen, wenn er am nächsten Tag mit einem Boot nach Indien fliehen würde. Es funktionierte. Über sein Entkommen aus dem Emirat schrieb er später das Buch: „Escape from Dubai“.

Auch Prinzessin Latifa liest es. Ist Jaubert nicht der ideale Mann für ihr Vorhaben? Einer, der schon bewiesen hat, dass man aus der Wüste entkommen kann?

Sie nimmt Kontakt zu dem Ex-Agenten auf, und fortan kommunizieren die beiden mit heimlichen Nachrichten. Im Interview mit der Süddeutschen Zeitung spricht Jaubert von einem „ausgeklügelten Kommunikationssystem“. Am



Ende steht ein Plan: Jaubert will die Prinzessin gegen ein Honorar von einigen Hunderttausend Euro außer Landes bringen. Latifas Ziel ist es demnach, Asyl in den Vereinigten Staaten von Amerika zu beantragen.

In dem geliehenen Audi-SUV brechen Latifafa bint al-Maktum und Tiina Jauhiainen am 24. Februar 2018 auf. Die Finnin sitzt am Steuer. Nach etwas mehr als einer Stunde Fahrt durch die Wüste passieren sie die Grenze zu Oman, die Prinzessin bleibt unentdeckt. In Maskat, wo das Hadschar-Gebirge auf den Golf von Oman stößt, treffen sie einen Freund von Tiina Jauhiainen, einen Kampfsporttrainer aus Frankreich, der schon einige Zeit in Oman lebt. Vor dessen Haus im Stadtteil al-Asaybah lassen sie den Audi stehen, besteigen am nahen Strand ein Schnellboot, ziehen Rettungswesten an und legen ab.

In den internationalen Gewässern vor der Küste warten der Ex-Geheimdienstler Hervé Jaubert und ein Mitglied seiner Crew auf zwei Jetskis. An dem Treffpunkt mitten im Arabischen Meer, zwischen der arabischen Halbinsel und Indien, klettern die Prinzessin aus Dubai und ihre finnische Freundin zu den Männern auf die Jetskis, während der Helfer im Schnellboot nach Oman zurückkehrt.

Nach mehreren Stunden Fahrt über meterhohe Wellen erreichen Tiina Jauhiainen und Latifa bint al-Maktum die Nostromo, eine knapp 30 Meter lange Yacht, die unter US-amerikanischer Flagge segelt. Kaum sind die beiden Frauen an Bord, nimmt der Zweimaster Kurs auf Sri Lanka. Der Inselstaat ist etwa 1600 Seemeilen entfernt und bei gutem Wind in ein paar Tagen zu erreichen. Große Eile scheint nun aber kaum mehr notwendig, weil die Yacht längst außerhalb des Zugriffs von Latifas Vater ist.

Mohammed bin Raschid al-Maktum hat zu dieser Zeit offenbar die Flucht seiner Tochter bereits bemerkt. Was sich nun genau hinter den Mauern seines Palasts abspielt, ist bis heute unklar. Laut einer geleakten Liste mit Telefonnummern wird aber das Handy von Prinzessin Latifa mithilfe der Spähsoftware Pegasus ins Visier genommen. Was in solchen Fällen passiert, sieht oft so aus: Die Software verschickt eine stille, sich selbst löschende Nachricht an das Zieltelefon und



installiert sich auf dem Gerät. Von diesem Moment an können Überwacher alles mitlesen und mithören, selbst wenn es verschlüsselt ist.

Hätte die Prinzessin ihr Handy nicht in der Bäckerei in Dubai gelassen, es wäre ein Leichtes gewesen für die Helfer ihres Vaters, den Aufenthaltsort seiner flüchtigen Tochter herauszufinden. Der Vorgang ist auch deswegen bedeutsam, weil der Pegasus-Hersteller NSO öffentlich großen Wert darauf legt, dass seine Software nur gegen Terroristen oder Kriminelle eingesetzt wird. Volljährige Töchter von Despoten einzufangen, die nicht mehr zu Hause leben wollen, gehört nicht zu den Anwendungen seines Produkts, die NSO gerne in der Öffentlichkeit erklärt.

Bei dem einen Versuch, Latifas Aufenthaltsort mittels raffinierter Spionagesoftware herauszufinden, blieb es nicht: In den Stunden danach wurden nach Informationen der Süddeutschen Zeitung mutmaßlich auch Latifas Mutter, eine Bekannte der Prinzessin sowie etliche Bekannte, mit denen Latifa Fallschirm gesprungen war, ins Visier genommen

Die Nostromo mit der Prinzessin an Bord segelt währenddessen weiter Richtung Sri Lanka. Wenn der Wind nicht reicht, können zwei Dieselmotoren zugeschaltet werden. Unter Deck sorgt eine Klimaanlage für erträgliche Temperaturen, über eine Satellitenverbindung ist sogar Internet an Bord vorhanden.

Latifa bint al-Maktum und Tiina Jauhiainen verbinden das Netz mit Handys, die sie an Bord gebracht haben. Die Prinzessin schickt Nachrichten, telefoniert vor ihren Mitreisenden mit ihrer Mutter und etlichen Freunden. Auf Instagram schreibt sie von hoher See aus über ihren Vater: „Er hat mich viele Jahre durch die Hölle geschickt und bedroht derzeit meine Sicherheit.“ Außerdem kommuniziert sie nach SZ-Informationen mit der Britin Sioned T., auch eine Skydiverin, die Prinzessin Latifa schon seit Jahren kennt. Sie unterrichtet als Mathematiklehrerin an der Latifa School for Girls in Dubai. Eingeweihte erzählen, sie sei es gewesen, die Jaubert im Auftrag mehrere Tausend Dollar für die Flucht übergab. Was genau sie besprechen, ist nicht überliefert – womöglich aber bringt es Maktums Männer auf die Spur der Flüchtenden. Auf Anfrage wollte sich Sioned T. nicht öffentlich dazu äußern.



Ab 27. Februar kommen plötzlich keine Nachrichten mehr vom Fluchthelfer aus Oman. Was die ungewöhnliche Besatzung an Bord der Nostromo nicht weiß, aber ahnt: Der Mann war dort festgenommen worden. „Etwa 30 Leute warteten mit gezogenen Waffen vor meinem Haus auf mich“, wird er später der Nachrichtenagentur AFP erzählen. „Ich sagte mir: ‚Einer von ihnen wartet vielleicht nur auf eine plötzliche Bewegung meinerseits, um zu schießen.‘ Ich blieb ruhig.“ Er kommt für zwei Monate ins Gefängnis und wird dann nach Europa ausgewiesen.

In der Ungewissheit über das Schicksal ihres Helfers entscheiden Latifa bint al-Maktum, Tiina Jauhiainen, Hervé Jaubert und die Crew, den Kurs zu ändern. Der Festgenommene kannte das Ziel Sri Lanka, und niemand an Bord kann einschätzen, wie lange er es für sich behalten kann.

Latifa schreibt auf hoher See von ihrer Gmail-Adresse aus eine E-Mail an die britische Rechtsanwältin Radha Stirling, es ist ein Hilferuf: „Nach 18 Jahren Albtraum bin ich endlich abgehauen.“ Jetzt werde sie von ihrem Vater und seinen Männern gejagt. „Er will mich tot sehen – um mich zum Schweigen zu bringen.“ Die Anwältin möge ihr bitte irgendwie helfen.

Die Britin Radha Stirling hat 2008 die Organisation „Detained in Dubai“ gegründet, nachdem eine Kollegin in dem Emirat festgenommen worden war. Nun hilft sie Männern und Frauen, die in ähnliche Situationen gekommen sind. Sie kontaktiert die britischen Behörden, die Polizei, die Botschaft der Vereinigten Arabischen Emirate. Gleichzeitig hält sie Kontakt zu Prinzessin Latifa. Sie schreiben sich, telefonieren miteinander, schicken Sprachnachrichten. „Latifa hatte Angst, unbeschreibliche Angst“, sagt Stirling heute.

Acht Tage, nachdem sie in Oman in See gestochen sind, kreist plötzlich ein Flugzeug über der Nostromo. Mehrere Schiffe tauchen auf dem Radar auf und verschwinden wieder. Dann ist ein Boot der indischen Küstenwache zu sehen. Offenbar hatten Behörden in Dubai die Kollegen eingeschaltet und die Nostromo aufgespürt.

Wie genau das gelungen ist, darüber gibt es verschiedene Theorien. Eine besagt, die Satellitenverbindung sei unverschlüsselt gewesen, wodurch es möglich



gewesen sei, den Aufenthaltsort zu bestimmen. Jemand aus dem Umfeld der Prinzessin, der anonym bleiben will, nimmt hingegen an, dass das amerikanische Militär behilflich gewesen sein könnte – etwa in dem Glauben, die Prinzessin sei entführt worden. Das US-Militär bestreitet dies.

Nach einer anderen Variante könnte eine Überwachungsfirma Signale an das amerikanische Handy von Jaubert geschickt haben, um es zu orten. Der Franzose allerdings beharrt darauf, sein US-Telefon gar nicht an Bord gehabt zu haben. Auch die Überwachungsfirma bestreitet, an der Jagd auf die Prinzessin beteiligt gewesen zu sein. USA Today berichtete indes jüngst, das FBI habe den emiratischen Behörden beim Aufspüren der Yacht geholfen. Auf Anfrage wollte sich die US-amerikanische Bundespolizei nicht äußern.

Heute, mehr als drei Jahre nach der abenteuerlichen Odyssee, ist Jaubert überzeugt, dass die Gruppe damals mithilfe der Software der Firma NSO aufgespürt wurde. Irgendeines der Handys an Bord oder – noch wahrscheinlicher: eines der Telefone jener Leute, mit denen Latifa in Kontakt stand – sei ausgeforscht worden. Tatsächlich hat das Pegasus-Projekt-Rechercheteam mehrere Nummern von Männern und Frauen aus dem Umfeld der Prinzessin auf Listen potenzieller Ausspähziele gefunden. Die NSO erklärte dazu auf Anfrage, keinen Einblick in die Daten ihrer Kunden zu haben. Jeder Missbrauch der Spähsoftware werde untersucht.

Unter den mutmaßlich anvisierten Nummern sticht die von Sioned T. hervor, der britischen Mathematiklehrerin und Skydiver-Freundin der Prinzessin. Mit ihr habe Latifa besonders viel kommuniziert. Irgendwann, so erzählt es Tiina Jauhiainen, seien sie sich auf dem Schiff aber nicht mehr sicher gewesen, ob am anderen Ende wirklich Sioned T. war – oder jemand, der sich als sie ausgab. An jenem 1. März 2018, als sie fürchten mussten, aufgespürt worden zu sein, hätte die Flucht der Prinzessin bereits zu Ende sein können. Doch während immer wieder Flugzeuge am Himmel und Schiffe am Horizont auftauchen und wieder verschwinden, segelt die Nostromo noch tagelang weiter Richtung Goa. Wenige Kilometer von der Küste geht ihnen allmählich der Treibstoff aus, erinnert sich Tiina Jauhiainen heute. Am nächsten Tag wollen sie ankern und an Land gehen.



So weit kommt es jedoch nicht. Die Sonne ist bereits untergegangen und leichter Nebel aufgezogen, als am 4. März plötzlich zwei Schnellboote auf die Nostromo zurasen. Kaum haben sie das Schiff erreicht, explodieren Blend- und Rauchgranaten. Etwa ein Dutzend Soldaten der indischen Spezialeinheit Marcos entern mit Gewehren im Anschlag die Nostromo. Jaubert wird am Kopf verletzt, er fällt blutend zu Boden, wird gefesselt, so erzählt er es.

Prinzessin Latifa ist während des Überfalls unter Deck, wo sie verzweifelte Nachrichten verschickt. Der britischen Rechtsanwältin Radha Stirling schreibt sie: „Bitte hilf mir, da sind Männer draußen. Ich weiß nicht, was da passiert.“ Sie schafft es sogar noch, Stirling kurz anzurufen, schreit um Hilfe, angeblich fallen Schüsse, dann bricht das Gespräch ab. Stirling antwortet ihr: „Are you on boat? Are guns still firing? Call as soon as you can.“ Aber es kommt keine Antwort mehr. Offenbar haben die Soldaten die Kommunikation unterbrochen. Die Leitung ist tot.

Wie erst später bekannt werden wird, kam auch ein Hubschrauber an der Stelle an und setzte mehrere Soldaten ab, keine indischen allerdings, sondern welche aus den Vereinigten Arabischen Emiraten. Es waren die Häscher ihres Vaters, die Latifa betäubten und mitnahmen.

Das Ende einer Flucht.

Nachdem das Schicksal von Prinzessin Latifa monatelang unklar geblieben war, verbreiteten die Behörden der Emirate im Dezember 2018 zunächst drei Fotos: Sie zeigen Latifa bint al-Maktum mit leicht aufgedunsenem Gesicht bei einem Dinner mit der ehemaligen irischen Präsidentin und früheren UN-Hochkommissarin für Menschenrechte, Mary Robinson.

Die Yacht, mit der die Prinzessin geflohen ist, wurde nach dem Überfall auf hoher See in die Emirate geschleppt, die Fluchthelfer Hervé Jaubert und Tiina Jauhiainen saßen mehrere Tage in Haft. Dann mussten sie übereinstimmenden Angaben mehrerer Quellen zufolge ein Stillschweigeabkommen unterschreiben, das ihnen unter Androhung von empfindlicher Strafe verbietet, jemals über die Flucht der Prinzessin zu sprechen. Sie wurden außerdem des Landes verwiesen. Hervé Jaubert lebt seither wieder in Florida. Tiina Jauhiainen zog nach London, an das



Stillschweigeabkommen sieht sie sich nicht gebunden. Nach Dubai will sie nicht mehr zurück. Im November 2020 holte sie die Flucht aber noch einmal ein: Der finnische Geheimdienst legte ihr nahe, am besten alle Handys wegzuwerfen. Es gebe Hinweise auf Überwachung.

Und Prinzessin Latifa? Die Irin Mary Robinson erklärte nach ihrem Besuch in Dubai, sie habe sich auf Einladung von Prinzessin Haya, der damaligen Ehefrau von Scheich Maktum, dort aufgehalten. Ihr sei erzählt worden, Latifa leide an einer bipolaren Störung. Daher habe sie, Robinson, die Prinzessin auch nicht zu ihrer Flucht befragt – um sie nicht zu traumatisieren. „Ich wurde hereingelegt“, sagte Robinson. Sogar Prinzessin Haya trug später vor einem britischen Gericht vor, Latifa sei entführt und gegen ihren Willen zurück nach Dubai gebracht worden. Scheich Maktum dagegen hat stets bestritten, dass er seine Tochter Latifa habe entführen lassen. Er sei vielmehr davon ausgegangen, dass Jaubert sie gekidnappt habe.

Im Februar 2021 veröffentlichte die BBC ein neues Video von Latifa, offenbar hatte sie es heimlich in einem Badezimmer aufgenommen und Journalisten zugespielt. „Ich bin eine Geisel“, sagt sie auf der Aufnahme. „Die Polizei droht mir, dass ich mein ganzes Leben im Gefängnis verbringen und nie wieder die Sonne sehen werde.“ Mehrere UN-Sonderberichterstatter gingen daraufhin an Öffentlichkeit: „Wir sind alarmiert“, erklärten sie in einem gemeinsamen Statement. Sie fordern Beweise, dass die Prinzessin am Leben ist und es ihr gut geht: „Lebenszeichen und Zusicherungen bezüglich ihres Wohlbefindens sind dringend erforderlich.“

Für den Herrscher von Dubai ist der Fall ein ernstes Imageproblem. Die eigene Tochter entführen, womöglich gar foltern zu lassen, passt nicht zum Bild des Vorzeige-Wüstenstaats, das der Scheich gern präsentiert. Im Herbst soll die Weltausstellung Expo in Dubai stattfinden. Auf Anfrage ließ er über eine Anwaltskanzlei „als Privatmann“ mitteilen, dass er weder versucht habe, das Telefon seiner Tochter zu hacken, noch dies beauftragt habe.



Vor wenigen Wochen, im Juni 2021, tauchten plötzlich wieder Fotos von Latifa bint al-Maktum auf. Freundinnen und Bekannte der Prinzessin veröffentlichten sie auf Instagram. Die Bilder zeigen sie mal beim Abendessen, mal vor einem Kino in einer Mall in Dubai, mal am Flughafen von Madrid. Offenbar handelt es sich um aktuelle Aufnahmen: Auf einem Bild trägt die Prinzessin eine Covid-Maske, auf einem anderen ist das Plakat eines Kinofilms zu sehen, der am 13. Mai 2021 in Dubai in die Kinos kam.

Wer sich für Latifa bint al-Maktum einsetzt, erhält derweil in der Regel Post von einer Anwaltskanzlei – britische Medien, Tiina Jauhiainen, Hervé Jaubert und Radha Stirling zum Beispiel. Die Prinzessin, heißt es da, könne reisen, wohin sie wolle. Man möge sie bitte nicht mit Fragen zu ihrem Verbleib behelligen.

Mitarbeit: Paul Lewis, Dan Sabbagh und Audrey Travére



Big Brother Orbán

Schikanen aller Art sind für Journalisten in Ungarn längst an der Tagesordnung. Die nun dokumentierten Spähangriffe auf die Presse haben aber selbst im Reich des Viktor Orbán eine neue Qualität erreicht

Von Cathrin Kahlweit, Frederik Obermaier und Bastian Obermayer,
Süddeutsche Zeitung, 19.07.2021

Ein kleines Büro in der Budapester Altstadt, drei Räume, eine Teeküche, an der Wand der Putzplan, ein Rennrad im Flur. Hier wird diese abstrakte Recherche auf einmal sehr greifbar.

Gemeinsam mit Szabolcs Panyi, einem Kollegen der ungarischen Investigativ-Plattform Direkt 36, sitzen SZ-Reporter vor einem speziell präparierten Laptop und gehen Listen mit Telefonnummern durch. Telefonnummern von Smartphones, die der ungarische Staat möglicherweise mit der mächtigen Spähsoftware Pegasus infizieren ließ und die durch ein Leak die Journalisten erreichten.

Wenn Pegasus, entwickelt von dem israelischen Überwachungskonzern NSO Group, erst einmal ein Telefon kontrolliert, lässt sich so gut wie alles mithören und mitlesen, Chats und Passwörter zum Beispiel. Wer Pegasus steuert, kann aber auch aus der Ferne das Mikrofon und die Kamera einschalten, oder den Aufenthaltsort des Geräts aufspüren. Eine Vorstellung, die nicht nur für Journalisten der blanke Horror ist. Und umso schlimmer, wenn sie wahr wird.

„Ich hatte Albträume, dass so etwas passiert, regelrechte Paranoia“, sagt Szabolcs Panyi, 35, ein hartnäckiger, preisgekrönter Investigativreporter, nachdem aus dem schlechten Gefühl Gewissheit und die Sache sehr persönlich geworden ist.



Dass auch seine Nummer auf dieser Liste steht, hatten SZ-Recherchen schon einige Wochen zuvor ergeben. Nun versucht das deutsch-ungarische Team an diesem Nachmittag, die Nutzer weiterer Telefonnummern zu identifizieren. Dann deutet Szabolcs Panyi erstaunt auf den Bildschirm: „Das scheint ein Kollege zu sein, der hier arbeitet“, sagt er und lehnt sich zurück.

Noch ein Journalist von Direkt 36? Ungläubig vergleichen die Reporter die Nummern ein weiteres Mal, Ziffer für Ziffer: Es ist tatsächlich der mobile Anschluss des Kollegen András Szabó, an dessen Schreibtisch die Journalisten in dem kleinen Büro zufälligerweise gerade sitzen – neben einem Stapel von Szabós Visitenkarten, auf denen ebenjene Nummer steht, die offenbar der ungarische Staat ins Visier genommen hat. Auf den Visitenkarten stehen keine Titel, keine Position, kein Firlefanz, nur sein Name und knapp: „Újságíró / Journalist“.

Andere Nummern konnten bereits weiteren ungarischen Journalistinnen und Journalisten zugeordnet werden, hochrangigen Medienmanagern, Rechtsanwälten und Oppositionellen, sogar ein ehemaliger Minister des allerersten Kabinetts von Ministerpräsident Viktor Orbán ist unter den potentiellen Zielpersonen. Es ist ein unheimlicher, ein unerhörter Vorgang in einem Land der Europäischen Union.

In Orbáns Ungarn genießen Journalisten – anders als etwa in Deutschland – keinen besonderen Schutz vor Überwachung. Ein Expertenteam des Amnesty International Security Lab wird später auf András Szabós Smartphone – wie zuvor auch schon auf dem seines Kollegen Szabolcs Panyi – eindeutige Spuren der Spionagesoftware Pegasus finden. Beide Telefone wurden also ausgespäht.

Ungarn ist eines von mindestens zehn Ländern, die nach Analyse der geleakten Daten und weiteren Recherchen geheime Abhörpraktiken nutzen. Diese werden in den kommenden Tagen durch das Pegasus-Projekt öffentlich werden – Pegasus wie die Software, die im Mittelpunkt dieser Recherche steht. Das Projekt basiert auf Listen mit Telefonnummern, die Käufer der NSO-Software als potenzielle Ausspähziele identifiziert haben. Zu den Daten bekamen die Pariser Non-Profit-Redaktion Forbidden Stories und Amnesty International Zugang, den sie dann mit der Süddeutschen Zeitung und 15 weiteren Medien aus zehn Ländern



teilten. Forbidden Stories hat die Arbeit der mehr als 80 Journalisten koordiniert, das Security Lab von Amnesty International trug die forensischen Analysen und die technische Unterstützung bei.

Zwar finden sich unter den Nummern auch zahlreiche mutmaßliche Kriminelle, an deren Verfolgung der ungarische Staat ein legitimes Interesse haben kann, und einige Dutzend Nummern ließen sich nicht identifizieren. Aber während es nicht überrascht, wenn in offen autokratisch regierten Staaten wie Aserbaidschan, Saudi-Arabien oder Marokko die Telefone von kritischen Journalisten, Oppositionellen oder Anwälten vom Staat angegriffen werden – im EU-Mitgliedsland Ungarn würde man das eher nicht erwarten. Und es wäre, wenn dafür keine juristisch einwandfreie Erklärung vorgelegt werden kann, ein skandalöser Vorgang. Dass Ungarn zu den Kunden der NSO gehörte oder noch immer gehört, bestätigt dem Pegasus-Projekt auch ein ehemaliger NSO-Mitarbeiter.

Die ungarische Regierung dementiert eher halbherzig. Zunächst erklärt das Büro des Ministerpräsidenten per Mail in einer ersten Antwort, die von der SZ angefragte „angebliche Datensammlung“ sei dort „nicht bekannt“. Wenig später folgt eine zweite E-Mail, in der es heißt, dass in Ungarn Rechtsstaatlichkeit herrsche, weswegen „staatliche Stellen, die befugt sind, verdeckte Methoden einzusetzen, regelmäßig von staatlichen und nicht-staatlichen Institutionen kontrolliert“ würden. Am Ende möchte Ungarn wissen, ob ein Geheimdienst der SZ geholfen habe, die Fragen zu formulieren.

Schon seit Längerem vermuten Kritiker der Orbán-Regierung, dass ihre Anrufe aufgezeichnet werden könnten. Bislang war allerdings unbekannt, dass Ungarn die Dienste des umstrittenen Unternehmens NSO nutzt. Die Recherchen des Pegasus-Projekts legen nun nahe, dass Ungarn die Pegasus-Software seit Anfang 2018 verwendet. Unklar ist, welche staatliche Stelle die Abhöraktionen lenkt.

Auf dem Papier muss es in Ungarn – wie in jedem Rechtsstaat – eine rechtliche Grundlage für jede Überwachungsmaßnahme geben. Die Genehmigung dafür kann in Kriminalfällen ein Richter erteilen, bei der Gefährdung der nationalen Sicherheit aber auch das Justizministerium. „Eine unabhängige Kontrolle des Tuns



der Geheimdienste ist effektiv nicht vorhanden“, kritisiert Stefánia Kapronczay, 37, die Präsidentin der ungarischen Menschenrechtsorganisation Hungarian Civil Liberties Union (HCLU), die sich unter anderem für die Rechte von Journalisten einsetzt.

Obwohl es bislang noch keine Beweise dafür gab, dass der Staat unbequeme Gegner Viktor Orbáns abhören würde, führen die Anwältinnen und Anwälte der HCLU wichtige Gespräche längst über den verschlüsselten Dienst Signal oder noch besser persönlich, idealerweise draußen. Für diese Recherche trifft man Stefánia Kapronczay an einem Picknick-Tisch in einem kleinen Park in Budapest, wo sie erzählt, wie ihre Organisation seit Jahren versucht, mehr Einblick in die staatliche Überwachungspraxis zu bekommen. Immer wieder ziehen sie in den Kampf für die Pressefreiheit. Ohne großen Erfolg.

Zwar hatte eine Beschwerde zweier ungarischer Anwälte 2016 vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte dazu geführt, dass die Straßburger Richter das Fehlen unabhängiger Kontrollen bemängelten – ebenso wie das UN-Komitee für Menschenrechte, das 2018 in einem Bericht kritisierte, die Gesetze in Ungarn würden die Bevölkerung zu wenig vor „willkürlichen Eingriffen in das Recht auf Privatsphäre“ schützen. Dennoch werden im ungarischen Justizministerium Jahr für Jahr mehr Genehmigungen für Überwachungsmaßnahmen unterzeichnet, im Jahr 2015 wurden noch 1038 genehmigt, 2020 waren es, wie das Onlinemedium 168 Ora berichtet, schon 1285, und im Jahr 2021 sind es bislang rund fünf – am Tag. Wenn es so weitergeht, wird es einen neuen Rekord geben.

Immerhin: Die Nummern von Stefánia Kapronczay und ihren HCLU-Kolleginnen und -Kollegen finden sich nicht in den Aufzeichnungen des Pegasus-Projekts. Dafür waren sie auf einer anderen Liste prominent vertreten: der Liste der „Soros-Söldner“. Das Magazin Figyelo, das Orbán nahesteht, veröffentlichte im April 2018 die Namen von Organisationen und deren Vertretern, die Spenden aus dem Umfeld des jüdischen US-Investors und Philanthropen George Soros erhalten hatten.



Wer auch immer mit Soros zu tun hat, ist Orbáns Lager supekt. Öffentlich erklärte der Regierungschef 2017 in einem Interview, der Staat müsse gegen Soros alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, dazu zähle „auch der Geheimdienst-Bericht über Zusammensetzung, Funktionsweise und Einflusspotenzial der ‚Soros-Maschinerie‘.“ Spiegel Online titelte damals: „Orbán setzt Geheimdienst auf Soros an“.

Die kritische Non-Profit-Plattform Direkt 36 finanziert sich zwar zu rund 70 Prozent aus Kleinstspenden, macht aber keinen Hehl daraus, auch Geld aus dem Soros-Universum zu erhalten – wie auch das Journalisten-Netzwerk Forbidden Stories, das die Pegasus-Recherche organisiert. Insofern war es keine große Überraschung, dass auch Direkt 36 auf der Figyelo-Liste der „Söldner“ stand – namentlich einer der beiden Reporter, deren Telefone mit der Späh-Software infiziert wurden.

Sowohl Szabolcs Panyi als auch András Szabó wurden in den geleakten Daten im Jahr 2019 als mögliche Ziele geführt; die Analyse des Technik-Teams von Amnesty International legt nahe, dass Zugriffe auf beide Telefone auch wirklich erfolgt sind, und zwar über mehrere Monate hinweg. In dieser Zeit schrieben die Reporter über russische Banken in Ungarn, über Rüstungsdeals zwischen Orbáns Regierung und Donald Trumps USA, und kurz zuvor über den Chef des Orbán-Kabinetts. Sowohl Szabó als auch Panyi trafen in dieser Zeit sensible Quellen, führten vertrauliche Telefonate, schrieben E-Mails und geheime Nachrichten. Was davon die Regierung abgefangen hat und was sie mit ihrer Beute anstellen wird? Niemand kann es sagen. „Das ist das Schlimmste, dass ich meine Quellen möglicherweise nicht schützen konnte“, sagt Panyi, „wie kann ich den Leuten in Zukunft glaubhaft versichern, dass sie mir sensible Informationen anvertrauen können? Das fühlt sich furchtbar an.“ Sie würden sich jetzt also wieder im Wald und in Parks treffen, mit Papier und Bleistift als sicheren Kommunikationsmitteln, sagt er.

Die Direkt 36-Reporter sind nicht die einzigen Journalisten, deren Nummern als potenzielle Ziele auf den geleakten Listen zu finden sind – aber wahrscheinlich



die für Orbán unbequemsten. Andere berichteten über Verbrechen oder über einen womöglich übersehenen IS-Kämpfer im Land, stellten deswegen Anfragen an die Orbán-Regierung. Kamen ihre Kontaktdaten so auf die Liste?

In einem Interview Anfang Juli erklärte die ungarische Justizministerin Judit Varga einem Reporter von Le Monde, Partner der SZ im Pegasus-Projekt: Schon allein die Frage, ob sie das Abhören von Journalisten oder politischen Gegnern absegnen würde, sei „eine Provokation“. Für Abhörmaßnahmen müsse es immer eine „gut begründete Berechtigung“ geben. Grundsätzlich, so beendete sie das Interview, gebe es allerdings „so viele Gefahren für den Staat, überall“. Wenn man sich ansieht, welche Medienleute wann auf den ungarischen Ziellisten gelandet sind, fällt eine besondere Häufung im Frühjahr 2018 auf, als Viktor Orbán mit klarem Abstand die Parlamentswahlen gewann und damit seine Machtstellung im Land zementierte.

Zu jener Zeit nahm auch eine Entwicklung weiter Fahrt auf, die in Deutschland als „Orbanisierung“ der ungarischen Medien beschrieben wird: Inzwischen gibt es kaum noch unabhängige Verleger im Land. Einem der letzten freien Radios wurde unlängst keine Sendelizenz mehr erteilt. Die internationale Journalisten-Vereinigung Reporter ohne Grenzen listet Ungarn derzeit auf Platz 92 im Ranking der Pressefreiheit, zwischen Peru und Serbien.

Einer der wenigen, die Orbáns Kurs noch widerstanden, war der Unternehmer Lajos Simicska. Früher waren die beiden jahrelang eng miteinander verbunden gewesen, sehr zu Simicskas geschäftlichem Nutzen. Doch nach einem Zerwürfnis, über dessen Grund man in Ungarn bis heute rätselt, rief der für seinen Jähzorn berühmte Simicska vor der Wahl im April 2018 zum „totalen Krieg“ gegen Orbán auf und beleidigte ihn in mehreren Interviews grob: „Orbán egy geci“, sagte er, was sich kaum feiner übersetzen lässt als mit „Orbán ist ein Wichser“.

Aber die Wut lief ins Leere, Viktor Orbán gewann im April 2018 die Wahl, und Simicska gab seinen Widerstand auf und seine Medien ab, unter anderem die kritische und wichtige Tageszeitung Magyar Nemzet, einen Radiosender, eine Fernsehstation und eine Wochenzeitung. Laut den Daten des Pegasus-Projekts



landeten genau in jenem Frühjahr Simicskas Sohn, Adám Simicska, der eine tragende Rolle im Medienreich des Vaters spielte, sowie ein wichtiger Anwalt Simicskas auf der Liste möglicher Abhörziele. Wollte Orbáns Regierung über die Entwicklungen in Simicskas Imperium im Bilde sein?

So kann man heute Zoltán Varga als letzten unabhängigen Medienunternehmer Ungarns bezeichnen. Er positioniert sich immer wieder öffentlich gegen Orbán, lässt sich auch in internationalen Medien so zitieren und empfängt im obersten Stockwerk eines aufwendig renovierten Altbaus in der Budapester Innenstadt. „Jeder kann zum Ziel werden“, sagt er und ist eher verärgert als überrascht, dass auch seine Handynummer als potentiell Ziel eingegeben wurde, ebenso wie die Nummer eines damals ranghohen PR-Managers seines Konzerns. Beide ebenfalls im Frühjahr 2018, in einer Zeit, als Varga darüber nachdachte, ob er Medien aus Simicskas Reich übernehmen sollte. Das kann Zufall sein, muss es aber nicht.

Er habe immer wieder seltsame Dinge erlebt, sagt Zoltán Varga, mehrmals habe er mitten in Telefongesprächen plötzlich den Anfang des Gesprächs von Neuem gehört. Er habe daraufhin sein Telefon auf eigene Faust überprüfen lassen – und tatsächlich, erzählt er, seien Belege dafür gefunden worden, dass er überwacht wurde. Er diskutiert wichtige Entscheidungen seither eher bei Spaziergängen.

Varga ist einer der reichsten Ungarn, er hat schon in allerhand Branchen Geld gemacht. Mit seiner Central Media Group, zu der 25 Magazine und Zeitungen sowie 19 Webseiten gehören, erreicht er nach seinen Angaben 7,5 Millionen Menschen pro Monat, fünf Millionen davon online. Ihm ist wichtig, dass er seinen Medien keine Vorgaben mache – und sich auch dem Druck der Regierung widersetze, wenn die wieder mal mitreden will, worüber seine Medien schreiben und wer dort Chefredakteur ist. Selbst wenn das bedeute, dass seine Medien, anders als die Konkurrenz, nicht mit staatlichen Anzeigen versorgt würden, sagt er.

Diese Haltung hat ihren Preis: Seine Journalistinnen und Journalisten hätten Angst, sagt er, manche seiner Leute erhielten Besuch von Reportern der Orbán-nahen Konkurrenz, manchmal stünden spätabends deren Journalisten vor der Tür,



machten Fotos und schrieben negative Artikel in den regierungsnahen Medien. Auch seine Familie leide, weil Reporter der Orbán-nahen Medien sein Zuhause und seinen Garten fotografieren würden. Verdächtige Autos stünden vor seinem Haus, schwarze Helikopter kreisten tief über seinem Garten, erzählt er. Solche, wie die ungarischen Behörden sie nutzen. In den Orbán-nahen Medien erschienen nach Vargas eigener Zählung allein im vergangenen Jahr rund 120 Artikel über ihn. „Roter Baron“ wird er da genannt und der Vorwurf verbreitet, er würde unsauber wirtschaften. Für den Unternehmer ist die Auseinandersetzung nicht zuletzt ein ökonomisches Problem: Seine Medien verlieren Geld, Geschäftspartner würden beginnen, ihn zu meiden, weil sie sich nicht den Unmut von Orbáns Lager zuziehen wollten, sagt er. Der Ausweg für Varga wäre derselbe, den auch andere Mitbewerber gewählt haben: der Verkauf seiner Medienunternehmen an Orbán-nahe Oligarchen. Die Angebote dafür hätten laut Varga sogar über Marktniveau gelegen, „in einer normalen Welt hätte ich sie annehmen sollen“, sagt er. Aber Varga, der Private-Equity-Mann, der mit vielen liberal denkenden Ungarn befreundet ist, sagt, er spüre die Verantwortung für die Pressefreiheit im Land.

In jenem Sommer 2018, als sich Orbáns Macht verfestigte, lud Varga sechs Freunde zum Abendessen in seine Villa in den Hügeln von Buda, dem westlich der Donau gelegenen Stadtteil Budapests, darunter Investoren, Geschäftsleute und sogar ein ehemaliger Weggefährte Orbáns: Attila Chikán, emeritierter Professor an der Budapester Corvinus-Universität, war Minister in Orbáns erstem Kabinett, wandte sich später vom Regierungschef ab und wurde schließlich einer dessen öffentlicher Gegner. Auch Chikán fand sich auf der Liste der „Soros-Söldner“ wieder. Bei Fingerfood und Weinschorle, die Handys neben sich am Tisch, wälzten die Männer bei jenem Treffen eine Idee: ob man eine Stiftung gründen solle, die sich unter anderem der Bekämpfung von Korruption in den einflussreichen Zirkeln widmen würde. „Es war eine freundliche Unterhaltung, es war kein Coup“, sagt Varga heute.

Die Stiftung wurde nie gegründet, aber es ist gut möglich, dass Orbáns Regierung über diese Pläne besser informiert war, als irgendeiner von Vargas Freunden sich vorstellen konnte. Denn tatsächlich finden sich in dieser Zeit außer



Vargas Nummer auch die Telefonnummern aller sechs Gäste des Abends unter den potentiellen ungarischen Zielen. Bei einem der Telefone konnte forensisch sogar eine Infektion in genau den Tagen um das Abendessen in Vargas Garten nachgewiesen werden. Kurz darauf habe sich eine Journalistin eines regierungsnahen Mediums bei ihm gemeldet, sagt Varga, um ihn zu warnen: Solche Treffen könnten gefährlich sein für ihn.

Es ist nicht 1984. Es ist Viktor Orbáns Ungarn 2021.

Mitarbeit: Astrid Geisler, Hannes Munzinger, Holger Stark, András Pethő,
Shawn Walker



Attacke aus dem Dunkel

Die Überwachungssoftware Pegasus soll helfen, Terrorismus und Verbrechen zu verhindern. Aber vielen Staaten dient die Technologie der Firma NSO Group als Waffe gegen ganz andere Feinde: Journalisten und Bürgerrechtlerinnen

Von Kristiana Ludwig, Hannes Munzinger, Max Muth, Bastian Obermayer, Frederik Obermaier und Ralf Wiegand, Süddeutsche Zeitung, 19.07.2021

Die Auflistung der Telefonnummern ist nüchtern. Ziffer für Ziffer, Nummer für Nummer, Zeile für Zeile. Mehr als 50000 Telefonnummern aus rund 50 Ländern, dazu jeweils Datum und Uhrzeit, wieder und wieder. Noch mehr Ziffern. Die Nummern führen nach Ungarn, nach Saudi-Arabien, nach Aserbaidshan, nach Mexiko. Und so weiter.

All diese Nummern gehören zu Telefonen, die irgendwann seit dem Jahr 2016 als potenzielle Ziele für staatliche Überwachungsmaßnahmen ausgewählt und geprüft wurden – gesteuert über ein Spähprogramm namens Pegasus, das aus der Ferne auf Smartphones gespielt werden kann. Entwickelt und vertrieben wird es von der israelischen Firma NSO Group, einem der weltweit führenden Anbieter von Überwachungssoftware. Die NSO beliefert nach eigenen Angaben ausschließlich staatliche Akteure – also Geheimdienste, Strafverfolgungsbehörden oder das Militär.

Zu den Kunden der NSO – nach deren Angaben sind es Behörden in 40 Ländern – zählen auch zahlreiche autoritäre Staaten.

In einer monatelangen Recherche konnte die Süddeutsche Zeitung gemeinsam mit einem internationalen Team von Journalistinnen und Journalisten Tausende dieser Telefonnummern Menschen zuordnen. Die Ergebnisse decken einen besorgniserregenden Missbrauch auf: Hunderte Menschenrechtsaktivisten, Journalisten und Anwälte auf fünf Kontinenten könnten demnach Opfer von



Angriffen mit der mächtigen Software geworden sein. Ebenso gerieten zahlreiche Politiker und Politikerinnen ins Visier, darunter 13 derzeitige oder ehemalige Präsidenten, Premierminister oder Staatschefs. Die wichtigsten Erkenntnisse der Recherche werden in den kommenden Tagen unter dem Namen Pegasus-Projekt veröffentlicht werden.

Die NSO erklärt seit Jahren, sie stehe auf der guten Seite. Daten würden „nur von individuellen, vor-identifizierten mutmaßlichen Kriminellen und Terroristen“ gesammelt, dank der Firma seien mehr als 100 Terroranschläge verhindert und Tausende Menschenleben gerettet worden, ihre Technologie würde in den weitaus meisten Fällen gesetzeskonform eingesetzt. „Wenn wir Missbrauch feststellen, handeln wir“, verspricht die NSO, deswegen sei seit 2016 auch fünf Kunden der Zugang zum System Pegasus entzogen worden. Ein sechster, Saudi-Arabien, kommt nun offenbar hinzu, nachdem Ende 2020 bekannt geworden war, dass der Staat mithilfe der NSO-Technik den Fernsehsender Al Jazeera bespitzelt haben soll.

Tatsächlich könnte eine Vielzahl der Tausenden Telefonnummern aus dem Leak, deren Besitzer sich nicht identifizieren ließen, Menschen gehören, die aus nachvollziehbaren Gründen von staatlicher Seite überwacht werden, etwa weil sie einer schweren Straftat verdächtigt werden.

Die Recherchen belegen, dass Späh-Angriffe auf wichtige demokratische und zivilgesellschaftliche Institutionen keine seltenen Ausnahmen darstellen, sondern massenhaft vorkommen. Die Pariser Non-Profit-Redaktion Forbidden Stories und die Menschenrechtsorganisation Amnesty International bekamen Zugang zu den sensiblen Daten, den sie dann mit der Süddeutschen Zeitung, NDR und WDR sowie 15 weiteren Medien aus zehn Ländern geteilt haben. Dazu zählen die Washington Post, der britische Guardian, das Organized Crime and Corruption Reporting Project (OCCRP) und Le Monde aus Frankreich, in Deutschland außerdem noch Die Zeit. Forbidden Stories hat die Arbeit der mehr als 80 Journalisten koordiniert, das Security Lab von Amnesty International trug die technische Unterstützung bei.

Das Pegasus-Projekt basiert auf Aufzeichnungen von Telefonnummern, die von Kunden der NSO offenbar als potenzielle Ziele von Überwachungsmaßnahmen



in eine Art Benutzeroberfläche eingegeben wurden. Im ersten Schritt kann das System damit eruieren, ob das anvisierte Gerät überhaupt erreichbar wäre, in welchem Land es sich befindet und ob es SMS empfangen kann. Kurzum: ob es attackierbar ist. Der zweite Schritt kann dann schon der Angriff mit der Spähsoftware sein.

Ob die Geräte hinter den geleakten Telefonnummern tatsächlich erfolgreich angegriffen wurden, lässt sich erst durch eine forensische Untersuchung feststellen. 67 solcher Analysen durch die Technikexperten von Amnesty International ergaben, dass bei 23 Handys, deren Nummern auch in den Daten waren, tatsächlich bewiesen werden konnte, dass sie infiziert worden waren. Bei 14 wiesen Spuren der Pegasus-Software zumindest einen versuchten Angriff nach. Belegen ließen sich Pegasus-Attacken von 2018 bis in den Juli dieses Jahres. Zwischen der ersten Prüfung der Nummer und einem Angriff verging in mehr als einem Dutzend Fälle nicht einmal eine Minute, manchmal dauerte es sogar nur wenige Sekunden.

Das Recherche-Konsortium ließ Telefone stichprobenweise und unabhängig vom Amnesty-Check ein weiteres Mal vom Citizen Lab der Universität Toronto untersuchen. In allen Fällen bestätigte Citizen Lab die Ergebnisse. Die kanadischen Wissenschaftler sind neben dem Amnesty International Security Lab die führenden Experten für die NSO-Software. In einer Studie von 2018 hatten sie in 45 Ländern Spuren von Überwachung mittels der Pegasus-Software festgestellt.

Aus Quellenschutzgründen machen die beteiligten Medien keine Angaben dazu, wie die heiklen Daten zu dem Konsortium kamen. Nach eingehender Analyse der Telefonnummern und weiterführenden Recherchen konnten mindestens zehn Länder ausgemacht werden, die mutmaßlich als NSO-Kunden illegale staatliche Abhörmaßnahmen initiiert haben: Aserbaidshan, Ungarn, Indien, Bahrain, Kasachstan, Mexiko, Marokko, Ruanda, Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate. Zu den Staaten, die die Technik nutzen, gehören solche, in denen Gewalt, Strafverfolgung und Drohungen gegen Journalisten an der Tagesordnung sind. Auch auf den Handys von etwa einem halben Dutzend



Journalisten, die am Pegasus-Projekt arbeiten, wurden Spuren der Spionagesoftware gefunden.

Journalistinnen und Journalisten brauchen geheime Kanäle, um vertraulich mit ihren Informanten und Informantinnen zu sprechen. Prodemokratische Aktivisten müssen sicher kommunizieren können, um friedliche Proteste zu organisieren. Und es sollte selbstverständlich sein, dass Menschenrechtsanwälte sich unbelauscht mit ihren Mandantinnen und Mandanten austauschen können. In der Hand eines autokratischen Regimes wird Pegasus zu einer Waffe, mit der sich Widerstand im Keim ersticken lässt – nämlich bereits dort, wo er organisiert wird.

Die Recherchen über die betroffenen hochrangigen Politiker werden im Lauf dieser Woche veröffentlicht werden. In einer ersten Welle stehen vorerst die mehr als 180 Journalistinnen und Journalisten im Fokus, die in den Ziellisten zu finden waren, darunter Roula Khalaf, die Chefredakteurin der Financial Times in London, und Reporter und Redakteure von Medien wie der New York Times, CNN, Reuters, dem Economist, Al Jazeera, Wall Street Journal, Associated Press und weiteren Medien. Nummern deutscher Journalisten finden sich nicht in den Daten. In Frankreich wurde, forensisch bestätigt, die Nummer des angesehenen französischen Rechercheurs Edwy Plenel angegriffen, Gründer des Investigativmediums Mediapart, sowie von Reporterinnen von Le Monde – all das offenbar gesteuert aus Marokko.

Auch das EU-Mitgliedsland Ungarn ließ unter Regierungschef Viktor Orbán offenbar zwei Reporter der Investigativplattform Direkt 36 abhören – eines der wenigen verbliebenen unabhängigen Medien des Landes, das wegen kritischer Berichte des Öfteren Anfeindungen ausgesetzt ist.

In Mexiko, Indien und Aserbaidschan ist die Liste der Journalistinnen und Journalisten, deren Handys mit der Spähsoftware infiziert wurden oder werden sollten, deutlich länger. Der mexikanische Reporter Cecilio Pineda wurde ermordet, nachdem seine Nummer in den Wochen zuvor wiederholt als Ausspäzziel ausgewählt worden war. Pineda ist einer von 25 mexikanischen Journalisten, die



über einen Zeitraum von zwei Jahren mit NSO-Software ins Visier genommen worden waren.

Im Fall des ermordeten saudischen Exil-Journalisten Jamal Khashoggi hat die NSO stets bestritten, dass ihre Technologie dabei in irgendeiner Weise eine Rolle gespielt habe. Allerdings wurden etliche Personen aus seinem Umfeld als potenzielle Ziele für die Spyware eingetragen – auch der türkische Chefermittler, der den im saudi-arabischen Konsulat in Istanbul verübten Mord aufklären sollte. Die NSO bleibt auch nach einer aktuellen Nachfrage dabei, ausschließen zu können, dass ihre Software in diesem Fall zum Einsatz gekommen sei. Man habe das „überprüft“. Wie, erklärt die Firma nicht. Gleichzeitig sagt sie, weder betreibe sie das System für ihre Kunden noch habe sie Zugriff auf deren Zieldaten.

Der marokkanische Journalist Omar Radi, der wiederholt über Korruption in Marokko berichtet hatte, wurde 2018 und 2019 über die Pegasus-Software gehackt. Das belegen entsprechende forensische Analysen von Amnesty International. In einer vorherigen Kollaboration hatten unter anderem Forbidden Stories und die SZ darüber berichtet. Radi wurde wenig später zu Haft verurteilt, ihm werden Spionage und sexuelle Übergriffe vorgeworfen.

Sobald ein Telefon von der aggressiven Pegasus-Software infiziert wurde, können entscheidende Funktionen des Geräts aus der Ferne gesteuert werden: Nicht nur kann so gut wie alles mitgelesen werden, was auf dem Telefon passiert; wer Pegasus kontrolliert, kann auch das Mikrofon und die Kamera des Smartphones einschalten und nutzen, den Standort ermitteln und Passwörter auslesen. Sogar verschlüsselte Anrufe können mitgeschnitten werden.

Zu den Aktivistinnen, deren Telefonnummern von autoritären Staaten in das NSO-System eingespeist wurden, gehört Loujain al-Hathloul, die durch ihren Kampf für die Gleichberechtigung von Frauen in Saudi Arabien weltweite Aufmerksamkeit erlangt hat. Al-Hathloul setzt sich unter anderem dafür ein, dass in ihrer Heimat Frauen Autofahren dürfen. Ihre Telefonnummer wurde offenbar Anfang 2018 als potenzielles Ziel eingegeben. Im März 2018 wurde die Aktivistin dann in den Vereinigten Arabischen Emiraten, wo sie studierte, gekidnappt, zurück nach Saudi-



Arabien verschleppt, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und erst nach 1001 Tagen Haft Anfang 2021 wieder freigelassen. „Sie wurde im Gefängnis gefoltert, sie ist durch die Hölle gegangen“, sagt ihre Schwester Lina al-Hathloul bei einem Treffen mit der SZ. Auf Anfrage äußerten sich weder die Emirate noch Saudi-Arabien zu dem Fall.

In den Listen finden sich die Telefonnummern zahlreicher weiterer Menschenrechtsaktivistinnen und -aktivisten verschiedener Länder, etwa die indische Menschenrechtsaktivistin Sudha Bharadwaj. Die als „Anwältin des Volkes“ bekannte Frau wurde unter Hausarrest gestellt, kurz nachdem ihre Nummer den vorliegenden Daten zufolge erstmals in das NSO-System eingegeben wurde.

Die NSO beharrt darauf, bei der Auswahl ihrer Kunden „sehr wählerisch“ zu sein und höchste Standards anzulegen. Das Unternehmen führe eine schwarze Liste von 55 Ländern, an die es noch nie geliefert habe und dies auch nie tun werde. Dazu sollen China, Russland, Iran, Kuba und Nordkorea zählen. Wen sie beliefert, sagt die NSO nicht.

Dass die Software in autoritären Staaten wie Saudi-Arabien gegen Oppositionelle, kritische Journalisten oder Aktivisten eingesetzt werden kann, scheint der NSO aber bewusst zu sein. In einem offiziellen Statement heißt es, es gebe nun mal „inhärente Menschenrechtskonflikte im Zusammenhang mit unseren Produkten“.



Und was will der Wal?

Vor zehn Jahren wird ein junger, fast verhungertes Orca im niederländischen Wattenmeer gefunden. Der Schwertwal wird gerettet. Inzwischen lebt er in einem Zoo. Seither streiten sich viele Menschen darüber, was gut für ihn ist

Von Johannes Böhme, Zeit Magazin, 09.12.2020

Die sieben Orcas hören wir, bevor wir sie sehen: ihr Atmen, die langen Luftzüge, wie das Seufzen riesiger Blasebalge. Und ihre geisterhaft hohen Schreie, die von den leeren Rängen des Stadions widerhallen. Der meistbesuchte Zoo der Kanaren, der Loro Parque auf Teneriffa, ist seit Monaten geschlossen. Die letzten Besucher sind im März gekommen, nun ist es August. Die Wege im Park sind dennoch gefegt, die Hecken geschnitten, die Scheiben geputzt. Wolfgang Kiessling, der 83-jährige Besitzer, hat ein Haus in der Mitte, zwischen den Löwen, Papageien und Flamingos. Er besitzt nicht nur den Zoo, sondern auch noch einen riesigen Wasserpark, ein Aquarium, ein Fünf-Sterne-Hotel sowie ein Steakhaus, so dicht am Zoo, dass man einen schönen Ausflug draus machen kann: Tiere ansehen, Tiere verspeisen. Forbes schätzte sein Vermögen im Jahr 2019 auf 270 Millionen Euro. Kiessling kam Anfang der Siebzigerjahre aus Deutschland auf die Kanaren, seitdem lebt er hier.

Ich bin in den Zoo gekommen, um das Tier zu sehen, das ihm mit Abstand am meisten Ärger eingebracht hat: einen wilden Orca, den man Morgan genannt hat. Kiessling begleitet mich selbst zum Becken. Er trägt ein weißes Poloshirt mit Papageienlogo, sein Gesicht ist rot von der Sonne. Unterwegs hebt er ein einzelnes Blatt vom Fußweg auf.



Kiessling kann seine Orcas nicht auseinanderhalten. Die weiblichen Tiere sind alle ähnlich groß: etwa fünf Meter lang, etwas weniger als zwei Tonnen schwer. Aber die Trainer erklären mir später, wie man Morgan erkennt: an einem kleinen schwarzen Punkt, kaum größer als ein Knopf, der mitten in den weißen ovalen Fleck hinter ihrem rechten Auge hineingetupft ist. An ihrer Rückenflosse, die keine Kerben und Narben hat, wie die der anderen Weibchen im Pool. Ihre Augen sind schwarze Murmeln mit hellblauem Rand.

Seit zehn Jahren wird um diesen Wal gestritten. Es ist ein Streit, der siebenmal vor Gericht gelandet ist, einmal vor dem Petitionsausschuss des EU-Parlaments. Ein Streit, der deutlich macht, welche Symbolkraft ein einzelnes Tier in der Auseinandersetzung darüber gewinnen kann, wie der Mensch mit der Natur umgeht.

Was Kiessling mir zeigen will, ist die Show. »Sie werden sehen, meine Tiere sind gut in Form«, sagt er. Mindestens zweimal am Tag üben die Trainer auch im leeren Park mit den Orcas Salti, Wasserspritzen, Kopfwackeln, Zunge herausstrecken, am Beckenrand entlangrutschen, Flossenwinken und den »Alien«, eine Figur, bei der die Wale senkrecht aus dem Wasser springen wie eine Rakete und den Kopf am höchsten Punkt nach vorne werfen.

Es läuft Dad-Rock, Phil Collins, You'll Be In My Heart. Es ist ein warmer, sonniger Tag, 27 Grad. Hinter dem Pool bewegen sich die Bananenstauden einer nahen Plantage langsam im Wind. Morgan macht drei schnelle Sprünge hintereinander, den Rücken gebogen wie ein Kirchenfenster. Eine ausgewachsene Person hätte sich unter ihre Flugkurve stellen können. Klatschend kommt sie auf dem Wasser auf. Eine Welle fließt über den Poolrand. Das Europäische Nordmeer, das kalte, dunkle Wasser, die Heringsschwärme und die Robbenkadaver, all das ist ist Tausende Kilometer entfernt. Morgan hat einen weiten Weg hinter sich.

Orcas sind so außergewöhnliche Tiere, dass es vielleicht kein Wunder ist, wenn der Mensch sie als Projektionsfläche benutzt. Man sieht das schon an den Namen, die wir ihnen gegeben haben. Die lateinische Bezeichnung Orca spielt auf den Orkus, die Unterwelt, an; die englische, killerwhale, auf ihre Rücksichtslosigkeit bei der Jagd; die



deutsche, Schwertwal, auf ihre lange Rückenflosse, bis zu zwei Meter lang bei den Bullen, die oft von Weitem sichtbar ist.

Bis heute sind die auffälligen schwarz-weißen Muster der Tiere Biologen ein Rätsel. Jäger versuchen sonst so wenig sichtbar wie möglich zu sein.

Lange waren Schwertwale dem Menschen zutiefst unheimlich. Fischer und Walfänger hatten immer wieder beobachtet, wie Orca-Gruppen große Wale angriffen und töteten. An der amerikanischen Pazifikküste strandeten Schwertwale, die den Magen voller Robbenbabys hatten, zehn und mehr. Es gibt unzählige Horrorgeschichten über die Tiere. Sie wurden mit Lanzen und Harpunen durchbohrt, mit Gewehren beschossen, von Artilleriegranaten und Sprengladungen zerfetzt. Noch im Jahr 1954 richtete die US-Armee mit Maschinengewehren ein Massaker vor Island an, bei dem Hunderte Orcas getötet wurden.

Später, in den 1960er- und 1970er-Jahren, als die ersten Tiere in Aquarien ausgestellt wurden, begriffen Millionen Menschen, wie verspielt, intelligent und sozial Orcas sind, und alles änderte sich. Angst schlug in Bewunderung um. Der Mensch verliebte sich in den Schwertwal. Aus Ungeheuern wurden Showtiere.

In einer der ersten Orca-Shows, im Jahr 1968, im Vergnügungspark Seaworld im amerikanischen San Diego, spielte der Trainer einen Arzt, der seinen Patienten, einen Wal, mit einem Stethoskop untersucht. Anthropomorphisieren nennen Wissenschaftler es, wenn Tieren menschliche Eigenschaften zugesprochen werden. Genau das taten die Menschen mit dem Orca. Der Film Free Willy, in dem ein Junge sich mit einem Schwertwal anfreundet und ihn aus einem Aquarium befreit, war einer der erfolgreichsten Filme der Neunzigerjahre. Mehr als 153 Millionen US-Dollar spielte er weltweit ein. In einem französischen Aquarium brachten Wissenschaftler vor einigen Jahren einem Orca bei, Laute zu machen, die wie »hello« klangen und »bye bye«. Und die Lummi, ein Indianervolk im US-Bundesstaat Washington, nennen die Orcas »unsere Brüder und Schwestern unter Wasser«.



Die Beamten des Patrouillenbootes de Krukel, die unweit von Lauwersoog im Wattenmeer unterwegs waren, dachten erst, dass ihnen ein Delfin hinterherschwimme. Das Tier war klein und abgemagert. Niemand von ihnen hatte je einen Orca in der Nordsee gesehen. Die Besatzung schickte dem Wissenschaftler Kees Camphuysen Bilder. »Ich habe ihnen gesagt: Das ist ein junger Orca. Er ist weit, weit weg von seiner Gruppe. Er wird sterben. Es gibt nichts, was ihr tun könnt«, sagte Camphuysen mir, über Zoom. »Aber sie wollten ja nicht auf mich hören.«

Es war der 23. Juni 2010. Das einzige Becken in den Niederlanden, das groß genug für einen Schwertwal ist, liegt in Harderwijk, 160 Kilometer entfernt, im Delfinarium Harderwijk, einem kommerziellen Aquarium, das Delfine, Seelöwen und Schweinswale zeigt. Die Beamten des zuständigen Ministeriums für Landwirtschaft, Natur und Nahrungsmittel mailten den Angestellten des Aquariums Bilder des Tieres. Gegen zwei Uhr mittags entschied das Delfinarium sich, den Wal zu retten. Die niederländische Regierung erteilte dafür eine Sondergenehmigung.

Es dauerte mehr als sechs Stunden, bis das Rettungsteam aus Harderwijk bei dem Wal angekommen war. Es war kurz nach acht Uhr abends. Das Wasser war so flach, dass es den Männern in Neoprenanzügen nur bis kurz über die Hüften reichte. Der Wal schwamm, gerade noch, mit nur wenigen Handbreit Wasser unter dem Bauch.

»Es war warm, sonnig und windstill. Das Meer war ruhig, ohne Wellen«, sagt Steve Hearn, damals Cheftrainer der Delfine in Harderwijk. »Sie hat sich nicht gerührt, als wir uns genähert haben. Sie hat einfach regungslos im Wasser gedümpelt. Als wir sie angefasst haben, hat sie sich nicht gewehrt.« Auf einem Video von der Rettung sieht man, wie sie das Tier zu siebt packten. Hearn, im Neoprenanzug, umklammerte den Orca wie einen Baumstamm. Dann gingen sie los. Halb trugen sie das Tier, halb schwamm es. Sie loteten es 200 Meter zu Fuß in Richtung des Schiffes. Hearn sagt, er habe gedacht: »Wenn jetzt am Horizont eine große, schwarze Rückenflosse auftaucht, sind wir in Schwierigkeiten.« Aber da war nur die Insel Schiermonnikoog und die glatte, leere Nordsee. Um die nächsten bekannten Orca-



Populationen zu erreichen, hätte man in jede Richtung mehr als 700 Kilometer schwimmen müssen, zu den Hebriden, der Westküste Großbritanniens, den Färöer-Inseln und der norwegischen Küste. Das Tier war sehr weit weg von zu Hause. Es ließ sich ohne Gegenwehr in die Trage legen und aufs Boot hieven.

Der Tierarzt Niels van Elk gab ihm Infusionen, weil es so dehydriert war. »Es sah aus wie ein Aal, so abgemagert war es«, sagt van Elk. »Ich habe mir große Sorgen gemacht, dass uns das Tier jeden Moment unter den Händen wegstirbt.« Es war ein Weibchen, 3,40 Meter lang, zwischen zwei und drei Jahre alt. Es wog nur 430 Kilogramm, so viel wie ein einjähriges Kalb. Es schien wochenlang vor allem Algen gefressen zu haben. Sie verluden es auf einen Lkw, legten nasse Handtücher auf seine Haut und spritzten es auf der mehr als zweistündigen Fahrt mit Wasser ab. Unterwegs begann es plötzlich Laute von sich zu geben, hoch und quietschend.

Erst um halb zwei Uhr nachts kamen sie im Aquarium an. Man hievte das Tier in einen freien Pool, den alten Showpool für Seelöwen und Delfine, der etwas mehr als zwanzig Meter lang, fast acht Meter breit und nur etwa drei Meter tief war. Sie gaben ihm Fische.

Orcas können wählerisch sein, was ihre Nahrung angeht. Es gibt Schwertwale, die in Gefangenschaft lieber zweieinhalb Monate gar nichts gefressen haben als Fisch. Die Gruppen in der Wildnis spezialisieren sich oft auf ein Beutetier, das sie dann hauptsächlich jagen – während alles andere uninteressant wird. Es gibt Walschulen, die fast ausschließlich Rochen fressen oder Haie oder Seelöwen. Andere haben sich ganz auf die Jagd anderer Wale spezialisiert – und fressen dann in vielen Fällen nicht einmal das ganze Opfer, sondern oft nur die Zunge, den weichsten Teil des Wales.

Dieses Tier mochte: Heringe, Tintenfische und Lodden, kleine längliche Fische, etwas größer als Sardinen. Die teuren Lachsfilets, die ein lokales Unternehmen gestiftet hatte, spuckte es wieder aus. Das kleine Walweibchen überlebte die erste Nacht. Und die zweite und dritte. Man nannte es Morgan.



Niels van Elk, der Veterinär, versuchte tagelang herauszufinden, was mit Morgan los war. Er untersuchte sie mit einer Magensonde, mit einer Kamera in ihrem Atemloch und nahm ihr Blut ab. »Ich konnte nichts finden. Sie hatte lange nichts mehr gefressen, aber ansonsten schien ihr nichts zu fehlen«, sagt van Elk. Ein Rätsel blieb: Warum hatte sie den Anschluss an ihre Gruppe verloren, irgendwo da draußen, im Frühjahr? War ihrer Familie etwas zugestoßen? Oder hatte sie schlicht die Orientierung verloren? Und: Konnte man sie zurückbringen ins Meer?

Es fällt heute schwer, sich vorzustellen, wie offen Morgans Zukunft damals war. Dass es einen Moment gab, in dem noch nicht alle Meinungen verfestigt waren. Damals begriff sie noch niemand als Besitz. Sie war noch nicht Eigentum, sondern wie alle Wildtiere in der EU zunächst das, was Juristen *res nullius* nennen: niemandes Sache.

Der Streit um Orcas ist, wie so viele Auseinandersetzungen, ein Streit darum, was Realität ist und was nicht. Es geht um unterschiedliche Wahrnehmungen der Wirklichkeit und um die Metaphern, die uns helfen, sie zu verstehen. Was ist ein Becken voller Wasser für einen Wal? Ein Luxushotel? Eine winzige Gefängniszelle?

Wir wissen nicht genau, wie der Orca einen Pool erlebt. Wie für eine Fledermaus ist die Welt für ihn vor allem: Ton, Resonanz, etwas, das er durch Klicklaute abtastet. Mit hohen Schreien findet er die anderen Orcas in seiner Gruppe, selbst wenn diese mehr als zehn Kilometer weit weg sind. Aber auch seine Augen sind erstaunlich gut für ein Tier, das viel Zeit in tiefer Dunkelheit verbringt.

Kaum jemand hat so sehr versucht, sich einzufühlen in die Orcas, wie Ingrid Visser. Sie ist Walforscherin, 54 Jahre alt und lebt in einem abgelegenen Haus direkt an der Tutukaka-Steilküste im Norden Neuseelands. Die Wale kann sie manchmal von ihren Fenstern aus beobachten. Sie wohnt ziemlich genau am anderen Ende der Welt, von Harderwijk aus gesehen. Sie hat strohblonde Haare und blaue, fast transparente Augen, die ihr etwas Entrücktes geben. Wir unterhalten uns über Zoom.



Morgan beschäftigte immer wieder die Gerichte, eine Tierschützerin hat den Fall sogar vor den Petitionsausschuss des EU-Parlaments gebracht

Solange sie denken könne, sei sie besessen gewesen von Orcas, erzählt Visser. Mit 14 Jahren hatte sie, die Bauerntochter, nahezu die gesamte Fachliteratur über die Tiere gelesen. Mit 16 begann sie, monatelang übers Meer zu fahren, als Stewart auf einem Segelschiff. Zwischen ihrem 19. und 21. Lebensjahr verbrachte sie fast die gesamte Zeit auf See, umrundete die Welt, legte 96.000 Kilometer auf dem Wasser zurück. Als sie zurückkam, hatte sie drei Viertel aller Wal- und Delfinarten in der Wildnis erlebt. Sie war eine junge Biologiestudentin, als sie beim Schnorcheln das erste Mal einen Orca unter Wasser sah. »Ein großes Weibchen, mit einem Rochen im Maul, schwamm mit ihrem Kalb direkt an mir vorbei«, erzählt sie. »Das war ein magischer, bezaubernder Moment.« Das Material für ihre Doktorarbeit sammelte sie, indem sie mit wilden Orcas vor Neuseeland tauchen ging, was bis dahin kaum jemand gewagt hatte.

Visser hat Tausende Stunden mit Orcas verbracht, Hunderte davon unter Wasser. Vor Neuseeland kann sie die Tiere an ihren Flossen unterscheiden. Sie hat ihnen Namen gegeben. Sie hat gesehen, wie sie jagen, was sie fressen, wie sie spielen und ihre Kälber großziehen. Und sie hat ihnen hin und wieder das Leben gerettet. 15 Mal, so erzählt sie, habe sie gestrandeten Orcas zurück ins Meer geholfen. Die meisten der Tiere waren gesund und in gutem Zustand. Sie hatten sich im flachen Wasser verirrt und waren auf eine Sandbank geschwommen. Oder sie hatten sich in Fischernetzen verfangen und mussten befreit werden.

Visser ist nie Professorin an einer Uni geworden und hat dennoch mehr als 30 wissenschaftliche Artikel veröffentlicht. Ihre Forschung hat sie durch Spendengelder und Nebenjobs finanziert. »Ich habe seit 20 Jahren keinen Urlaub mehr gemacht. Ich gehe nur selten in Restaurants. Ich werde für meine Forschung nicht bezahlt, also spenden Freunde und Familie mir ab und zu Geld, damit ich meine Rechnungen bezahlen kann.« Sie erzählt, dass sie Orcas in Gefangenschaft zum ersten Mal in einem Pool in Antibes, Frankreich, gesehen habe. »Ich habe mich übergeben müssen.«



Die Enge der Pools, das unnatürliche Verhalten der Tiere hätten sie überwältigt. »Es war so falsch«, sagt sie.

Sie erfuhr von Morgans Rettung im Fernsehen. In ihren Augen gab es für den Wal von diesem Moment an nur ein Ziel: den Ozean.

Die Menschen, die Morgan in den ersten Wochen in Harderwijk besuchten, waren erstaunt, wie gesprächig sie war. »Es schien nicht ganz normal«, sagt Filippa Samarra, Orca-Forscherin an der Isländischen Universität in Reykjavík und eine der ersten Wissenschaftlerinnen, die bei ihr waren. »Aber wir wussten auch nicht wirklich, was normal war. Sie kommunizierte Tag und Nacht.«

In Teneriffa habe ich ihre Laute gehört. Sie klingen wie das Quietschen einer schlecht geölten Tür, wie ein Vogel oder wie das Geräusch, wenn man mit den Fingern an einem Luftballon reibt. Und dann wieder klingen sie ganz und gar außerirdisch.

Orcas haben unterschiedliche Dialekte. Ihre Laute unterscheiden sich von Gruppe zu Gruppe. Ein Orca aus der Antarktis klingt anders als ein Orca aus Alaska oder Norwegen oder der Salish Sea vor Vancouver. Selbst unterschiedliche Gruppen in den gleichen Gewässern haben oft einen komplett eigenen Code, den sie von ihren Verwandten lernen. Mit etwas Glück kann man anhand der Laute feststellen, woher sie kommen. Morgan quietschte einen unbekanntes, wahrscheinlich norwegischen Dialekt, wie Samarra herausfand, nachdem sie ihre Laute mit mehreren Tausend Orca-Rufen verglichen hatte, die Wissenschaftler in der Wildnis aufgenommen haben.

Morgan wurde immer kräftiger. Sie fraß gierig. Sie nahm zu. Nach zweieinhalb Monaten wog sie bereits 260 Kilogramm mehr. Das Becken war schnell zu klein. Wenn sie senkrecht im Wasser stand, berührte sie mit ihrer Schwanzflosse den Boden. Die Scheiben ihres Pools waren alle milchig, bis auf eine. Sie wartete oft hinter dieser einzigen klaren Scheibe darauf, dass jemand vorbeikam.

Und Steve Hearn, der Trainer, stand vor einem Dilemma. »Es sind intelligente Tiere. Sie langweilen sich schnell«, sagt er. Aber es ist eigentlich keine gute Idee, ein



Tier, das ausgewildert werden soll, zu sehr an den Menschen zu gewöhnen. Hearn sagt jedoch, dass es schlicht zu grausam gewesen wäre, »wenn wir nichts anderes gemacht hätten, als Morgan jeden Tag 15 Pfund Fisch ins Becken zu schmeißen und wieder zu gehen«.

Hearn begann die Monotonie ihrer Tage in dem kleinen Pool zu durchbrechen. Er dachte sich Spiele für sie aus. Er ließ ein ferngesteuertes Auto vor ihrem Becken auf und ab fahren. Er stellte eine Packung Cornflakes vor die Scheibe, damit Möwen vorbeikamen. Er stieg zu ihr ins Becken und schwamm mit ihr herum. Er massierte ihr den Bauch, den Rücken, die Zunge.

Nach etwas mehr als einem Monat ließen sie in Harderwijk Zuschauer zu Morgan. Mehrere Hundert Besucher sahen sie jeden Tag im Delfinarium. Mit jedem Tag verengte sich Morgans Zukunft etwas mehr.

Hearn sagt, er habe sechs Tage die Woche, 16 Stunden am Tag mit ihr verbracht. »Aber natürlich ging das so nicht weiter. Sie musste zurück zu anderen schwarz-weißen Tieren.« Es gab zwei Lösungen: ein Leben in einem Pool, wenn auch einem größeren als in Harderwijk, mit anderen Orcas. Oder die Wildnis, mit ungewissem Ausgang. Weite, gefährliche Freiheit oder enge, betonierte Sicherheit.

Eigentlich begann der Konflikt um Morgan, das Orca-Weibchen, lange bevor sie strandete. Er reicht Jahrzehnte zurück. Und er dreht sich vor allem um eine Firma: den amerikanischen Themenparkbetreiber Seaworld.

Seaworld hat den Orca in eine Marke verwandelt, in eine Entertainment-Ikone. Etwas mehr die Hälfte aller Orcas in Gefangenschaft gehörten Ende des Jahres 2010 dieser Firma, 24 Tiere insgesamt, verteilt auf drei Parks in San Diego, Orlando und San Antonio, sowie fünf Tiere, die an den Loro Parque verliehen worden waren. Es war eine kleine Gruppe, verglichen mit den geschätzt etwa 50.000 Schwertwalen in der Wildnis. Das Unternehmen machte in jenem Jahr 1,2 Milliarden US-Dollar Umsatz dank 22,4 Millionen Besuchern. Die Firma ist in der Vergangenheit rücksichtslos vorgegangen, um an Tiere zu kommen.



Die ersten Orcas fing Seaworld 1970 vor Seattle. Man suchte die Tiere mit Flugzeugen und trieb sie mit Sprengsätzen in Ringwadennetze. Später, als ihnen die Jagd in Amerika verboten wurde, wichen Seaworlds Jäger nach Island aus, wo die Firma extra Pools bauen ließ, in denen die frisch gefangenen Tiere gehalten wurden, bis man sie abtransportieren konnte. Manchmal starben sie schon dort. Um zu verschleiern, dass es sich um wild gefangene Wale handelte, schleuste die Firma einen Teil der Orcas erst durch japanische Aquarien, bevor sie in die USA gebracht wurden. Als sich auch in Island die Stimmung drehte, kaufte Seaworld den Markt leer. Einen der letzten verfügbaren Orcas holte das Unternehmen 1987 aus den Niederlanden in die USA – aus dem Delfinarium Harderwijk. Auch die Schwertwale im Loro Parque in Teneriffa waren bis 2017 das Eigentum von Seaworld. Sie sind die Nachkommen der Tiere, die man vor Seattle und Island gefangen hatte.

Das Rennen um immer neue Orcas ist Jahrzehnte her. Aber als Morgan gerettet wurde, waren die alten Reflexe sofort wieder da. »Ich wusste, dass es Probleme geben würde«, sagt Ingrid Visser. »Zu diesem Zeitpunkt war 13 Jahre lang kein wilder Orca mehr gefangen worden. Der Genpool in Aquarien war begrenzt. Morgan war neues Blut für eine Industrie, die ein Inzuchtproblem hatte – und damit eines der wertvollsten Tiere der Welt.«

Den Wert eines Orcas zu schätzen ist nahezu unmöglich, weil nur wenige Aquarien weltweit überhaupt in der Lage sind, die Tiere unterzubringen, und der Handel durch Gesetze stark eingeschränkt ist. Dennis Spiegel, ein Experte für amerikanische Vergnügungsparks, schätzt dennoch, dass ein Schwertwal derzeit 5 bis 10 Millionen US-Dollar wert sei. Zum Vergleich: 2011 lag der Jahresumsatz des Delfinariums Harderwijk bei 16,4 Millionen Euro.

Steve Hearn und Niels van Elk, der ehemalige Tiertrainer und der damalige Veterinär des Delfinariums Harderwijk, bestreiten allerdings beide, dass es um Geld gegangen sei. Sie wollten einfach ein Tier retten, sagen sie. Ob das Delfinarium je irgendetwas im Tausch für Morgan bekommen hat, ist unklar. Das Delfinarium Harderwijk hat alle meine Anfragen unbeantwortet gelassen.



So gut wie alles, was ein Schwertwal lernen wird, lernt er von seiner Mutter. Sie bringt ihm das System aus Lauten bei, mit denen sie kommuniziert, die Jagdtechniken, die so ausgefeilt sind wie bei kaum einem anderen Tier, die Erziehungsmethoden, Körperpflege, Spiele. Den Rest lernt ein Orca von seinen Großmüttern und Tanten. Die Weibchen sind das Gedächtnis der Gruppe. In einigen Orca-Gruppen bleiben die Tiere ein Leben lang an der Seite ihrer Mütter und Großmütter. Die Bullen werden dort niemals ganz selbstständig. Sie sterben meistens kurze Zeit nach dem Tod ihrer Mutter.

Die Koordination von Orcas im Wasser ist atemberaubend, ihre gesamte Wahrnehmung der Welt darauf ausgerichtet, in der Gruppe zu jagen. Der kollektive Zusammenhalt hat sie über Jahrtausende zum furchterregendsten Raubtier des Meeres gemacht, nur übertroffen vom Menschen. Forscher vermuten, dass sie eine ganze Reihe Spezies zum Aussterben gebracht haben. Nach Auftauchen des Killerwals vor zehn Millionen Jahren schrumpfte die Zahl der großen Walarten zeitweise von geschätzt 85 auf 38, die Zahl der Robbenarten halbierte sich. Die meisten Orcas leben in kalten Gewässern, in den Polarmeeren, aber sie kommen überallhin, auch in die Tropen. Man kann sie vor Hawaii genauso treffen wie vor Murmansk. Und ihr Hunger ist wie unserer: umfassend. Sie töten nahezu 200 Spezies, im gesamten Größenspektrum vom 50-Tonner bis zum Rollmops: 37 Walarten, darunter Blau-, Pott- und Zwergwale, alle großen Hai- und Rochenarten inklusive des Großen Weißen Hais, 20 Robbenarten, 27 Seevögelspezies, 29 Oktopus- und Tintenfischarten, 44 Fischarten, insbesondere Lachse, Heringe und Makrelen, sowie zwei Arten von Meeresschildkröten. Hin und wieder erlegen sie auch Hirsche und Elche, die Meerengen durchschwimmen. Es ist fast rührend, dass sie uns bis jetzt offenbar verschont haben. Soweit man weiß, ist kein einziger Mensch je in der Wildnis von ihnen getötet worden. Es ist unklar, wieso wir, die wir so oft arglos im Meer herumplanschen, nie auf den Speiseplan geraten sind. Die Tiere haben allerdings ab und zu gezielt Boote gerammt.



Ihr Hunger ist wie der des Menschen: Umfassend. Sie töten 200 Spezies, im gesamten Größenspektrum vom Rollmops bis zum 50-Tonner

Die Enge ihrer Gruppen hat aber auch Nachteile. Alleine sind die Tiere schnell verloren. Ihre Gesellschaften sind hyperkonformistisch, ihre Intelligenz ist konservativ. Der kanadische Orca-Forscher Lance Barrett-Lennard hat einmal geschrieben: »Sie können fast alles nachmachen, aber Experimentierfreude und Innovationen sind ihnen fremd.«

Es sind vorsichtige Tiere, die oft Tage brauchen, bis sie sich in einem neuen Pool trauen, durch ein unbekanntes Tor zu schwimmen. Besonders fatal für eine Auswilderung: Orcas haben eine Tendenz entwickelt, die der Mensch ebenfalls kennt – Xenophobie. Sie mögen keine Tiere, die anders jagen, anders klingen und anders aussehen als sie selbst. Viele Orca-Gruppen haben sich laut genetischen Analysen vor mehr als 150.000 Jahren voneinander getrennt und hatten seither kaum Berührung miteinander. Für die Auswilderung eines Schwertwales wie Morgan muss man deshalb in der Weite des Ozeans etwas sehr Kleines finden: seine Walschule, eine Gruppe von vielleicht zwanzig, dreißig Walen, aus der der Orca stammt.

Im September 2010 fragte Niels van Elk, der Tierarzt des Delfinariums in Harderwijk, sieben Experten – vier Orca-Forscher, zwei Experten für das Wattenmeer und einen ehemaligen Tierarzt von Seaworld –, was das Delfinarium tun solle. Im November 2010 wurden ihre Empfehlungen in einem Bericht für die niederländische Regierung veröffentlicht, fast fünf Monate nach Morgans Rettung. Alle sieben sagten, dass sie gegen eine Auswilderung seien, solange niemand wisse, wo Morgans Walschule ist. John Ford, einer der bekanntesten Orca-Forscher der Welt, schrieb in seinem Bericht für das Aquarium: »Sie hat bereits gezeigt, dass sie wohl nicht in der Lage ist, sich selbstständig mit Nahrung zu versorgen, und würde wahrscheinlich leiden und alleine sterben.«

Für das Delfinarium war die Entscheidung damit gefallen. In den Monaten danach gab es viel Besuch in den Niederlanden: Trainer des Marineland in Antibes schauten vorbei und machten Trainingssessions mit dem Wal. Ein Veterinär von



Seaworld inspizierte das Tier. Steve Hearn sagt, dass er einen Anruf vom inzwischen verstorbenen Besitzer des Marineland Park im kanadischen Niagara Falls hatte, der ihn gefragt habe, wie viele Belugas, also Weißwale, er für den Orca haben wolle. Hearn sagte ihm, dass er nur der Tiertrainer sei und ihm nicht weiterhelfen könne.

Nachdem sie gestrandet war, sprachen sich sieben Experten gegen eine Auswilderung Morgans aus – sie würde in der freien Natur wahrscheinlich leiden und sterben

Kurz darauf verklagte eine Koalition aus sieben Tierrechtsorganisationen die niederländische Regierung und das Delfinarium. Ingrid Visser wurde Orca-Expertin dieser Koalition, die forderte, dass der Wal trotz der Expertise der sieben Wissenschaftler zurück ins Meer gebracht werden müsse – zunächst in ein abgesperrtes Meeresgehege, wo man ihn weiterhin füttern und medizinisch versorgen könnte. Die Tierschützer wollten Morgan dort auf einen Auswilderungsversuch vorbereiten.

Wilde Wale sind in Europa streng geschützt. Es gibt gleich eine ganze Reihe internationaler Abkommen, EU-Regularien und nationaler Gesetze, die es verbieten, sie aus dem Meer zu holen. Sie sind unterschiedlich streng, aber alle sehen vor, dass Wale, die aus einer Notlage gerettet werden, so schnell wie möglich zurück ins Meer gebracht werden sollen. Der schärfste Text, das »Abkommen zur Erhaltung der Kleinwale in der Nord- und Ostsee, des Nordostatlantiks und der Irischen See«, kurz Ascobans-Vertrag, verbietet die dauerhafte Haltung von wilden Kleinwalen ohne Ausnahme. Das niederländische Gesetz lässt eine kleine Lücke. Es erlaubt, gestrandete Wale für wissenschaftliche Forschung zu nutzen, wenn sie nicht ausgewildert werden können. Eine EU-Verordnung verbietet die »überwiegend kommerzielle Nutzung« wilder Orcas sowie den Handel mit ihnen – lässt allerdings Ausnahmen in Einzelfällen zu.

Eine Auswilderung wäre nicht nur riskant, sondern auch teuer. Sehr teuer. Es hat in der Vergangenheit erst zwei Auswilderungsversuche mit gefangenen Orcas gegeben. Einer davon war Keiko, der Star aus dem Film Free Willy, der nach fast 20



Jahren in Gefangenschaft zurück nach Island gebracht wurde. Er wurde mit dem Flugzeug von Mexiko in die USA und später, im Jahr 1998, nach Island transportiert. Ein Team begleitete ihn mit Peilsendern, Booten, Helikoptern und Flugzeugen. Das Ganze kostete am Ende etwa 20 Millionen US-Dollar, finanziert durch Spenden, von denen allein etwas mehr als zehn Millionen Dollar vom Tech-Milliardär Craig McCaw kamen sowie zwei Millionen Dollar von Warner Brothers, der Produktionsfirma, die *Free Willy* gedreht hatte. Keiko wurde trotzdem nie wieder ein richtig wilder Wal. Er starb 2003 in einer Bucht in Norwegen. Fast die ganze Zeit über war er von Menschen begleitet und gepflegt worden.

Der zweite Versuch war billiger und erfolgreicher. Im Juni 2002 wurde ein junges Weibchen, das offensichtlich allein und desorientiert war, im Puget Sound in der Nähe von Seattle eingefangen. Wissenschaftler kannten ihre Gruppe, die sich 500 Kilometer weiter nördlich aufhielt. Sie wurde einen Monat lang in einem Meeresgehege aufgezogen und dann per Boot mehrere Hundert Kilometer zu ihren Verwandten gebracht, die sie wieder aufnahmen. Der Preis war winzig im Vergleich zu den Summen, die für Keiko eingesammelt wurden: Einige Hunderttausend US-Dollar an Spenden reichten. Für Morgan hätte man deutlich mehr ausgeben müssen. Allein der Transport nach Norwegen hätte Hunderttausende gekostet.

Ein kommerzielles Aquarium kostete den niederländischen Staat: nichts. Im Juli 2011 erteilte die niederländische Regierung dem Delfinarium in Harderwijk eine Ausfuhrgenehmigung für Morgan. Der Abnehmer sollte Wolfgang Kiesslings Loro Parque auf Teneriffa sein. Der Loro Parque ist ein kommerzielles Unternehmen. Bis vor der Pandemie war es auch ein sehr profitables. Die Bilanz des Zoos weist für 2019 einen Gewinn von etwas mehr als 30 Millionen Euro aus.

Die gesamte veröffentlichte Forschung mit den Orcas im Loro Parque bestand bis Ende 2011 dagegen aus nur zwei wissenschaftlichen Aufsätzen in Fachzeitschriften sowie einer Handvoll Präsentationen bei wissenschaftlichen Konferenzen. Und die Orcas im Loro Parque gehörten alle Seaworld. Sie waren an



Kiessling lediglich verliehen worden. Morgan sollte der 25. Orca in der Sammlung eines Milliardenkonzerns werden.

Es war scheinbar ein klarer Bruch mehrerer Gesetze und internationaler Abkommen. Im September 2011 verhängte ein Richter in Amsterdam deshalb einen sechswöchigen Ausfuhrstopp.

Kurz darauf passierte etwas, womit kaum noch jemand gerechnet hatte: Eine deutsche Wissenschaftlerin, Heike Vester, hatte im Jahr 2005 die Laute einer norwegischen Orca-Walfamilie im Tysfjord aufgenommen, während sie einen Heringsschwarm zu einem dichten Ball zusammentrieb, die sogenannte Karusselljagd. Sie glich die Töne mit denen von Morgan ab. Ihre Laute stimmten erstaunlich genau überein. »Entweder war es ihre Gruppe oder eine, die mit ihr eng verwandt ist«, sagte Vester mir.

Vier der sieben Experten, die sich ursprünglich gegen eine Auswilderung ausgesprochen hatten, änderten daraufhin ihre Meinung. John Ford und Christophe Guinet, beide international bekannte Orca-Forscher, sprachen sich für einen Auswilderungsversuch aus. Die zwei anderen Orca-Forscher in der Gruppe, Christina Lockyer und Fernando Ugarte, zogen einen Auswilderungsversuch wenigstens in Betracht. Drei von ihnen schlugen außerdem vor, Morgan nach Norwegen zu bringen, nicht nach Spanien, um sie zunächst in einem abgesperrten Bereich im Meer zu halten. Die drei anderen Gutachter, die bei ihrer Einschätzung blieben, waren ein ehemaliger Tierarzt von Seaworld und zwei niederländische Experten für das Wattenmeer.

Für einige Wochen sah es tatsächlich so aus, als ob der Wal eine gute Chance hätte, ins Meer zurückzukehren. Und dann fiel alles auseinander. Am 21. November 2011 hob eine Richterin in Amsterdam den Ausfuhrstopp wieder auf. Das Urteil schob die internationalen Abkommen und EU-Regularien einfach beiseite. Den Sinneswandel der Experten nahm die Richterin nicht ernst. Dass das Tier laut niederländischem Gesetz nur zur Forschung gehalten werden durfte, legte sie weit aus: Zwei akademische Aufsätze reichten als Beleg. Das Urteil wurde später in zwei Berufungsverfahren bestätigt.



Arie Trouwborst ist Juraprofessor in Tilburg, Experte für Umweltrecht, ein nüchterner Mann, der meine Fragen mit quälend langen Pausen beantwortet, um ja nichts Unüberlegtes zu sagen. Er hat damals ein Gutachten für die Tierschutzkoalition verfasst, zu der Ingrid Visser gehörte. »Ich kann immer noch nicht ganz fassen, was da passiert ist«, sagt er. »Ich erkläre meinen Studenten immer, wie wichtig die genaue Auslegung von Worten für das Gesetz ist. Aber das zählte überhaupt nicht mehr. Es war ein bisschen so, als ob wir alle in dieser absurden Blase gefangen waren. Das Gesetz wurde einfach ignoriert, als es im Weg stand. Ich habe so etwas weder davor noch danach je wieder erlebt.«

Die niederländischen Richter bekundeten in ihren Urteilsbegründungen immer wieder die Sorge, den Wal in Gefahr zu bringen. Sie hatten damit durchaus recht. Die Wildnis ist gefährlich, auch für ein Apex-Raubtier, das Raubtier, das sich vor keinem Räuber fürchten muss. Wie gefährlich sie für Morgan sein würde, wusste zu diesem Zeitpunkt niemand.

Die große Frage ist am Ende eine, die der Mensch letztlich nur für sich selbst beantworten kann: Ist es besser, kurz und wild zu leben, oder lange und unfrei?

Es war noch dunkel, als die Trainer Morgan am 29. November 2011 in eine Trage bugsierten. Sie wog inzwischen fast 1400 Kilogramm. Sie hatte seit ihrer Ankunft etwas unter einer Tonne zugelegt. Der Transport eines Orcas ist eine komplizierte, anstrengende Angelegenheit. Die Tiere können nicht betäubt werden, weil sie ihr Bewusstsein zum Atmen brauchen. Unter Narkose würden sie ersticken. Sie sind also die ganze Zeit über wach. Sie werden wochenlang trainiert, damit sie ruhig in der Trage liegen, die in einen mit Wasser gefüllten Container gehängt wird.

Morgan zappelte kaum, als man sie aus dem Becken hob. Aber sie atmete schneller als sonst, stieß Nebelwolken ins Licht der grellen Scheinwerfer. Im Container begann sie laut zu quietschen. In den Tagen vor dem Transport hatten Mitarbeiter des Delfinariums Harderwijk Morddrohungen erhalten, darunter auch Steve Hearn. Bei Tagesanbruch brach der Konvoi auf.



Den Container mit Morgan hatte man auf einen Lkw geladen. Dahinter folgten Mannschaftswagen der Polizei. »Wir hatten eine riesige Polizeieskorte, fast 30 Fahrzeuge«, erinnert sich Hearn. »Jede Brücke auf dem Weg zum Flughafen war abgesperrt.« Der Flieger war leer, bis auf den Walcontainer. Hearn stand am Kopfende im Wasser, um Morgan während des Fluges zu beruhigen. Mit einer Kelle schüttete er Wasser über ihren Rücken, damit ihre Haut nicht austrocknete.

Es war bereits dunkel, als sie im Loro Parque ankamen. Wolfgang Kiessling stand am Beckenrand und sah zu, wie der Lkw ins Orca-Stadion hereinfuhr. Morgan wurde in das Becken herabgelassen, das größer war als ihr Zuhause in Harderwijk. Der große Pool ist mehr als zwölf Meter tief und 50,5 Meter lang, etwas mehr als zehnmals ihre Körperlänge. Von den anderen Walen blieb sie in der ersten Nacht noch durch Gitter getrennt. Wolfgang Kiessling nannte sie vor spanischen Journalisten »ein Geschenk der Natur«. Er freute sich über die »komplett neue Blutlinie«. Sie war der sechste Schwertwal im Loro Parque. Die fünf anderen waren alle in Gefangenschaft geboren worden. Sie war das einzige Tier dort, das jemals durch einen arktischen Sturm geschwommen war; das lebende Fische gefressen hatte; das gesehen hatte, wie Heringsschwärme eingekreist werden – und das ohne den Menschen gelebt hatte.

Der Leiter der Stiftung des Loro Parque, die an den kommerziellen Zoo angegliedert ist, Javier Almunia, sagte in einem Interview kurz nach Morgans Ankunft, sie zeige »unangebrachtes Verhalten«. »Sie schwimmt sehr dicht an die anderen heran. Sie ist manchmal sehr aufdringlich, versucht, über die anderen drüberzuspringen oder sie im Genitalbereich zu beißen.« Die Trainer bemerkten noch etwas anderes, was komisch war: Sie hielt die ganze Zeit ihren Kopf über Wasser.

Im Juni 2012 kam Ingrid Visser für mehr als drei Wochen nach Teneriffa. Damals konnte man den Orcas noch den ganzen Tag zusehen, wenn man am Metallgitter am Eingang zum Stadion stand. Man ist dort etwas mehr als zehn Meter entfernt vom Wasser. Visser kam fast jeden Tag, mit Kamera und Notizblock. Von morgens bis abends stand sie dort und beobachtete die Tiere, erzählt sie. Die Orca-Trainer wurden schnell auf sie aufmerksam. Am Ende der drei Wochen errichtete der



Park einen hohen Holzzaun, von dem eine ehemalige Mitarbeiterin des Parks mir sagte, man solle ihn am besten »Ingrid-Visser-Palisade« nennen.

Als sie wieder zu Hause war, schrieb Visser einen Bericht, der die Höhe des Zauns rechtfertigte. In 77 Stunden am Beckenrand habe sie 91 Angriffe auf Morgan durch die anderen Orcas mitbekommen. Sie zählte 320 neue Bisswunden und frisch verheilte Narben an ihrem Körper. Morgan sei vor ihren Augen von den anderen Tieren mehrmals mit voller Wucht gerammt worden.

»Niemand zuvor habe ich derart viel Gewalt zwischen Orcas gesehen«, sagte Visser mir. »Ich habe Hunderte Stunden unter Wasser mit den Tieren in der Wildnis verbracht. Ich habe dabei nie einen Angriff zwischen zwei Orcas gesehen. Im Loro Parque passierte das quasi jede Stunde.«

Die Narben, die ein Schwertwalgebiss zurücklässt, sehen ein bisschen aus wie das Muster einer Gartenharke im Sand. Man findet sie auch bei vielen wilden Orcas, laut einer Studie sogar bei der Mehrheit. In der Wildnis sind die Bullen besonders oft vernarbt. Aber wie genau die Wunden zustande kommen, wissen wir nicht. Kämpfe innerhalb einer Orca-Gruppe wurden so gut wie nie beobachtet. Die Matriarchinnen in der Wildnis scheinen ihren Führungsanspruch in der Hierarchie nur sehr selten – vielleicht nie – mit Gewalt durchzusetzen. Die Narben der Tiere entstehen möglicherweise bei Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Gruppen. Vielleicht erklärt das auch, wieso Morgan am Anfang so heftig angegangen wurde. Sie war die Fremde.

Der Loro Parque streitet ab, dass die Aggressionen außergewöhnlich heftig gewesen seien. Javier Almunia, der Leiter der Stiftung des Loro Parque, verweist auf eine Studie aus dem Jahr 2019, an der er selbst mitgeschrieben hat und nach der weniger als ein Prozent der Interaktionen zwischen den Walen im Park aggressiv seien. Als ich Wolfgang Kiessling auf Visser und ihre Kritik anspreche, hält er sich mit solchen Feinheiten nicht auf. Er nennt sie – ganz Zoobesitzer – »ein falsches Tier«.



Morgans Körper ist heute überzogen von Rillen, in wilden Mustern, wie ein Pollock-Gemälde. Lange Narben, die im Zickzack an ihrem Rücken entlanglaufen, und kurze waagerechte an ihrer Seite, die aussehen wie ein grausamer Witz: als hätte ihr jemand Haifischkiemen aufgemalt.

Nach ihrer Ankunft in Loro Parque wurde schnell offensichtlich, dass sie oft nicht auf die Trainer reagierte, sie ignorierte sie. Manchmal schwamm sie minutenlang rasend schnelle Runden durch den Pool, unkontrolliert und wild. Man kam schließlich darauf, dass sie ihre Betreuer womöglich nicht hören konnte. Drei Wissenschaftler wurden im November 2012 eingeflogen, einer aus den Niederlanden, zwei aus den USA, alles Experten für das Hörvermögen von Delfinen und Kleinwalen. Sie platzierten Elektroden mit Saugnäpfen auf ihrem Körper, um ihre Gehirnwellen zu messen. Dann spielten sie ihr ein lautes Klickgeräusch vor. Bei allen anderen Walen im Loro Parque sahen die Wissenschaftler eine Reaktion auf die Töne, nur bei Morgan nicht. Morgan höre eindeutig schlechter als die anderen Wale. Es sei möglich, dass Morgan »komplett taub« sei, schrieben sie.

Das ist für ein wildes Tier ein großes Problem. »Diese Tiere sind auf ihr Gehör angewiesen«, sagte mir Christophe Guinet, der französische Orca-Forscher. »Sie benutzen Echolokation, um Fische zu finden, sie koordinieren die Jagd über Laute, und sie finden darüber ihre Gruppe wieder, wenn sie sie verloren haben. Es erlaubt ihnen, sich in der Dunkelheit zu orientieren«. Es ist fast unmöglich, dass ein tauber Orca in der Wildnis überlebt. Ohne ihr Gehör sind sie verloren.«

An diesem Punkt war klar, dass Morgan nie wieder frei durchs Nordmeer schwimmen würde. Sie hatte eine Beeinträchtigung, die ein Orca nicht haben darf, wenn er Robbenschädel zertrümmern und Heringsschwärme umkreisen will. Diejenigen, die sich mit aller Kraft gegen eine Auswilderung gestemmt hatten – sie hatten plötzlich die besseren Argumente.

Visser hat Morgans Hörschaden nie als das angenommen, was er war: ein katastrophaler Rückschlag. Sie hat einfach weitergemacht. Sie hat ein weiteres Gerichtsverfahren gegen die niederländische Regierung durch zwei Instanzen



ausgefochten. Das letzte Urteil erging am 10. Juli 2019 vor dem Staatsrat, dem höchsten niederländischen Gericht. Auch dieses Mal weigerten sich die Richter, die Ausfuhrgenehmigung für Morgan noch zu kassieren. Der Wal wurde nicht zurückgeholt.

Visser hat Morgans Fall im Juni 2018 auch vor dem Petitionsausschuss des EU-Parlaments vorgestellt, in einer 15-minütigen Präsentation, für die sie extra aus Neuseeland angereist kam. Der Saal war nur zu einem Viertel gefüllt, als sie sprach. Die Petition wurde zehn Monate später ohne Ergebnis geschlossen.

Wieso hat sie so viel Energie in die Befreiung eines einzigen Tieres gesteckt? Draußen im Ozean waren längst Prozesse in Gang geraten, die über ein einzelnes Tier weit hinausgehen. Orcas stehen an der Spitze einer Nahrungskette, die der Mensch vergiftet hat. Die Tiere sammeln in ihren Körpern Toxine wie das Insektizid DDT und die Industriechemikalie PCB an, die jahrzehntelang ins Meer geflossen sind. Einige wilde Orca-Gruppen bringen kaum noch gesunde Kälber zur Welt. Und wenn sie tot stranden, dann gelten ihre Körper als so schwer verseucht, dass sie in einigen Gegenden wie Sondermüll behandelt werden müssen.

Für Visser ist der Fall Morgan ein Symbol. Er steht für etwas Größeres: die menschliche Selbstsucht. Dafür, dass wir wilde Tiere immer noch selbstverständlich für unser Vergnügen, unseren Profit ausbeuten. Sie glaubt, dass Schwertwale in Gefangenschaft so sehr leiden, dass es das Beste wäre, wenn die Shows mit den Orcas sofort beendet würden. Die Aquarien, in denen sie gehalten werden, sollten am besten nach und nach geleert, das Züchten eingestellt und die verbleibenden Orcas in Meeresreservaten gehalten werden: in großen Buchten, hinter Netzen, wo man sich weiter um sie kümmern könnte, die Tiere aber mehr Platz hätten und eine natürlichere Umgebung.

Es ist oft erstaunlich schwer zu sagen, ob ein Tier leidet oder nicht. Die Zeichen dafür muss man lesen können. Sie offenbaren sich einem nicht sofort. Sie sind offen für Interpretationen. An meinem zweiten Nachmittag im Loro Parque schmeißen die Trainer zwei riesige blaue 1000-Liter-Plastiktonnen als Spielzeuge ins Becken. Die



Orcas werfen sie herum, beißen hinein, drücken sie unter Wasser. Nach fünf Minuten sehen sie aus wie zerdrückte Cola-Dosen. Dann füttern die Trainer die Orcas mit Heringen und Lodden. Sie schmeißen ihnen Eiswürfel in den Pool, Schneebälle und gelbe Gelee-Würfel, die dabei helfen sollen, die Tiere mit genug Flüssigkeit zu versorgen.

Fünfzehn Trainer sind den ganzen Tag damit beschäftigt, ihnen die Langeweile zu vertreiben, Frust im Keim zu ersticken. »Frustration«, sagt Eric Bogden, »ist bei einem so großen Raubtier nicht gut.« Bogden, 59, ist der Cheftrainer des Loro Parque. Er ist durchtrainiert, glatt rasiert, braun gebrannt, ein Amerikaner, der 20 Jahre jünger aussieht, als er ist. Bogden hat lange für Seaworld gearbeitet, als die Trainer sich dort noch von den Walen zehn Meter in die Luft schleudern ließen. Er hört auf einem Ohr nur noch schlecht. Das Trommelfell ist ihm bei einer Landung zerplatzt.

Bogden hat eine besondere Beziehung zu Morgan. Oft begleitet sie ihn wie ein Hund am Beckenrand entlang. Wenn er Übungen mit ihr macht, hat man manchmal den Eindruck, dass sie nicht mehr ist als ein ferngesteuerter Automat; so schnell und präzise folgt sie seinen Handzeichen. Dreht sich nach links und rechts, wackelt mit der Flosse, kommt aus dem Wasser und lässt sich massieren. Bogden fragt sich, wie die Welt sich wohl für sie anfühlt. »Sie ist immer etwas fremd. Die anderen Wale kommunizieren die ganze Zeit im Pool. Sie bekommt das nicht mit. Es muss eine merkwürdige, stille Welt sein für sie.«

Während ich ihm bei seiner Arbeit folge, darf ich eine gelbe Linie nicht übertreten, die in etwa zwei Meter Abstand zum Wasser gezogen worden ist. 2011 hatte Keto, einer der zwei riesigen Orca-Bullen im Loro Parque, bei einer Übungsshow seinen Trainer unter Wasser gestoßen, gerammt und gebissen. Der Trainer starb an seinen inneren Verletzungen.

Jeden Tag säubern die Trainer die Zähne der Tiere mit Geräten, die wie Kärcher aussehen. Die Orcas legen ihr Kinn auf den Beckenrand und öffnen die mächtigen Kiefer. Dann spritzen die Trainer ihnen die Zähne ab. Viele der Tiere haben aufgebohrte oder kaputte Zähne, die zweimal am Tag desinfiziert werden müssen. Die



Orcas kauen an den Gittern und an den Betonwänden. Bei Morgan sind die Vorderreihen der Zähne teilweise fast bis auf den Gaumen abgerieben.

Zwei ehemalige Tierärzte des Loro Parque, die beide anonym bleiben wollen, erzählen mir später, wie schwer sie sich mit der Orca-Haltung getan hätten. Beide hatten irgendwann verstanden, wie schlecht die Bedingungen für die Tiere in den Becken waren, egal wie sehr die Trainer sich anstregten, für Abwechslung zu sorgen. Eine Ärztin sagt, dass sie bei Endoskopien Farbteile von der Beckenwand und Silikon, das zur Abdichtung des Pools benutzt wurde, im Magen der Tiere gefunden habe. »Die Orcas haben ständig an den Wänden genagt«, erzählt sie. »Das Immunsystem der Orcas war geschwächt durch das sterile Wasser und den Stress der dysfunktionalen Gruppe. Sie waren oft krank. Sie bekamen leicht Pilzinfektionen und bakterielle Erkrankungen. Wir haben ihnen immer wieder Antimikrobiotika geben müssen.« Die zweite Tierärztin sagt, es sei für jeden offensichtlich gewesen, dass die Wale nicht in einen Zoo gehörten. »In den Pools ist es nahezu unmöglich, diesen großen, anspruchsvollen Raubtieren ausreichend Anreize zu bieten.« Beide Veterinärinnen haben den Glauben an die Orca-Haltung verloren.

Javier Almunia, der Leiter der Stiftung des Loro Parque, schrieb, die Aussagen der Tierärztinnen seien »spekulativ«. Es gebe keine Beweise, dass die Immunsysteme der Tiere im Zoo schwächer seien als in der Wildnis. Auch habe sich keiner der Veterinäre jemals darüber beschwert, dass den Tieren zu oft Medikamente verabreicht worden seien.

Die beiden Ärztinnen halten die gesundheitlichen Probleme der Tiere für derart gravierend, dass sie heute die Züchtung von Orcas komplett ablehnen.

Dafür ist es bei Morgan inzwischen zu spät: Im Dezember 2017 verkündete der Loro Parque, dass Morgan trächtig sei. Der Zoo behauptet bis heute, dass es ein Versehen gewesen sei. Der Leiter der Stiftung, Javier Almunia, vermutete mir gegenüber, dass die Orcas den Akt womöglich durch die Gitterstäbe der Pool-Tore hindurch vollführt hätten.



Am 22. September 2018 wurde das Kalb geboren. In einem Video von der Geburt sieht man Morgan, die immer engere Kreise schwimmt. Die kleine Schwanzflosse kommt als Erstes. Morgan legt sich auf die Seite, krümmt ihren Körper, und dann kommt das Kalb, in einem Schwall aus Blut, und schwimmt los, als hätte es nie etwas anderes getan.

Nichts bereitet einen darauf vor, wie es sich anfühlt, vor einem Drei-Tonnen-Tier zu stehen, das Blickkontakt herstellt. An meinem dritten Tag im Loro Parque kommen Morgan und Ula, ihr Kalb, zu mir geschwommen. Ich lege meinen Kopf auf die Seite, nach links. Daraufhin dreht Morgan ihren Körper ebenfalls nach links. Ich lege meinen Kopf nach rechts. Wieder folgt sie mir. Ich verstecke mich hinter einer Metallstrebe. Sie spuckt einen großen Wasserstrahl durch ihre Zähne hindurch auf meinen Notizblock. Das Wasser riecht süß, leicht nach Chlor und nach Algen, nach Meerestier. Später bringt mir Ula ein kleines Blatt ans Fenster, kaum größer als ein 2-Euro-Stück. Sie hebt es mit ihrem Maul auf und trägt es ganz sanft bis vor meine Augen und lässt es dann zu Boden sinken. Das Blatt ist das einzige Objekt im Pool, der sonst kahl und glatt ist. Sie wiederholt das Spiel mit dem Blättchen und mir mehrere Male.

Ich kann verstehen, wieso man diesen Tieren nah sein möchte. Aber vielleicht liegt da bereits das Problem. Es ist ein egoistisches Bedürfnis. Es geht von uns aus, nicht von ihnen. Sie geben sich mit uns nur ab, weil sie keine andere Option haben.

Bis heute verbringt Ula jede Nacht allein im kleinen Medizinpool des Parks, der nur zwölf Meter lang, sieben Meter breit und vier Meter tief ist, die Maße eines Hotelpools. Eric Bogden sagte mir, dass Morgan »manchmal etwas grob« mit ihrem Kalb umspringe. »Sie ist eine taube Mutter, und das führt hin und wieder zu Frustration. Ula kriegt manchmal Angst vor den großen Walen und ist dann lieber alleine.«

Als ich da war, erlebte ich Momente, die nach Zufriedenheit aussahen: wenn Ula sich über Morgans Rücken legt wie ein Schal; wenn sie sich von Eric Bogden massieren lässt, am Bauch und am Rücken, und dabei die Augen schließt; wenn sie



eine der Tonnen aus dem Becken schmeißt. Aber dann gibt es immer wieder Phasen der Apathie.

Orcas in der Wildnis bewegen sich permanent. Selbst wenn sie schlafen, schwimmen sie ganz langsam eng beieinander. Der tiefste Tauchgang eines Orcas, den Wissenschaftler aufgezeichnet haben, maß 1087 Meter. Viele Gruppen tauchen regelmäßig tiefer als 250 Meter. Sie können mehr als 100 Kilometer in 24 Stunden zurücklegen. Ein Orca, dessen Bewegungen über 90 Tage aufgezeichnet wurden, schwamm in dieser Zeit mehr als 5400 Kilometer, von Baffin Island in Kanada bis zu den Azoren.

Morgan trieb manchmal mehr als eine halbe Stunde einfach an der Oberfläche, oft direkt vor dem Gitter zum Medizinpool, in dem Ula eingesperrt war, und bewegte sich nicht. Von Weitem sah sie aus wie ein großer Sack, der alle paar Minuten tief ein- und ausatmete. Ein gerettetes, benutztes Wesen. In der Ferne, hinter dem Pool, konnte man das Meer sehen. Schaumkronen auf windiger, wilder See. Es war unerreichbar weit weg.



Kann man an der Macht ein guter Mensch sein?

Politik gilt als ein Spiel von Intrige, Demütigung und Rache. Angela Merkel hat dabei nicht mitgemacht – und war gerade deshalb erfolgreich

Von Bernd Ulrich, DIE ZEIT, 26.08.2021

Dies ist ein Text über eine wahrhaft ungewöhnliche Frau, über Gut und Böse in der Politik und über eine Tragödie, die aus der Zukunft kommt und seit einer Weile ebendiese Frau erreicht hat. Es wird nicht um Merkels frühe biografische Prägung gehen, sondern um eine politische Methode, die sie erfunden hat, weil ihr gar nichts anderes übrig blieb. Nicht gemutmaßte Motive spielen die entscheidende Rolle, sondern wetterfeste Wirklichkeit. Es ist eine schöne Geschichte, eine rührende mitunter. Aber sie geht nicht wirklich gut aus. Weder für sie noch für uns.

Die Grundmuster ihrer Politik sind bekannt: Merkel kam aus drei Fremdheiten, Frau in einer Männerpartei, Ostdeutsche in einem westdeutsch geprägten Politikbetrieb, promovierte Physikerin und politische Amateurin unter lauter Berufspolitikern, die vorher Juristinnen waren oder Lehrer. Das hat es ihr anfangs schwer gemacht, doch im Laufe der Zeit erwies sich gerade dieses Anderssein als großer Vorteil. Schließlich kann es sehr helfen, nicht mit dem System identisch zu sein, an dessen Spitze man steht.

Ansonsten: Merkel war einmal erfolglos programmatisch, das war bei ihrem neoliberalen Ausflug von 2005, der sie beinahe die Kanzlerschaft gekostet hätte. Und danach nie wieder. Eher unauffällige Wahlkämpfe hat sie geführt, ihre Legitimation erwuchs daher weniger aus der Zustimmung zu einem Programm als durch ihre Kompetenz in Krisen. In denen hat Angela Merkel dann auch grundlegende, zuweilen sogar anstrengende Veränderungen durchgesetzt, unpolitische Politik, wenn man so



will, aber erfolgreich. So weit, so gut. Was seltsamerweise nicht so bekannt ist: Angela Merkel konnte nur erfolgreich sein, weil sie revolutionär war, weil sie etwas ganz Neues gemacht hat. Und noch macht.

Ein Schauspieler, der das Offensichtliche sieht

Mitte Juli 2021. Wir befinden uns im Garten des alten Einstein, eines Berliner Cafés, in dem auch Merkel oft gegessen hat, es ist nur wenige Schritte vom Konrad-Adenauer-Haus entfernt, der CDU-Parteizentrale. Jetzt sitzt hier ein gut gelaunter Ulrich Matthes, einer der bekanntesten deutschen Schauspieler, und denkt über die Frage nach, was die Ära Merkel denn nun ausmacht. Matthes ist für dieses Thema gleich doppelt qualifiziert, zum einen ist er politisch interessiert und informiert wie sonst nur Menschen, die dafür eigens bezahlt werden. Zum anderen ist er mit Angela Merkel seit vielen Jahren befreundet. Nach einiger Überlegung sagt er: »Ich möchte damit bitte nicht zitiert werden, mit so einer Formulierung macht man sich ja komplett lächerlich, zumal in Berlin, aber das Entscheidende ist doch: Merkel ist ein guter Mensch.«

(Später wird Ulrich Matthes das Zitat dann doch freigeben.)

Guter Mensch, im Ernst? Was soll damit gemeint sein? Dass sie Leuten in der Not beigegeben hat wie etwa Guido Westerwelle, als er tödlich an Leukämie erkrankte? Das fiel dann aber in die Kategorie »Privat ist sie ganz anders«. Matthes meint es alltäglicher und zugleich politischer.

»Wenn Angela Merkel an einem mehr oder weniger offiziellen Abendessen teilnimmt und jemand ist dabei, der nicht ins Gespräch hineinkommt, dann ist es die Bundeskanzlerin, die ihn reinholt.«

Das wäre in der Tat besonders, meist brauchen ausgeprägte Machtmenschen einen am Tisch, den sie als Watschenmann benutzen können, für die Stillen haben sie eher kein Auge.

Matthes zählt noch mehr Beispiele auf, Merkels Fähigkeit etwa, ihre Umgebung, ja die Gesellschaft insgesamt zu entfenden. Schließlich frage ich den Schauspieler,



der schon Molières *Menschenfeind* und Shakespeares *Macbeth* gespielt hat: »Ein guter Mensch, der in der Politik dauerhaft erfolgreich ist, ist das im Kosmos eines William Shakespeare überhaupt vorgesehen?«

Er denkt kurz nach und lacht: »Nein, wirklich nicht!«

Und nicht nur beim großen Dichter der Vergangenheit, auch bei uns nicht ganz so großen Politikjournalisten der Gegenwart ist doch der gute Mensch an der Macht undenkbar, da geht es immerzu um den eigenen Vorteil, da wird intrigiert und gerächt, gedemütigt, geschwächt und gestürzt. Irgendwas ist hier falsch: das herrschende Bild von der Politik – oder Matthes' Bild von Angela Merkel. Also, kann das wirklich sein: dass eine Frau als Bundeskanzlerin 16 Jahre lang ein guter Mensch war?

Interessen statt Intrige

Aber, aber, aber ... Hat denn nicht gerade sie, Merkel, reihenweise Männer, die ihr im Weg standen, rücklings erledigt? Es fing an mit dem Vorsitzenden des Demokratischen Aufbruchs, Wolfgang Schnur, später dann Helmut Kohl und Wolfgang Schäuble. Unvergesslich unter den männlichen Opfern natürlich – schon weil er alle Welt bis heute ständig an die ungeheuerlichen, ruchlosen Vorgänge von vor 19 Jahren erinnert: Friedrich Merz.

18. September 2002. Das Wetter ist gut, der Waldboden federt, die Kreidefelsen sind weiß, Rügen eben. Angela Merkel hat Bürgerinnen und Bürger zu einem Spaziergang eingeladen, schließlich ist in vier Tagen Bundestagswahl, da muss dann eben auch gewahlkämpft werden. Die CDU-Vorsitzende trägt einen roten Strickpulli, eine schwarze Hose und Wanderschuhe, sie geht im Berliner Großstadt-Tempo. Dabei erklärt sie mir, warum es letztlich sogar etwas für sich gehabt habe, dass Edmund Stoiber an ihrer statt Kanzlerkandidat geworden sei. Sie könne noch nicht richtig staatsmännisch stehen und nicht richtig schreiten, nicht kanzlerisch genug, ist damit gemeint. Kurzum: Sie war noch nicht so weit.

Dann erzählt sie ganz ruhig und logisch, was passieren wird, wenn Stoiber verliert, wie es vier Tage später dann auch kommt. In dem Falle, so Angela Merkel,



sei ja klar, auch ihm, Stoiber, dass sie als CDU-Parteivorsitzende nach dem Vorsitz der Unionsfraktion greifen müsse. Schließlich sei das bei einer Oppositionspartei der weitaus einflussreichere Posten. Würde sie ihn dem amtierenden Fraktionsvorsitzenden, Friedrich Merz, überlassen, dann könnte sie auch gleich den Parteivorsitz niederlegen. Merkel analysiert nüchtern die Interessenlage, sie scheint auch gar nichts gegen Friedrich Merz zu haben, er kann halt nur nicht da bleiben, wo er ist.

So simpel ist die Lage: Da ist der Stoiber Edmund, der Merkel seit ihrem Wolfratshäuser Frühstück, als sie ihm die Kanzlerkandidatur angetragen hat, etwas schuldig ist, in diesem Fall die Zustimmung der CSU zu ihrem Griff nach dem Fraktionsvorsitz; da ist Angela Merkel, die ihre Macht zu konsolidieren hat; und da ist Friedrich Merz, der im Weg steht. Man braucht wirklich nur drei Finger, um auszurechnen, wie das ausgeht. Keine geheime Intrige also, nur offenkundige Interessen.

Angela Merkel ist nun am Ende des Spaziergangs, sagt den netten Rentnern von Rügen, die sowieso CDU wählen, dass sie bitte CDU wählen mögen, und steigt in ihren Dienstwagen.

Aber irgendwo in Deutschland muss in jenem Spätsommer 2002 zur selben Zeit ein Friedrich Merz gesessen haben, der Schwierigkeiten hatte mit seinen drei Fingern. Möglicherweise geblendet von der eigenen Brillanz, übersah er das Offenkundige. Auf diese Weise wurde in seinem Kopf aus obwaltenden Interessen unversehens eine Intrige dieser Angela Merkel aus dem Osten, die doch nicht mal in der Jungen Union gewesen war.

So oder so ähnlich muss die Redeweise von der männermordenden Merkel entstanden sein: in den Köpfen von Männern, die nicht selbst schuld sein wollten. Schauen wir uns die Liste noch mal an: Wolfgang Schnur wurde Opfer seiner Stasi-Verstrickungen; Helmut Kohl hatte illegale Parteispenden angenommen und weigerte sich, die Namen der Spender zu nennen, wählte also trotz der Illegalität; Wolfgang Schäuble wiederum hat von einem Waffenlobbyisten 100.000 D-Mark in bar



angenommen und darüber anschließend gelogen. Ja, was erwartet ein Politiker eigentlich, wenn er einen prall gefüllten Briefumschlag in seine Aktentasche stopft? Und eben Friedrich Merz, siehe oben. Alles selbst gemachte Niederlagen.

Letztlich weiß man nicht genau, ob Angela Merkel reihenweise Männer aus dem Weg geräumt hätte, wenn es denn nötig gewesen wäre. Allein: Sie sind ihr üblicherweise zuvorgekommen.

Halten wir fest: Bis hierher ist das Machtböse an Angela Merkel lediglich ein Gerücht.

Der gute Mensch von Mitte

(Vorsicht, jetzt kommt ein schwer erträglicher Absatz. Er handelt ausschließlich von dem, was gut ist an Angela Merkel, wer das nicht aushalten möchte, der möge zwischendurch »House of Cards« oder »Game of Thrones« gucken oder einfach weiterspringen zum nächsten Kapitel.)

Selbstverständlich kann die Abwesenheit von politischer Blutrünst allein nicht schon als Beweis dafür gelten, dass es das tatsächlich gibt: den guten und zugleich maximal erfolgreichen Menschen in der Politik. Im Falle von Angela Merkel kommt jedoch noch einiges hinzu. So ist sie beispielsweise nicht zu korrumpieren, am wenigsten mit Geld. Es steht darum nicht zu erwarten, dass sie nach ihrer politischen Karriere »in die Wirtschaft geht«. Merkel lässt sich nicht einmal durch Lob sonderlich bestechen (dadurch vielleicht am ehesten). Sodann verzichtete sie, soweit man weiß, in ihrer gesamten politischen Laufbahn darauf, andere absichtlich zu demütigen, auch Rache ist ihr weitgehend fremd; wo es Zerwürfnisse gab, strebt sie auch Jahre später oft noch nach Versöhnung. Kurzum: Alles, was Politikern gemeinhin unterstellt wird, fehlt bei ihr weitgehend, die Politik von Angela Merkel ist im Großen und Ganzen (über die Ausnahmen und Kehrseiten wird noch zu sprechen sein) kein schmutziges Geschäft.

Und was ist mit dem scheinbaren Höhepunkt des Merkelschen Altruismus? Muss nicht schon ihre Entscheidung vom 4. September 2015, die Grenzen für Hilfe



suchende Menschen offen zu lassen, als hinreichender Beweis ihrer Nächstenliebe gelten? Viele schalteten da bei der Interpretation ihres Tuns von kalter Physikerin flugs um auf Gutmensch aus dem Templiner Pfarrhaus. Nach dem Motto: *You can get the Merkel out of the Pfarrhaus, but not the Pfarrhaus out of the Merkel*. Aber so war es nicht. Die Bundeskanzlerin hatte damals nur die Wahl zwischen zu viel Brutalität, also Bildern, die Deutschland schwer geschadet hätten – und einer Politik, von der sie wusste, dass sie den Deutschen mehr Altruismus abverlangen würde, als ihnen zuzutrauen war.

Es war die historische Situation, die sie zum Gutsein zwang. Mehr als die Lektüre der Bergpredigt trieb sie wohl das akute Drama. Doch immerhin: Merkel war für den Zwang zum Guten empfänglich. Und sie fürchtete sich nicht davor.

Zum Schlechten, das ihr fehlt, kommen Qualitäten, die sie hat. Etwa die Fähigkeit, sich politisch zu verlieben in neue Leute, einfach so, auch wenn sie ihr eigentlich fernstehen oder Mühe bereiten. So war es bei Alexis Tsipras, bei Philipp Rösler von der FDP und wohl auch mal bei Annalena Baerbock.

Sie ist und bleibt dabei nach all den Jahren neugierig, fleißig und uneitel. Mich selbst hat am meisten beeindruckt: das Verhältnis zwischen Angela Merkel und ihrer wichtigsten Mitarbeiterin, Beate Baumann, das im Übrigen einen eigenen Artikel, ja ein Buch wert wäre. Denn da geht es nicht bloß um wechselseitige Loyalität oder um Effizienz, sondern vor allem um Respekt, Zuneigung, Augenhöhe und Rollensouveränität. Wie die beiden Frauen seit fast drei Jahrzehnten miteinander umgehen, wenn sie sich weitgehend geschützt fühlen, ist wirklich bemerkenswert. Sie fallen sich ins Wort, streiten miteinander, ergänzen einander, erzählen Anekdoten im Duett, hören konzentriert auf die Einwände der je anderen, lachen viel. Man könnte es eine Freundschaft nennen, wobei sie sich immer noch siezen. Man könnte die Beziehung gleichberechtigt nennen, wenn nicht zu jeder Zeit sonnenklar wäre, wer von beiden die gewählte und damit zur Machtausübung legitimierte ist und wer die Assistierende.



Oft laugen in solchen Konstellationen die Chefs ihre Mitarbeiter auf Dauer aus, oder diese versuchen jene zu dominieren, auch das ist im Falle von Angela Merkel und Beate Baumann ausgeblieben. Man darf dabei nicht vergessen, unter welchem Druck diese Beziehung all die Jahre stand, angefangen von den Gerüchten, die es nicht verdient haben, hier benannt zu werden, über die Versuche, doppeltes Spiel mit ihnen zu treiben, bis hin zur Dämonisierung von Beate Baumann, der gegenüber sich viele eine Aggressivität erlaubten, die sie sich der mächtigen Kanzlerin gegenüber verkniffen. Das Ausmaß an Provokation, das mächtige Frauen für manche Männer darstellen, besonders für solche in der CDU und der CSU, kann da schwerlich überschätzt werden. Grosso modo muss man sagen: All das Gift hat die beiden nicht giftig gemacht.

Vielleicht hat hier der Anfang das Ganze bestimmt. Im Jahr 1992 stand Beate Baumann erstmals bei Angela Merkel vor der Tür. Die kam wegen eines komplizierten Bruchs auf Krücken, öffnete und lächelte. Das kann ja heiter werden. Wurde es dann auch.

Typisch, vor allem im Vergleich zu Armin Laschet, ist, dass Merkel sich auch über ihre Büroleiterin hinaus mit Menschen umgibt, die ihr ähnlich sind, unkorrupt, sachlich, verschwiegen und, was die Männer angeht: »minimalinvasiv« (Peter Altmaier). Gemessen daran schillert es beispielsweise in Armin Laschets Truppe charakterlich doch beträchtlich.

Okay, okay, das soll hier erst mal genügen. Die meisten werden an dieser Stelle ohnehin bereits sagen: zu schön, um wahr zu sein, glaubt doch kein Mensch. Darum soll hier nun jemand auftreten, der die Geschichte von der guten Merkel nicht glaubt, so gar nicht.

Fakt und Vorurteil

Robin Alexander von der *Welt* ist einer der bekanntesten und besten politischen Journalisten der Hauptstadt, ein sehr guter Rechercheur, auf allen Kanälen präsent, er kennt die CDU besser als die CDU sich selbst. Ab und an schreibt er einen Bestseller,



so auch kürzlich wieder, *Machtverfall* heißt er. Darin beschreibt Alexander akribisch Zersetzungsprozesse und Machtkämpfe am Ende der Ära Merkel und natürlich die Kanzlerin selbst. Etwas Erstaunliches ist ihm da gelungen, weil man beim Lesen das Gefühl bekommt, überall, wirklich überall mit dabei zu sein. Das politische Berlin an tausend Tischen, über jedem Tisch eine Lampe, und in jeder Lampe sitzt: Robin Alexander. Erstaunlich ist es auch deswegen, weil seine wichtigste Protagonistin gar nicht mit ihm gesprochen hat.

In der Politik, wie er sie zeigt, gibt es keine Sekunde ohne Kalkül, alle Beteiligten schauen ununterbrochen auf ihren Vorteil. Die innerparteilichen Vorgänge in der Union werden in den Kategorien der Psychologie, der Kriegsführung des 19. Jahrhunderts und der Kunst der Intrige verhandelt. Richtig spannend ist das und zugleich altbekannt, man möchte gar nicht mehr aufhören. Popcorn!

Besonders breiten Raum nimmt das Verhältnis zwischen der Kanzlerin und ihrer einstmals potenziellen Nachfolgerin Annegret Kramp-Karrenbauer ein. Da geht es um ein bitteres Abendessen der beiden bei einem Charlottenburger Italiener, um einen Amerika-Flug, bei dem AKK von Merkel nicht mitgenommen wurde, um eine Merkelsche Intervention zum Thüringer CDU-Debakel aus dem fernen Südafrika und, und, und. Der Machtkampf der beiden Frauen, der da in Alexanders Buch mit allen Mitteln ausgefochten wird, geht in seiner Lesart darauf zurück, dass AKK Merkel zum vorzeitigen Ende ihrer Kanzlerschaft drängen wollte, um sich selbst zur Kanzlerin wählen zu lassen, also Kalifin zu werden anstelle der Kalifin.

Genauso hat man sich Politik immer vorgestellt! Merkel entfaltet dabei – in diesem Buch – eine Perfidie, dass es eine Freude ist.

Fragt sich nur, ob es auch eine Realität ist.

Der blinde Fleck dieser Darstellung liegt darin, dass es den Grund für all die angebliche Kabale nicht so richtig gab. Einfach weil die SPD eher die Willy-Brandt-Statue in ihrer Parteizentrale eingeschmolzen hätte, als AKK mit einem Kanzlerinnenbonus zu versehen und auf diese Weise die Ära Merkel auch ohne



Merkel ins Unendliche zu verlängern. Der Versuch des Kanzlerinnentauschs hätte also aller Wahrscheinlichkeit nach mit von der CDU verschuldeten Neuwahlen geendet. Mit anderen Worten: Das Machtböse, um das es in dem Buch immerzu geht, hängt machtlogisch ein bisschen in der Luft. Heute pflegen AKK und die Kanzlerin übrigens einen sehr engen und vertrauensvollen dienstlichen Umgang.

Das in dem Buch angewendete Verfahren ist paradigmatisch für weite Teile des Hauptstadt-Journalismus, der – unausgesprochen – auf folgender Annahme über die Politik fußt: Bei allen infrage kommenden Motiven ist stets das niedrigste das ausschlaggebende. Das Anständige, ein Bemühen um das Gemeinwohl, Altruismus, Mitleid, Freundschaft – all das spielt bestenfalls eine Nebenrolle, geschieht vorzugsweise »in einem Moment der Schwäche«.

Aus der Tatsache, dass in der Politik die Machtfrage nie über einen längeren Zeitraum ganz ignoriert werden kann, wird geschlossen, dass der Machtvorteil stets alles dominiert. Die Aufgabe des politischen Journalismus scheint also zu sein, bei allem, was geschieht, den logisch bösesten Punkt freizulegen. Allein, so ist die Welt meist nicht, sie ist gemischerter. Es handelt sich bei dieser Heuristik des Bösen lediglich um ein Verfahren zur Herstellung von kritisch scheinendem Journalismus, nicht zum umfassenden Abbilden von Wirklichkeit. Weswegen es dann in solchen Artikeln und Büchern leicht mal zu einem erbitterten Machtkampf ohne triftigen Machtgrund kommen kann.

Man kann natürlich fragen, ob Gut und Böse in der Politik überhaupt sinnvolle Kategorien sind. Nur: Wenn das Böse, das Niedrige, das Gemeine, das Egoistische, das Brutale und Perfide als unausgesprochene Voraussetzung und allgegenwärtige Triebkraft des Politischen gelten, dann bedarf es des »Guten« mindestens als komplementärer Suchrichtung, um ein vollständiges Bild zu erhalten. Es gilt, das Gute zu entlarven.

Wenn nun Angela Merkel ein leidlich guter Mensch in der Politik sein sollte, so nimmt es nicht wunder, dass dies über Jahrzehnte hinweg weithin unentdeckt blieb, denn es ist schlicht nicht vorgesehen. Für Merkel war dieses Missverständnis stets von



Vorteil, weil es sich die anderen so furchtbar kompliziert machten mit ihr, sie verbrauchten wesentlich mehr Zeit, um Merkels Tun zu verstehen, als Merkel, um etwas zu tun.

Das Gute und das Eitle

Gemeinhin gilt das Gute als ein Minus zur Macht. An diesem Klischee sind auch diejenigen Politikerinnen und Politiker schuld, die sich besonders moralisch gerieren und ihr eigenes Guter-Mensch-Sein ständig im – gern auch vergeblichen – Kampf gegen die Kräfte der Finsternis meinen demonstrieren zu müssen. Bis ganz nach oben schaffen sie es selten, und wenn doch mal, dann halten sie sich dort nicht. Aus zwei Gründen: Zum einen verschwenden sie mit ihrer moralischen Aufregung zu viel Energie, zum anderen korrumpiert ihre moralische Eitelkeit ihren moralischen Anspruch.

Und bei Merkel?

Mitte Februar 2015, in einem Restaurant. Merkel, jemand aus ihrem Umfeld und ich. Sonst lässt sich Angela Merkel bei Gesprächen, zumal beim Essen, relativ wenig von den Geräten ablenken. Doch an diesem Abend gibt ihr Blackberry unentwegt Geräusche von sich, und sie schaut auch drauf. Unhöflich ist das in diesem Falle freilich nicht, eher Weltpolitik *to go*. Denn es sind keine guten Nachrichten, die sie sich da ansieht, eigentlich sind es sogar richtiggehend gefährliche, auch empörende Neuigkeiten.

Wenige Tage zuvor hat die Bundeskanzlerin endlose Stunden mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin, seinem ukrainischen Pendant und Kriegsgegner, Petro Poroschenko, sowie Präsident François Hollande in Minsk zusammengesessen, um einen Vertrag über das Ende der militärischen Auseinandersetzungen in der Ostukraine auszuhandeln. Sehr viel stand auf dem Spiel an jenem 11. Februar 2015, denn die Offensive der von Russland ausgerüsteten Truppen konnte von den ukrainischen Streitkräften allein nicht gestoppt werden. Die Europäer wiederum wollten sich militärisch nicht einmischen, weil das in einer



direkten Konfrontation mit Russland hätte enden können. Schon wurde von ganz Washington, außer von Präsident Barack Obama, die Forderung nach Waffenlieferungen an die Ukraine erhoben, mit unabsehbaren Folgen.

Auch für Merkel persönlich war der Einsatz hoch. Denn erstmals hatten die Amerikaner in einem so bedeutsamen geopolitischen Konflikt die Verhandlungsführung aus der Hand gegeben. Die Rolle hatte Merkel übernommen.

Pling. Die Tinte auf dem Vertrag ist noch nicht trocken, da setzt Wladimir Putin seine Truppen in Gang, um ihn zu brechen. Und wie reagiert Merkel? Sie ist aufmerksam, vielleicht sogar etwas alarmiert, aber aufregen tut sie sich offenbar nicht.

Pling. Die russischen Truppen beginnen die Stadt Debalzewo zu überrennen. Merkel zeichnet mit dem Finger eine Bahnlinie auf die weiße Tischdecke und erläutert das mutmaßliche Ziel von Putins Vertragsbruch, die Einnahme dieser wichtigen Gleise. Sie geht davon aus, dass Putin erst mal Ruhe geben wird, wenn er sein taktisches Ziel erreicht hat. Der Abend findet dann noch Platz für andere Themen.

Wenn Angela Merkel ein guter Mensch in der Politik sein sollte, so ist Wladimir Putin außenpolitisch das genaue Gegenstück. Ähnlich intelligent wie sie, dabei skrupellos. Merkel kommt aus Respekt vor den Gesprächspartnern fast immer pünktlich, er kommt regelmäßig zu spät, um zu zeigen, wer der Wichtigere ist. Putin ist stets auf Demütigung und kleine schmutzige Siege aus, selbst in Minsk hat er es sich nicht nehmen lassen, Merkel kurz vor der Pressekonferenz eine unhandliche Figur zu überreichen, die für ihre Jackentaschen zu groß war, einfach nur, um sie in Verlegenheit zu bringen. Wohin mit dem Ding? François Hollande erbarmte sich schließlich und ließ es in seiner Hosentasche verschwinden.

Putin hintertreibt, er lügt, er spielt, und er provoziert. Doch gehören zum Provozieren immer zwei. Angela Merkel ist diese zweite nicht. Sie regt sich einfach nicht erkennbar auf, ganz zu schweigen von einer für ihn wahrnehmbaren Gegenreaktion.



Auch an jenem Abend im Restaurant, als Putin den Vertrag bricht und Merkel weiß, dass ihre Worte niemals zitiert werden würden, schaut sie auf das Böse, das der russische Präsident da mal wieder veranstaltet, eher ornithologisch: Was für ein seltsamer Vogel.

In der Innenpolitik verhält es sich ganz ähnlich, wobei da niemand ein vergleichbares Talent zur Niedertracht hat wie der russische Präsident, alles Amateure des Bösen. Für Herablassung allerdings reicht es. Dieser Begriff ist zu hören, wenn es beispielsweise um die Präsidiumssitzungen der CDU in den ersten Jahren von Merkels Kanzlerschaft geht. Die Ministerpräsidenten Roland Koch (Hessen), Christian Wulff (Niedersachsen), Peter Müller (Saarland) und Günther Oettinger (Baden-Württemberg) hätten sich dort, so heißt es, regelmäßig derart herablassend gegenüber Angela Merkel aufgeführt, dass es einem den Atem verschlagen konnte. Roland Koch bestreitet das auf Nachfrage. Man habe sich ganz normal verhalten, entsprechend der eigenen Macht und Stärke, meint er, vermutet aber, dass so eine Einschätzung nur von einer Frau kommen könne, die dabei gewesen sei. Da hat er ganz recht, und so kann man sein Dementi getrost als Bestätigung nehmen.

Die Frau, die mir davon erzählt hat, war übrigens nicht Angela Merkel. Die hat all dieses Männer-Theater im Präsidium weitgehend weggeatmet; nicht nur zum Provozieren, auch zum Demütigen gehören immer zwei.

Hier liegt wahrscheinlich eines der tieferen Geheimnisse ihrer sehr spezifischen Form von Machterwerb und Machterhalt begründet. Das Gute ist bei ihr nicht eitel, es muss sich nicht aufspulen an den bösen Taten anderer. Es geht Merkel nicht darum, sich als guter Mensch zu erweisen oder gar zu zeigen, es geht ihr darum, Politik zu machen.

Würde man übrigens Merkel selbst fragen, ob sie ein guter Mensch ist, würde sie vermutlich genervt abwinken. Was dann sehr für die Richtigkeit der These spräche.

Das Gute und die Effizienz



Wenn das Gute in der Politik tatsächlich gar kein Minus zur Macht bedeutet, weil nicht die scheinbare Naivität des Guten zum Problem in politischen Kämpfen wird, sondern bloß der Narzissmus des Guten, so hätte das enorme Weiterungen, nicht nur für die Aktualität von Shakespeare, sondern auch für die moderne Politik. Zum Beispiel könnte man sich nicht mehr damit herausreden, Politik sei nun mal ein schmutziges Geschäft, um auf diese Weise die eigenen Taten und Untaten zu rechtfertigen. Mehr noch: Das Vierteljahrhundert, um das es hier geht, zeigt, wie sehr das Barock des Bösen Merkels Gegner geschwächt hat und sie auf Dauer reihenweise ermattet auf die Seite sinken ließ.

Das ganze Spiel von Rache, Demütigung und Intrige, das Pflegen von Freundschaften, die in Wahrheit nur Waffenbrüderschaften sind, das Sich-Abarbeiten an Feindschaften – stellt all das, so menschlich es uns scheinen mag, heute nicht eher ein Minus zur Macht dar? Welche Kraft muss es Willy Brandt, Helmut Schmidt und Herbert Wehner gekostet haben, einander unablässig zu belauern und zu befehlen? Oder Gerhard Schröder und Oskar Lafontaine? Und warum war der gesamte Andenpakt der CDU – ein Bund damals junger Männer zur gegenseitigen Karriereförderung – weniger erfolgreich als die Frau, die aus der Sauna kam? Und wovon genau war Joschka Fischer eigentlich so tief ermattet, als er 2005 im besten Politiker-Alter von 57 Jahren theatralisch ankündigte, sich aus der Politik zurückzuziehen? Ist das Böse nicht vielleicht sogar das Luxus-Produkt einer privilegierten Gesellschaft, handelt es sich am Ende bloß um patriarchale Dekadenz?

Eine Antwort auf diese Fragen bietet die Genese des Guten als Methode bei Angela Merkel.

Denn es wäre bei Weitem zu blauäugig, das Gute der Angela Merkel allein auf das Pfarrhaus zurückzuführen, dem sie entstammt. Kann es sein, dass dieses Gute, rein politisch betrachtet, so etwas wie das Nebenprodukt der Machtkonstellation war, auf die sie traf, als sie ihren Aufstieg begann? Sie war ohne starken Landesverband, ohne die in gemeinsamen JU-Jahren erworbenen Seilschaften, ohne Andenpakete. Zudem fehlte ihr die manipulative Kraft großer Redner, schließlich verfügte sie kaum über die



intime Kenntnis des westdeutschen politischen und medialen Systems. Darum konnte sich Merkel den Stil der anderen schlicht nicht leisten.

Wer keine Truppen hat, muss vorsichtig sein mit der Trompete.

Angela Merkel war nie stark, weil es ihre Bataillone gewesen wären, stattdessen hat sie machtpolitisch immer bergauf gekämpft. Sie besaß dabei jedoch die ungeheure Gabe, den Verlauf des Machtflusses vorauszuahnen, das logische Ende als Erste zu sehen und sich so zur Agentin dieses Resultats zu machen. Macht heißt, den Willen des anderen brechen zu können, sagt man. Bei Merkel bedeutet Macht viel öfter: die Interessen aller zu verstehen und das Gemeinsame dieser Interessen zur eigenen Sache zu machen. Macht ist Ahnen mit Verstand.

Und dann war sie in den komplexen politischen Kämpfen eben kaum abgelenkt durch Gefühle und Erregungen, die der Philosoph Peter Sloterdijk »thymotische Energie« nennen würde. Damit meint er Gefühle im Umfeld von Ehre, Stolz, Kränkung und all dem anderen Kitsch, mit dem wir unsere Ego-Höhle so gern dekorieren.

Auf diese Weise hat Angela Merkel aus ihrer strukturellen machtpolitischen Defensive heraus etwas vorweggenommen, das den westlichen Gesellschaften insgesamt bevorsteht: In dem Maße, da sie ihre privilegierte Stellung gegenüber dem Rest der Menschheit verlieren und da ihre ausbeuterische Praxis gegenüber der Natur auf sie selbst zurückschlägt, können sie sich ineffiziente, patriarchale, böse Politik einfach immer weniger leisten. Es sei denn, sie würden das Böse so gut beherrschen wie Wladimir Putin. Aber danach sieht es gottlob nicht aus.

Guter Mensch, schlechte Politik

Wie schön wäre es, wenn dieser Artikel hier vorbei sein könnte: die Effizienz des Guten, Merkel als Avantgarde für den Westen, Happy End. Aber so ist es leider nicht. Die Sache geht noch weiter, und sie wird von hier an auch tragisch.

Um mit dem Banalsten zu beginnen: Angela Merkel ist natürlich nicht nur gut, sondern allenfalls mehr gut als böse und gewiss öfter gut als andere in diesen



Machthöhen. Ansonsten: Sie zeigt ihre legendäre Verhandlungshärte auch gegenüber Freunden, wenn sie es für nötig hält, sie ghostet, sie ist oft schroff zu Fotografen (zu Fotografinnen etwas weniger), sie kann schnippisch sein, nörgelt zuweilen und regt sich hinter den Kulissen dann doch auf. Selbst die Demütigungen kann sie nicht bei allen Menschen gleich gut wegatmen, Horst Seehofer beispielsweise hat wohl immer wieder den Schmerzpunkt bei ihr gefunden, da war sie manchmal gar nicht cool.

Für die eine oder andere Rede vor den Delegierten der CDU hat sie auch schon mal tief in die Ressentiment-Kiste gegriffen. Beim Karlsruher Parteitag im November 2010 etwa polemisierte sie in diesem Ton gegen grüne Atomkraftgegner: »Die hämischen Kritiker (...) mischen sich unter die Demonstranten in Gorleben, natürlich nicht, ohne vorher den Dienstwagen abgestellt zu haben, schön von der Polizei bewacht. Wenn sie dort nicht sind, liebe Freunde, dann sind sie irgendwo, wo sich ihr Beitrag zum Erfolg unseres Landes wahrlich in Grenzen hält.« Wenige Monate später ist die Bundeskanzlerin dann wegen Fukushima aus der Atomkraft ausgestiegen. Ja, diese Angela Merkel gab es auch.

So, nun ist es gesagt.

Aber das eigentliche Problem liegt nicht da, wo Merkel von sich selbst abweicht, das wäre ja leicht. Problematischer scheint, dass in ihrer Amtszeit die Politik zwischenzeitlich aufgehört hat, ein wutverarbeitendes Gewerbe zu sein, und nur noch wutabweisend funktionierte. Das lag an Merkels Stil der Entfeindung fast aller politischen Gegnerinnen. Nur jene entfeindete sie nicht, die den Merkelschen Anstandsraum verließen, wie es etwa Thilo Sarrazin mit seinem leicht rassistischen Buch *Deutschland schafft sich ab* tat. Das kommentierte Merkel mit dem legendären Urteil: »Nicht hilfreich.« Folgerichtig entstand außerhalb des Merkel-Orbits eine eigene Partei für die Wut und das Ressentiment, die AfD erwarb sich gewissermaßen die Lizenz zum Bösen.

Regelrecht tragisch ist, dass weder gute oder wenigstens sachliche Motive noch die Methode des Guten allein schon gute Ergebnisse garantieren, manchmal sogar



ganz im Gegenteil. Das Böse liegt dann weder in der Absicht noch in der Form, sondern im Ergebnis.

Anfang August. Ursula von der Leyen lächelt ein anderes Lächeln als jenes, mit dem sie sich sonst die Schneisen durch Kritik, Missgunst und politischen Alltag bahnt. Wir sitzen auf einer überdachten Terrasse und schauen in den strömenden Regen. Endlich Regen. In der Nähe stehen drei riesige Eichen, die schon den Dreißigjährigen Krieg erlebt haben sollen und seit Neuestem Äste abwerfen, weil sie krank sind. Die Eichen drohen zu verdursten, nun müssen sie bewässert werden.

Ursula von der Leyen kann der These vom guten Menschen Merkel einiges abgewinnen, obwohl auch sie, die enge Wegbegleiterin, schon ihre unschönen Kämpfe mit Merkel hatte. Einer davon wurde öffentlich, das war im Jahr 2010, als von der Leyen 24 Stunden lang als künftige Bundespräsidentin gehandelt wurde, obwohl Angela Merkel im Hintergrund bereits Parallelverhandlungen mit Christian Wulff führte, wovon die vermeintliche Kandidatin jedoch nichts wusste. Das erzeugte einen Riss, aber keinen Bruch, die beiden Frauen haben sich alsbald ausgesprochen, und gut war's.

Etwas anderes, etwas noch Wichtigeres hingegen blieb merkwürdig unausgesprochen, nämlich dass sich Angela Merkel für eine Weile Ursula von der Leyen als ihre Nachfolgerin im Kanzleramt hätte vorstellen können. Merkel deutete es nur an. Doch um Kanzlerin zu werden, hätte sich von der Leyen mit der CDU arrangieren müssen, der sie stets noch fremder gegenüberstand als Merkel selbst. Dieser Versuch blieb aus, eine gewisse Enttäuschung kam auf. Doch auch die verschwand spätestens einige Jahre danach in einem für beide Frauen glücklichen Moment rückstandslos. 2019 hat Merkel ihrer alten Freundin geholfen, Präsidentin der EU-Kommission zu werden.

Aber was ist nun mit den Ergebnissen von Politik, was ist zum Beispiel mit dem Jahrhundertproblem? Von der Leyen räumt ohne Zögern ein, dass sie selbst beim Thema Klimakrise eine Spätbekehrte ist. Erst vor zwei Jahren wurde ihr so richtig



bewusst, wie dramatisch die Lage ist, gerade rechtzeitig, um den grünen New Deal zum zentralen Projekt ihrer EU-Präsidentschaft zu machen.

Und vorher? Vorher hat sie wie so viele andere, vielleicht wie die halbe Republik, gedacht: Darum kümmert sich die Angela, die ehemalige Umweltministerin und, nun ja, Klimakanzlerin. Und? Kümmerte sie sich? Nur auf den Hinflügen zu den Klimakonferenzen, auf den Rückflügen schon weniger.

Ursula von der Leyen neigt wirklich nicht zur Melancholie, nun aber schon. Die Klimakrise nicht ernst genug genommen zu haben, ist eben kein Fehler wie jeder andere. Weil die Folgen bleiben, für immer. Und die Eichen bewässert werden müssen.

Das alles schmerzt sie, doch immerhin kann Ursula von der Leyen nun ihre ganze Kraft darein legen, die Krise zu begrenzen, schließlich ist die EU ein ziemlich wichtiger Player im großen globalen Klimaspiel. Angela Merkel hat diese Chance verpasst, sie hört jetzt auf und kann sich an jeden Strand der Welt legen. Doch an allen Stränden steigt der Meeresspiegel.

Von der Leyen gehört auch zu den Menschen, die mit Merkel zusammen diesen anderen Stil geprägt haben und untereinander eine wirklich erstaunliche Solidarität pflegen. Alles in dem Gespräch mit von der Leyen ist *off the record*, und dennoch bleibt alles, was von der Leyen über Merkel sagt, sehr fair und freundlich, fast zärtlich. Freundinnen an der Macht. Zum Schluss, der Regen hat aufgehört, hüpfen drei winzig kleine Frösche über die Terrasse, Ehrenwort! Das Leben kann sehr kitschig sein.

Und sehr brutal.

Abgründe

Am 20. August 2020 treffen Greta Thunberg, Luisa Neubauer und zwei andere Aktivistinnen von Fridays for Future im Kanzleramt auf Angela Merkel. Der Tag ist extrem heiß, die Begrüßung freundlich distanziert, aber das mag an Corona liegen. Die Erwartungen der jungen Frauen sind hoch, denn sie wissen, dass Angela Merkel weiß, worum es geht. Anders als viele andere Staatschefs, die sie schon getroffen haben, hat



Merkel wirklich Ahnung vom Stand der Klimakrise. Umso mehr fühlen sie sich von ihr vor den Kopf gestoßen, als Merkel ihnen sagt, dass sie es für nicht mehr realistisch hält, die Erhitzung der Atmosphäre auf 1,5 Grad zu begrenzen. So empfinden sie Merckels Botschaft: Schön, dass ihr jungen Leute das fordert, aber ich weiß halt, wie die Welt tickt.

Das weiß die Kanzlerin allerdings, schon deswegen, weil sie diese Welt, die da immer tiefer in die Krise gerät, selbst an führender Stelle mitgestaltet hat.

Nicht zum ersten Mal schleicht sich da bei Merkel ungewollt eine Spur Zynismus ein, wenn es um die Klimapolitik geht. Schon im Jahr zuvor kommentierte sie das dürftige Klimapaket, das ihre Regierung vorgelegt hat, mit den Worten: »Politik ist, was möglich ist.« Damit verbat sie sich praktisch jede Kritik. Im Falle des Klimapakets allerdings verstieß das Mögliche beiläufig gegen die Verfassung, wie das Karlsruher Gericht dieses Jahr feststellte.

Merkel kommt mit dem Thema emotional und intellektuell nicht so richtig klar, sie kriegt ihre Kenntnisse über die Klimakrise und ihre Kenntnisse über die Politik nicht zusammen. Bei ihrem mutmaßlich letzten Sommer-Auftritt vor der Bundespressekonferenz im Juli 2021 laviert Merkel erneut herum, als sie sich dafür rechtfertigt, dass ihre Klimapolitik laut wissenschaftlicher Evidenz, die sie selbst herbeizitiert, zu langsam ist: »Jetzt würde Luisa Neubauer wahrscheinlich sagen, dann müsse ich mich halt mehr anstrengen. – Dann würde ich sagen, dass ich mich anstrenge und auch versuche zu überzeugen, dass wir dafür aber auch parlamentarische Mehrheiten brauchen. Für diese zu kämpfen, ist meine Aufgabe.«

Wäre gewesen, muss man da allerdings sagen. Tatsächlich hat Merkel zu keiner Zeit das Klima ins Zentrum ihrer Politik gestellt, ihren Namen damit verbunden, eine eindringliche Rede im Fernsehen gehalten oder was auch immer. Sie ist niemals an die Grenze ihrer Möglichkeiten gegangen wie in der Flüchtlingskrise. Sie hat auch die allsommerliche Häufung von Symptomen der Klimakrise nie zum Anlass genommen, das Nötige durchzusetzen. Einen Atomunfall im fernen Japan nutzte sie für den Ausstieg aus der Atomenergie. Der sterbende deutsche Wald, Hochwasser und Dürren



in der ganzen Welt, Abertausende Hitzetote daheim waren hingegen keine Gründe für eine Klimaoffensive.

Natürlich war Merkel beim großen Unterlassen nicht allein, auch die anderen Parteien, die meisten Medien und der Autor dieses Dossiers haben es lange nicht dringlich genug gemacht. Nur war sie es eben, die an der Spitze stand. Der gedachte Disput mit der Aktivistin, den Merkel da vorgetragen hat, ist in Wahrheit ein innerer Monolog der Kanzlerin über ein Thema, mit dem sie anscheinend noch nicht fertig ist.

Im Nachhinein betrachtet vollzieht sich in Merkels politischer Biografie ein fundamentaler Wechsel vom 20. zum 21. Jahrhundert. In der Vergangenheit kam das Böse aus totalitären Ideen, dunklen Charakteren und üblen Methoden, Wladimir Putin ist da noch ganz klassisch 20. Jahrhundert. Heute hingegen kann sogar ein guter Mensch an der Macht durch Unterlassen, durch den Mangel an Konzentration das Böse befördern. (Weswegen auch der oben beschriebene Journalismus, der auf das Freilegen böser Motive und Machenschaften zielt, für die Gefahren des 21. Jahrhunderts ungefähr so geeignet ist wie die Wasserpistole für den Waldbrand.)

Während Merkels Zeit als Kanzlerin hat sich gewissermaßen die Fließrichtung unserer Gesellschaft verändert. Früher, vielleicht bis Mitte der 2010er-Jahre, lief es gut, es sei denn, es passierte irgendwas Dramatisches. Mittlerweile läuft das Land immer tiefer in Krisen, nicht nur in die Klimakrise – wenn nichts Dramatisches passiert.

Auch die Corona-Krise zeigte der Öffentlichkeit zwischendurch eine fast verzweifelte Kanzlerin, die nicht mehr vermochte, die am Tisch sitzenden Interessen, die sie in ihrer Kanzlerschaft groß und größer hat werden lassen, noch mit den wissenschaftlichen Notwendigkeiten zusammenzubringen. Schließlich brach noch Afghanistan über Merkel herein wie ein bitterer Kommentar zu den Kehrseiten ihrer großen Kanzlerschaft: Da fiel die Kultur des Zu-Spät mit der Kultur des Zu-Wenig auf tragische Weise zusammen.



Merkel hätte ihre Methode ändern müssen, von schöpferischer Krisenbewältigung zu entschlossener Krisenprävention. Allerdings stand ihr dabei ausgerechnet ihr Erfolgsrezept im Weg: die vorhandenen Interessen erkennen und sich selbst zur Agentin ihrer logischen Schnittmenge machen. Die gegebenen Interessen sind halt selten auch die künftigen.

Auch das ist dann eben ein Ergebnis von 16 Jahren eines guten Menschen im Kanzleramt: Die Grundlagen für ein gutes menschliches Leben und damit die materiellen Voraussetzungen für die Demokratie sind tatsächlich in Gefahr.

Konnte Merkel das alles wissen? Musste sie es? Wenn ja, ab wann? Wie sehr beschädigt es ihr politisches Werk? Wer will das schon beurteilen? Ich jedenfalls nicht.

Eine fast zufriedene Frau

Wenn man darüber nachdenkt – es ist schon verrückt, was mit den letzten beiden Bundeskanzlern nach ihrer Abwahl geschehen ist. Helmut Kohl hat sich in seinen letzten Jahren vorwiegend damit beschäftigt, sein Lebenswerk zu verteidigen, als wäre es eine Zitadelle. Er sprach und schrieb wie aus Schießscharten in die Welt; Ärger, Verachtung, ja Hass richtete er dabei mit besonderer Inbrunst gegen langjährige Weggefährten. Wer immer Kohls Selbstbild störte, wurde von ihm verstoßen.

Schröders Stil ist ein anderer. Doch dass er sich dem autokratischen Herrscher einer konkurrierenden Macht andient und sich von ihm bezahlen lässt, wirkt wie ein dauerhaft aufgerichteter Mittelfinger gegen die politische Klasse, zu der er gehört, und gegen die Partei, der er alles zu verdanken hat.

Aber warum? Anscheinend haben Kohl wie Schröder in ihrer politischen Karriere, die sie an die Spitze aller Möglichkeiten und Privilegien getragen hat, ungeheuer viel Groll angehäuft, Verletzungen gesammelt, von denen sie nicht lassen wollten. Wenn das Amt seinen Inhaber nicht mehr bindet, bricht das alles offenbar hervor, das Böse fordert seinen Zins.



Man soll mit politischen Prognosen generell vorsichtig sein, aber eines lässt sich schon sagen: So wird es bei Angela Merkel nicht werden.

Merkel hat wegen ihres Charakters und wegen der Methode des Guten einfach nicht so viel dunkle Energie angereichert, als dass da etwas ausbrechen könnte. Eine unverseuchte Ex-Kanzlerin, die erst mal lange schlafen wird und dann mal sehen – darauf jedenfalls kann man sich freuen.



Was bleibt von den Ertrunkenen?

*Sie gibt den Geflüchteten ihre Namen zurück – und den Lebenden Gewissheit. Die Forensikerin Cristina **Cattaneo** identifiziert die Toten des Mittelmeers. Eine fast unlösbare Aufgabe*

Von Susanne Kippenberger und Julia Proisinger, Der Tagesspiegel 14.02.2021

Frau **Cattaneo, wenn irgendwo ein Flugzeug abstürzt, reisen Forensiker aus aller Welt an, um die Toten zu identifizieren. Sinkt ein Schiff voller Geflüchteter im Mittelmeer, passiert nichts. Warum?**

Wenn diese Menschen Europäer wären, würden wir längst daran arbeiten. Auch bei einem Tsunami in Thailand mit europäischen Opfern stehen die Gerichtsmediziner Schlange, um zu helfen. Diskriminierung, Rassismus, nennen Sie es, wie Sie wollen. Die Hautfarbe der Opfer macht einen Unterschied. Aber ich glaube, viele verstehen auch nicht, warum es so wichtig ist, Leichen zu identifizieren. Sie halten die Identifizierung der Toten für einen Luxus, der etwas mit deren Würde zu tun hat, aber nichts mit den Lebenden.

Man könnte argumentieren: Wir geben kaum genug Geld für die lebenden Geflüchteten aus.

Es geht aber fundamental um die Rechte der Hinterbliebenen, um ihre seelische Gesundheit. Wer nicht weiß, wo seine Mutter ist, kann nicht weitermachen. Uneindeutiger Verlust heißt das in der Fachsprache, man kann nicht anfangen zu trauern, das führt zu Krankheiten. Identifizierung ist ein Menschenrecht.

Aus den Junta-Jahren in Argentinien weiß man, dass es Folter ist, Menschen über ihre Angehörigen im Unklaren zu lassen.

Und während in Südamerika die Verwandten der Verschwundenen ein Netzwerk geschaffen haben, mit dem sie sich gegenseitig stützten, sind die Menschen, über die wir gerade sprechen, allein. Weil sie so verstreut leben, nicht die Mittel haben, sich zu verbünden. Das Ganze hat auch elementare praktische Aspekte. Wir sind auf Waisen gestoßen, die in somalischen Lagern zurückgelassen worden waren, und die die Todesurkunden von Mutter und Vater brauchten, um mit ihrer Familie, die schon in Europa lebt, vereint zu werden. Leute können nicht heiraten, keine Rente beziehen. Eine Sozialarbeiterin erzählte mir von einem Patienten, der einen dieser Unglücksfälle überlebt hatte. Während er glaubte, zu ertrinken, dachte er: Wer wird meiner Mutter sagen, dass ich tot bin?



Tausende Ertrunkener ohne Passagierliste zu identifizieren – geht das überhaupt?

Es ist schwierig, aber nicht unmöglich. Unsere Arbeit gleicht einem gigantischen Puzzle. Wir sammeln Post-mortem- und Ante-mortem-Daten. Also die Informationen des Leichnams, DNA, Narben, Tätowierungen – und dann die Angaben, die wir nur durch Angehörige bekommen: DNA der nahen Verwandten, Fotos von Tattoos oder Informationen über Zahnbehandlungen, Knochenbrüche. Erst wenn man diese beiden miteinander abgleicht, gilt eine Person als wissenschaftlich identifiziert. Bei einem Flugzeugabsturz wissen wir, wo die Leichen sind, kennen die Namen der Angehörigen. Bei Geflüchteten können die Verwandten im Herkunftsland, auf der Flucht oder schon in den Vereinigten Staaten sein. Viele Angehörige leben jedoch bereits hier. Das heißt, Europa hat die Möglichkeit, die Ante-mortem-Informationen zu sammeln. Tut das aber bislang nicht.

In Ihrem Mailänder Labor lagern die Proben von mehr als 1000 toten Geflüchteten. Einige sind 2013 vor Lampedusa ertrunken, andere 2015 auf dem Fischkutter „Barcone“. Wieso diese beiden Fälle?

Was 2013 passiert ist, hat das italienische Gewissen aufgerüttelt. Man hat die Menschen mit eigenen Augen vor der Küste ertrinken sehen. In der italienischen Regierung gab es schon seit 2007 einen Kommissar für Vermisste mit einem kleinen Büro. Mein Universitäts-Labor „Labanof“ hat mit ihm zusammengearbeitet, weil wir seit 20 Jahren zu nichtidentifizierten Leichen forschen. Wir fragten: Warum will niemand wissen, wer die Toten dieses Unglücks sind? Keiner ruft die vorhandenen Informationen ab, keiner fahndet nach den Angehörigen. Es gab Stimmen, die sagten, wir wissen gar nicht, wie viele weitere Leichen am Meeresboden liegen, fangt bloß nicht an! Und dann gab es noch die Behauptung: Diese Leute suchen nicht nach ihren Verwandten.

Eine zynische These.

Das konnten wir nicht glauben. Deswegen haben wir gesagt: Lasst es uns versuchen. Dieses große Unglück von Lampedusa haben wir als Pilotstudie untersucht. Die Polizei hatte DNA entnommen, die Leichen beschrieben, circa 400 Tote. In ganz Europa haben wir einen Aufruf gestartet, durch NGOs und Botschaften, und dann Sprechstunden angeboten, zu denen Verwandte kommen konnten.

Und, kamen sie?

Mehr als 80 Familien! Sie haben Geld für ihre Anreise zusammengekratzt, standen vor dem Institut, schliefen vor den Sälen. „Diese Leute“ suchen sehr wohl nach ihren Lieben. Wir müssen eine Sammelstelle für die Daten all dieser inzwischen rund 60 Unglücke einrichten.



Währenddessen geschah 2015 die größte Katastrophe dieser Art im Mittelmeer, mit geschätzt mehr als 1000 Toten. Diesmal entschied Premier Matteo Renzi, die „Barcone“ für 9,5 Millionen Euro bergen zu lassen und ins sizilianische Melilli zu bringen.

Ein Moment der Zivilisation. Aber ich glaube, ihm war die Bedeutung seines Handelns nicht ganz klar. Er sagte ja: Wenn es ein Flugzeug wäre, würden wir es auch hochholen. Den Leuten gebührt dieselbe Würde wie uns. Ihm war nicht bewusst, was die Identifizierung bedeuten würde. Er stellte viel Geld zur Verfügung, um das Boot hochzuziehen, aber nicht, um die Leichen zu identifizieren. Eine Regierung, die so viel ausgibt, hätte doch noch 200 000 Euro da hinein investieren können.

Sie haben deshalb ehrenamtlich gearbeitet, zogen mit Ihrem Mailänder Team für drei Monate nach Sizilien, auf das Gelände der Marine in Augusta. Davon erzählen Sie in Ihrem Buch „Namen statt Nummern“.

Wir haben zwölf Universitäten zusammengebracht, viele freiwillige Pathologie-Studenten, die Feuerwehr, die Marine, alle packten an. Diese Zeit war magisch. Obwohl da natürlich Menschen darunter waren, die politisch anders dachten, haben alle sofort verstanden, worum es ging: jemandem seinen geliebten Menschen zurückzugeben. Ich erinnere mich an einen Admiral, der anfangs sehr distanziert war. Am Ende erzählte er uns von einer Rettungsaktion, bei der es ihm gelang, die Mutter, nicht aber das Baby zu retten. Plötzlich begannen alle miteinander zu reden, Leute aus Welten, die außerhalb dieses Projekts nicht unbedingt gut zusammenarbeiten.

Erinnern Sie sich an den Moment, als Sie das Boot das erste Mal sahen?

Es war spät am Abend, die Marine hatte die Öffnungen, die bei der schwierigen Bergung entstanden waren, mit schwarzem Nylontuch verdeckt. Ich dachte an Theseus, den Bezwinger des Minotaurus, wie er nach Athen zurückkehrt mit schwarzen Segeln, die schlechte Nachrichten bedeuteten. Es wirkte, als versuchten die Tücher die Toten zu schützen. Dann war das Boot da, die Feuerwehrleute bohrten zwei große Löcher in die Seiten, wir fingen an, die Leichen herauszuziehen.

Das Boot war für 30 Menschen gedacht, aber es befanden sich etwa 1000 darauf. Was hat Ihnen das Wrack über die Reise erzählt?

Die 28 Überlebenden schätzten die Belegung auf 1000 bis 1500. Die meisten waren junge Erwachsene zwischen 20 und 25, Jugendliche zwischen zwölf und 17 sind ebenfalls darunter, auch einen Milchzahn haben wir gefunden. Sie müssen eine grauenvolle Reise gehabt haben, von Anfang an eng gestapelt. Da, wo die Fischer ihren Fang ablegen, befanden sich zehn Lagen sich auflösender Körper mit dem Gesicht nach unten. Ich erinnere mich, wie ich meinen Arm in diese Schichten steckte, um herauszufinden, wie weit sie reichten – aber ich konnte kein Ende erkennen, ich fühlte



immer noch mehr Körperteile. Die Wände waren beschichtet mit Toten. Unter den Bodenplanken, in diesem 40 Zentimeter hohen Bereich, wo sich das Wasser sammelt, fanden wir die Skelette von Jugendlichen. Die Feuerwehr ging von mindestens fünf Personen pro Quadratmeter aus.

Viele an Bord waren in Fötus-Stellung gestorben.

Ich glaube, sie versuchten sich zu schützen, als das Boot in Turbulenzen geriet und kenterte. Nach den Erzählungen der Überlebenden ist die „Barcone“ sehr schnell gesunken. Aber so was dauert immer noch ein, zwei, drei, vier, fünf Minuten. Es gab keine Anker, keine Ketten an Bord. Die „Barcone“ war in den Tod geschickt worden. Mehr als 500 Leichen fanden wir allein an Deck. Und dann haben wir 30 000 Einzelteile gesammelt, Überreste von Körpern, die Zeit und Wasser durcheinandergebracht haben. Das heißt, technisch ist es sehr, sehr schwierig.

Sie haben auch Dokumente gefunden, oft säuberlich in den Saum der Kleidung eingnäht. Zumindest da müsste die Identifizierung doch möglich sein.

Denkt man, aber meist gaben sie uns nur einen Hinweis auf das Herkunftsland, eine Adresse fanden wir nicht. Es braucht nicht viel, um sich vorzustellen, was die Mutter oder der Jugendliche gedacht haben, als er sein Zeugnis, seinen Blutspendeausweis oder seine Bibliothekskarte in die Tasche gesteckt hat. Sie haben auch oft Mementos aus ihren Ländern, kleine Säckchen Erde in Cellophan beispielsweise. Das hat mich emotional umgehauen, denn es ist genau das, was ich gemacht habe als Teenager.

Sie selbst wuchsen als Italienerin in Nordamerika auf. Verstehen Sie, wie es ist, irgendwo fremd zu sein?

Ich wurde 1964 in Italien geboren, dann zogen wir nach Kanada, wo mein Vater als Ingenieur arbeitete. Kanada ist eine softere Variante der USA, sie nennen sich Schmelztiegel. Ich wurde dennoch als Italienerin gehänselt, habe also zumindest eine Ahnung davon, wie es sich anfühlt, nicht dazuzugehören. Am Ende der Sommerferien in Italien habe ich stets Erde und Blätter von den Bäumen gesammelt und sie mitgenommen. Wir müssen die Menschen daran erinnern, was diese Kinder in ihren Taschen hatten, weil es das ist, was unsere Kinder in den Taschen haben.

Jetzt schauen Sie, als habe Sie das überrascht.

Ich hatte, egal wie liberal ich zu sein glaubte, nicht damit gerechnet, wie ähnlich wir Menschen einander sind. Wir haben Handys gefunden, SIM-Karten, Tastaturen, Geräte zum Musikhören, Brieftaschen voller Fotos, Liebesbriefe, Tagebücher, Kalender, Cartoons. Einige hatten Dokumente der UNHCR dabei, die bescheinigten, dass sie Geflüchtete waren. Dazwischen Schokoriegel, Cola. Ein Unterschied: Viele von ihnen trugen Datteln als Proviant in den Hosentaschen.



Das Cover Ihres Buches zeigt eine Zahnbürste. Welche Informationen können Sie denn daraus ziehen?

In diesem Fall hatte die Zahnbürste ein Jahr im Wasser gelegen. Andernfalls ließe sich DNA daraus gewinnen. Viele glauben, die sei die Lösung für alles. Politiker sagten: Zieht das Boot raus, nehmt ein bisschen DNA, das war's. Nein! Um einen Leichnam zu identifizieren, brauchen Sie nicht nur die DNA des Toten, sondern auch die eines nahen Verwandten. Und die leben möglicherweise in Herkunftsländern, wo es schwierig ist, Kontakt aufzunehmen. Die meisten werden von Geschwistern gesucht oder Halbgeschwistern, das macht die Identifizierung mit DNA höllisch schwer.

Was dann?

Wir sind zu älteren Methoden zurückgekehrt, aber mit neuer Technik. Wenn Sie gut erhaltene Leichen haben, kann man Muttermale und Narben übereinanderlegen und wissenschaftlich identifizieren. Das Gleiche mit Zähnen. Oft brachten die Geschwister Fotos von Facebookaccounts mit, da lächeln die jungen Leute auf Geburtstagsfeiern, eine Menge Information. Wir haben gelernt, neue Algorithmen zu entwickeln, um ohne DNA zu identifizieren, wenn wir kein oder nur ein partielles Profil haben. Das war auch eine gewaltige wissenschaftliche Lektion.

Sind Fotos nicht eher gefährlich? Beim Tsunami wurden 30 Prozent der Toten aufgrund von Bildererkennung falsch identifiziert.

Absolut! Erkennung anhand von Bildern ist heikel, das ist kein wissenschaftlicher Vorgang. Wenn eine Mutter uns vom Tattoo am Bein ihres Sohnes erzählt, eine schwarze Katze, reicht es nicht zu sagen, wir haben einen Körper mit einer drauffätowierten schwarzen Katze, das ist er. Was wir brauchen, ist ein Foto des Tattoos am lebenden Menschen. Und wenn das detailliert genug ist, können wir es auf ein ebenso gutes Foto des Toten, aus derselben Perspektive, legen. Dann sehen wir, zum Beispiel, kleine Falten auf der Haut. Das ist eine biologische Identifizierung!

Sie sind mit einem Lieferwagen voller Ausrüstung nach Sizilien gefahren sind. Welches ist Ihr wichtigstes Instrument?

Eine ausgezeichnete Kamera. Wir machen Fotos aus verschiedenen Perspektiven, manchmal sogar Scans, nutzen das Messbildverfahren, um 3D-Modelle des Gesichts oder Körpers anzufertigen. Außerdem brauchen wir einiges, um in den Körper einzudringen: Skalpelle, Messer, die Kreissäge, mit der man die Knochen schneidet, die ein Messer nicht schafft. Und dann müssen wir Proben von Knochen und Organen nehmen, da benötigen wir sterile Ampullen, die wir dann einfrieren. Also muss auch ein Tiefkühlgerät ins Auto.

Außerdem müssen Sie körperlich stark sein für Ihre Arbeit ...



... und mental! Physische Kraft braucht man, weil einige der Toten gesunde, starke 18-Jährige waren, die zum Teil kalt- oder tiefgefroren sind. Die muss ich dann entkleiden. Wenn wir etwas finden wie ein Zeugnis, sagt erst mal lange niemand was.

Was half Ihnen nach einem besonders schlimmen Tag?

Wir haben die Abende draußen verbracht – Sizilien ist wunderschön. An den Wochenenden sind wir nach Syrakus oder Catania gefahren. 2000 Jahre Geschichte! Auf der Marinebasis gab es sehr freundliche Menschen und viele Hunde, die uns am Abend Gesellschaft leisteten. Ich habe zwei Straßenhunde von dort nach Hause mitgebracht, sie schlafen gerade hier auf dem Sofa.

Sie schildern das gute Essen auf dem Armeegelände. Ein Gegengift?

Die Köche der Marine gehören zu den besten der italienischen Armee. Es gab Fisch, gebratene Auberginen, wir saßen beisammen, aßen, erzählten, diskutierten. Kein Gegengift, nur ein bisschen Erleichterung. Aber dann kommt alles zurück.

Vor der Bergung haben Sie die Feuerwehrmänner gebrieft, was auf sie zukommen würde.

Wir mussten ihnen zeigen, wie man eine Leiche birgt, die ein gutes Jahr lang im Wasser gelegen hat, 400 Meter tief. Zieht man die am Arm, wird man den in der Hand halten, vom Körper getrennt. Sie sollten also gucken, ob noch Gewebe als Bindeglied vorhanden war, zwischen Kopf und Hals, Arm und Torso. Für uns ist es sonst schwierig, den Kopf dem richtigen Körper zuzuordnen. Außerdem mussten sie wissen, dass der Geruch und der Anblick grauenhaft sein würden. Ich sagte: Denkt dran, sie alle waren das Kind von jemandem, die Eltern von jemandem. Eine Schwierigkeit war auch, wie man sich den Leichen näherte, sie lagen ja übereinander. Wir wollten nicht auf sie treten, um sie nicht zu zerstören, aber auch aus Respekt. Die Feuerwehrmänner haben sich im Liegen und Krabbeln behutsam fortbewegt.

Der Geruch von Leichen begleitet einen tagelang, heißt es. Sind Sie immun dagegen?

Nein. Man wird gegen gar nichts davon immun. Viele Studenten kommen in den Autopsie-Raum mit einer Salbe unter der Nase. Das macht es nur schlimmer, dann wird man beispielsweise Minze immer mit Leiche verknüpfen. Anfangs wusch ich meine Klamotten jedes Mal, nachdem ich an einem verwesenden Körper gearbeitet habe. Zwei Mal! Ich konnte es weiter riechen. In Wahrheit war es in meinem Kopf. Manchmal ist es schwer, sich vorzustellen, dass das, was jetzt die Summe der verwesenden Gerüche ist, mal eine Person war. Aber niemals, wirklich niemals wird man immun.

Als Sie aufs Boot kamen, roch es nach Ammoniak.



Das passiert, wenn Fliegen ihre Eier in die Leichen legen, der Verwesungsprozess fortschreitet. Der Geruch ist scharf, steigt einem in die Luftröhre, legt sich auf die Bronchien. Da müssen wir uns beeilen. Wir haben ein System entwickelt, sofort flüssigen Stickstoff auf die Körper zu blasen und auch aufs Boot, damit es sich nicht aufwärmte. Je wärmer es ist, desto schneller die Verwesung. Die Feuerwehrleute trugen Atemschutzmasken.

Gibt es Rituale, Momente der Andacht, bevor Sie die Leichen verabschieden?

In Melilli haben wir die Leichen nach der Autopsie in Säcke gesteckt mit ihrer Nummer, dann kamen die Bestatter mit den Särgen in den Hangar, legten die Leichen in die Säcke hinein, schrieben die Nummer provisorisch auf die Säрге. Am Ende des Tages brachten sie eine kleine Plakette an der Spitze an, die nicht verwesen würde. Mein Ritual war es, jeden Abend zu überprüfen, ob alle Nummern korrekt übertragen worden waren. Ich glaube, es war mein Weg, Abschied zu nehmen, den Teil der Geschichte abzuschließen. Sie sind jedoch alle noch offen, denn wir haben ja die Proben hier im Labor, die Bilder der Leichen, die Habseligkeiten der Menschen. Wir müssen ungefähr 1000 DNA-Profile erstellen und haben bisher erst 180 geschafft, uns fehlt einfach das Geld. Ende 2021 werden es hoffentlich 400, 450 sein. 100 Prozent werden wir nie erreichen, das ist unmöglich. Aber wir können alle Länder zum Mitmachen aufrufen.

Die Arbeit an den Leichen klingt hart. Noch schwieriger jedoch, schreiben Sie, sei es, mit den Verwandten zu sprechen.

Vom 2013er Unglück in Lampedusa haben wir knapp 100 Angehörige gesprochen, vom anderen Fall erst zwei. Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes trifft die meisten in den Herkunftsländern. Das ist der schwierige Teil, denn die Angehörigen reagieren ganz unterschiedlich. Manche sind traurig, verzweifelt. Andere sind sehr wütend – dazu haben sie jedes Recht. Nicht nur, weil ihre Lieben tot sind, sondern auch, wie sie gestorben sind. Wir haben so viele Geschichten gehört. Die des jungen Mädchens, das seinen Studienplatz in Europa schon hatte und das Schiff nahm, weil ihm der Pass fehlte, um zu fliegen. Die der 20-Jährigen, die vor einer schrecklichen Gefahr fliehen. Und die Wut wird verschlimmert dadurch, dass sie wie Nichts behandelt werden. Weil Europa sich nicht um die Leichen schert, das ist eine klare Botschaft des Desinteresses. Aber wir kommen nicht nur dem Tod und der Tragödie nahe, sondern auch dem Leben, das die Menschen davor geführt haben. Wessen Tochter war sie, was mochte sie, welche Arbeit hatte sie, welche Sorgen. Plötzlich beginnen die Knochen, an denen wir gearbeitet haben, lebendig zu werden. Ja, das ist schwierig.

Sie kontaktieren die Verwandten oft nicht aktiv, weil es sie in Gefahr bringen könnte. Wie überbringen Sie die Nachricht, dass Sie überhaupt suchen?



Es klingt verrückt, dass wir 2021 nicht in der Lage sind, Leute darüber zu informieren, dass wir nach ihren Verwandten fahnden. Aber es ist wirklich ein Problem. In Eritrea beispielsweise gelten Menschen, die das Land verlassen, als Verräter, ihre Angehörigen werden bedroht, wenn es rauskommt. Ich traf auf eine Frau, die gefoltert wurde, weil ihr Ehemann geflohen war. Ihr ganzes Gesicht war verbrannt worden. Wir können die Informationen also nicht einfach in weltweite Datenbanken einspeisen, wie es bei heimischen Fällen ginge. Man muss über sichere Kanäle mit den Menschen in Kontakt treten.

Warum haben Sie sich für Rechtsmedizin entschieden, normalerweise wird man Arzt, um zu helfen?

Ich habe gelernt, dass auch die Forensik den Lebenden hilft, wenn es beispielsweise um Kindesmissbrauch geht oder häusliche Gewalt. Ich war aber eh nie Ärztin, habe zuerst Biologie studiert, dann Anthropologie. Und Archäologie war meine große Liebe: Die Vergangenheit durch ein Skelett zu rekonstruieren. Manchmal arbeiten wir heute noch an Überresten der alten Römer. Bald wollte ich etwas Konkretes machen, die Welt retten, ich war jung und idealistisch. Da habe ich die Forensik entdeckt; mir wurde klar, dass ich mit Pathologie und Biologie die neueste Geschichte rekonstruieren kann: einen Mord – oder eine Identität.

Welches Modell für Europa schlagen Sie vor?

Jedes Land sollte ein Büro haben, das kann die Polizei sein, ein Labor, wie bei uns, oder die Gemeinde, wo Informationen über die Toten zusammenlaufen. Da können die Angehörigen hinkommen, wenn sie nach ihren Lieben suchen. In Italien wird es mehr Daten über die Toten geben, in Deutschland mehr von den Lebenden. Es müssten sichere Orte sein. Viele NGOs raten von Interpol oder der Exekutive als Ansprechpartner ab, weil sich Verwandte, die sich in einer illegalen oder kniffligen Migrationssituation befinden, vielleicht nicht dort melden. Diese Zentren würden miteinander kommunizieren, wir haben doch diese großartige Technologie! Jedes Land hat längst Büros, die sich ohnehin mit Identifikation beschäftigen. Es ist nicht mal besonders teuer oder kompliziert. Eher eine Frage des guten Willens.

Guter Wille lässt sich an Europas Flüchtlingspolitik eher nicht ablesen. Es gibt sogar die These, dass die europäische Grenzbehörde Frontex Geflüchtete absichtlich nicht rettet, um Nachahmer abzuschrecken.

Ich kann einfach nicht glauben, dass das wahr sein soll. Gestern hatten wir hier vier Minderjährige aus Tunesien, die die Polizei bei uns absetzte. Das passiert jede Woche, fünf Mal. Wir versuchen, ihr Alter forensisch einzuschätzen. Manche sind vielleicht älter, aber die, die minderjährig sind, müssen auch so eingestuft werden, weil ihnen das speziellen Schutz garantiert. Selbst ich hatte nach der ersten Begegnung, nachdem ich in ihr Leben eingetaucht war, eine völlig andere Perspektive. Ich habe beobachtet, wie



diese Geschichten die Haltung der hartherzigsten Kollegen verändert haben. Wenn wir also schon in der Schule aufklärten, würden viele anders denken. Ich glaube an die Überzeugungskraft dieser Objekte, Geschichten und Erfahrungen aus erster Hand. Auch aus den Gedenkstätten der Konzentrationslager kommen die Besucher als andere Menschen heraus.

Frau Cattaneo, Sie sind einfach eine unglaubliche Optimistin!

Muss ich sein, wenn ich in diesem Umfeld was bewegen will. Wir Forensiker sind ja ein bisschen Aschenputtel, treten immer gegen andere Disziplinen an, die wichtiger scheinen, weil sie die Lebenden betreffen. Unser Ziel ist schwieriger zu vermitteln, deshalb kriegen wir auch weniger Förderung. Aber: Die sonst so sterile Naturwissenschaft kann hier der Gesellschaft nützlich sein, findet nicht nur im Elfenbeinturm statt. Das tröstet mich.



Kein Filter für Rechts

„Die Mädels sind für das schöne Bild verantwortlich“, so offen sagt es eine Insiderin. Es sind vor allem Frauen, die Nutzer auf Instagram mit ästhetischen Bildern und subtilen Botschaften in die rechte Szene ziehen sollen. Emojis als Reichsflagge, Hashtags wie #heimatverliebt und AfD-Politiker, die für ein rechtes Modelabel posieren oder Accounts von Rechtsextremen folgen: Unsere Analyse tausender Instagram-Accounts zeigt, wie die rechte Szene auf der vermeintlich unpolitischen Plattform junge Menschen verführt. Und dass Instagram kaum etwas dagegen unternimmt. Eine Recherche in fünf Teilen.

Von Till Eckert, Alice Echtermann, Clemens Kommerell, Arne Steinberg, Celsa Diaz, CORRECTIV, 07.10.2020

<https://correctiv.org/top-stories/2020/10/06/kein-filter-fuer-rechts-instagram-rechtsextremismus-frauen-der-rechten-szene/>



Ganz starker Stoff

Pathé'O ist einer der wichtigsten Modeschöpfer Afrikas. Er nähte schon Hemden für Nelson Mandela – und sieht sich auch selbst als Kämpfer: Die Menschen sollen sich endlich von der Übermacht der westlichen Mode befreien

Von Barbara Achermann, ZEIT Magazin, 01.07.2021

Dem Schneider verschlug es die Sprache, als der südafrikanische Präsident so vor ihm stand. Nelson Mandela trug tatsächlich eines seiner Hemden, genäht aus einem blau bedruckten weißen Baumwollstoff, ein Muster wie der aufgewühlte Atlantik. Kein Wort habe er zur Begrüßung rausgebracht, erinnert sich der Schneider, noch nicht einmal Bonjour.

Die Begegnung mit Mandela fand im Juni 1998 statt, in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, Westafrika. Die Staatschefs des Kontinents trafen sich zu einer Versammlung der Afrikanischen Einheit. Pathé'O war damals ein noch ziemlich unbekannter Mann, geboren in einem Dorf in Burkina Faso. Nach Ouagadougou war er eingeladen, um den First Ladies während des Gipfels mit einer Modenschau die Zeit zu vertreiben. Und nach der Modenschau suchte ihn ein aufgeregter Minister auf, so erinnert sich Pathé'O: Er solle mit ihm kommen, ja, jetzt gleich, der südafrikanische Präsident wolle ihn sehen. Mandela, erzählt Pathé'O, habe ihn nach der Begrüßung schnell beruhigt. Er habe ihm mit der Hand über den Kopf gestreichelt. Er habe ihm gesagt, wie wichtig seine Schneiderarbeit für Afrika sei. Sie seien schließlich durch einen Garten spaziert, Hand in Hand sogar, "wie alte Freunde".

Heute ist der Schneider von damals ein wichtiger Modemacher. Wichtig nicht deshalb, weil er mit seinen Kleidern ein Vermögen gemacht hätte, sondern weil er mit ihnen das afrikanische Selbstbewusstsein stärkt.



Abidjan liegt am Atlantik, Elfenbeinküste. An einem Morgen im April 2021 steht Pathé'O an einem Schneidertisch in seinem Atelier und streicht über einen mit dunklen Punkten gesprenkelten Baumwollstoff. "Wir nennen dieses Muster moucheté, weil es aussieht wie Fliegenkacke." Wenn Pathé'O lacht, schüttelt er gleichzeitig den Kopf. Eigentlich heißt er Pathé Ouédraogo, aber da er und seine Marke längst eins sind, nennen ihn alle nur Pathé'O. Er sagt, er sei ungefähr 72 Jahre alt. So ganz genau weiß er es nicht, denn dort, wo er zur Welt kam, wurden die Geburten nicht schriftlich festgehalten. Groß ist er und elegant, mit einem sanftmütigen Gesicht. In Westafrika ist er so bekannt, dass kein Essen im Restaurant vergeht, ohne dass jemand ein Selfie mit ihm machen will.

Die Begegnung mit Mandela war ein Wendepunkt in seinem Leben, sagt er. Er verstand, dass das, was er tat, mehr war, als Leute zu kleiden. Es war – und ist bis heute – ein politischer Akt. "Un combat", sagt er: ein Kampf. Ein Kampf gegen die westlichen Attribute der Macht, die man auf seinem Kontinent verinnerlicht habe: Krawatte und Anzug für den Mann, das Deuxpièces aus Paris für die Frau. Ein Kampf für afrikanische Stoffe und Schnitte. Ein Kampf für die Dekolonialisierung der Mode

Und noch etwas war nach dem Treffen mit Nelson Mandela anders. "Die Leute rannten mir die Bude ein", Pathé'O lacht und schüttelt den Kopf. Es sprach sich herum, dass Mandela Pathé'O trug, Journalisten schrieben darüber. So wurde er in Afrika berühmt. Heute tragen viele afrikanische Staatschefs Pathé'O. Beweisfotos davon hat er rahmen und in seinem Atelier und in seiner Boutique aufhängen lassen: die Präsidenten Paul Kagame aus Ruanda, Roch Marc Christian Kaboré aus Burkina Faso, Alassane Ouattara von der Elfenbeinküste, König Mohammed VI. aus Marokko. Er mache sich nichts aus Politik, sagt Pathé'O, aber die Präsidenten seien gute Influencer. Manche von ihnen hat er mit seinem iPad abfotografiert, als sie zum Maßnahmen in seine Boutique in Abidjan kamen. Pathé'O macht eine wegwerfende Handbewegung: "Die meisten tragen meine Hemden nur in der Freizeit. Für wichtige Anlässe ziehen sie dann doch wieder ihr abendländisches Kostüm an: Hemd, Krawatte



und den für die Tropen viel zu warmen Blazer." Le combat, der Kampf, sei längst nicht ausgefochten.

Pathé'O faltet den Fliegendreck-Stoff in seinem Atelier zusammen. Es rattern mehr als dreißig Nähmaschinen, im Fernseher läuft ein Fußballspiel, Kunden drängeln sich durch die Gänge, Deckenventilatoren bewegen die schwere Luft. 52 Angestellte produzieren hier täglich rund hundert Kleidungsstücke. Pathé'O entwirft keine Haute Couture, sondern Mode für die gehobene Mittelschicht. Die Kleider fallen nicht durch Extravaganz auf, sondern durch ihre sorgfältige Machart. Muster und Farben sind für den westafrikanischen Kontext eher zurückhaltend. Ein Hemd kostet zwischen 60 und 200 Euro, ein aufwendiges Kleid auch mal 400 Euro. Den Jahresumsatz nennt Pathé'O nicht, geschätzt ist es, in Euro, ein einstelliger Millionenbetrag.

Mittlerweile gibt es viele Modemacher in Afrika, die sich auf die eigene Kultur beziehen, die mit lokalen Materialien und traditionellen Schnitten arbeiten: Die Nigerianerin Lisa Folawiyo kombiniert geometrisch bedruckte Stoffe mit Perlen und Pailletten, Laduma Ngxokolo aus Südafrika lässt sich von den religiösen Gewändern der Xhosa inspirieren. Pathé'O war ihr Wegbereiter. Denn er schuf bereits traditionelle Mode, als das noch nicht dem Zeitgeist entsprach.

Abidjan ist eine jener viel zu schnell gewachsenen Metropolen im Subsahara-Afrika. Heute leben hier rund 4,7 Millionen Menschen. Das Atelier von Pathé'O liegt in Treichville, einem der ältesten Viertel. Manche Häuser sind im Kolonialstil gebaut, die hübschen Balkone bröckeln, und die Seitenstraßen sind unbefestigt. Es ist ein Viertel, das nie ruht: Auch nachts werden hier noch Fernseher repariert, Schuhe geleimt und Autoreifen verkauft.

Pathé'O arbeitet seit einem halben Jahrhundert in diesem Viertel, anfangs viele Jahre in einem winzigen Raum mit einer Nähmaschine, die er sich nur zur Miete leisten konnte. Die erste eigene Nähmaschine kaufte er Anfang der Achtzigerjahre. Später, da hatte er bereits zwei Lehrlinge, wurde Miriam Makeba, die berühmte südafrikanische Sängerin, seine Kundin und dann eine Freundin. Ihr habe er auch die Begegnung mit Mandela zu verdanken, erzählt Pathé'O. Irgendwann, 1994 oder 1995



war das, stand Miriam Makeba plötzlich in seinem Atelier. Eine berühmte Sängerin in seinem Laden, das war schon unglaublich, aber nun wollte sie auch noch für den Menschen einkaufen, den Pathé'O bereits als Kind verehrt hatte: Nelson Mandela. "Er stand in Afrika für alles Gute." Sie bestellte fünf Hemden. Er legte noch zwei obendrauf, als Geschenk. Einige Wochen später erhielt er einen Dankesbrief des Präsidenten, "von Hand geschrieben!".

Etwa vier Jahre später, auf dem Treffen der Staatschefs, als Mandela eines dieser Hemden trug und als Pathé'O mit ihm Hand in Hand durch den Garten einer Villa spazierte, da fragte er Mandela nach diesem Brief. Was er gemeint habe mit diesem Satz ganz am Ende: "Das Afrika von morgen gehört denen, die Wohlstand schöpfen." Mandela habe es ihm so erklärt: Gibst du einem Schreiner ein Stück Holz, zimmert er daraus einen Stuhl. Gibst du einem Schneider ein Stück Stoff, näht er ein Hemd. Wer solche Fertigkeiten hat, treibt Afrika voran.

Mandela war für Pathé'O das Tor zur Welt: Als bekannt wurde, dass der Freiheitskämpfer seine Hemden trug, wurde er nach Paris, nach Indien und Südkorea eingeladen, freundete sich mit Designern wie Alphadi und Chris Seydou an, kleidete das Supermodel Naomi Campbell ein. Inzwischen unterhält er zwanzig Boutiquen, verstreut über den ganzen Kontinent. Dabei ist die Maison Pathé'O so altmodisch geblieben wie eh und je: Buch wird auf Papier geführt, die Internetseite wurde seit Jahren nicht mehr aktualisiert, einen Webshop gibt es nicht. Außerhalb Afrikas kann man seine Mode darum nicht kaufen. Wenn Pathé'O sagt, er gehe kurz in sein Büro, dann verzieht er sich in eine Art Abstellkammer. Er kann sich dort nicht mal hinsetzen, so voll ist das Zimmer.

Pathé'O hat einen subtilen Humor, der auch in seiner Mode aufblitzt. Eines seiner Kleidungsstücke heißt coupeur de route, Wegelagerer, und hat 120 aufgenähte Taschen. Er nimmt es vom Kleiderbügel, hält es vor sich hin und tut so, als suche er darin Kleingeld: "Das treibt jeden Dieb in den Wahnsinn."



Mode und Politik gehen in Westafrika auch deshalb gut zusammen, weil Stoffe und ihre Muster hier bedeutsamer sind als im heutigen Europa, sie sind so etwas wie Kurznachrichten, enthalten Botschaften. Diese können ein

Bekenntnis sein, ein Witz, eine Warnung oder sogar eine Beleidigung. Mit einem Stoff teilt man zum Beispiel mit: "Die Ehre meiner Mutter ist unendlich." Ein besonders populäres Muster, hell- und dunkelblau gestreift, bedeutet "Fick dich".

Das Wegelagerer-Kleid ist aus Faso Dan Fani gemacht, einem Stoff aus Burkina Faso, Pathé'O's alter Heimat. Faso Dan Fani ist aus weicher Baumwolle, von Hand gesponnen, gewoben und gefärbt. Pathé'O kann lange über die Schönheit dieses Stoffes reden, es ist sein Goldenes Vlies. Aus diesem Stoff sollte einst eine Revolution gemacht werden – und Pathé'O sollte dabei helfen.

Thomas Sankara war so etwas wie der Che Guevara Afrikas. 1983 wurde der Kommunist Präsident von Burkina Faso und wollte sein Land völlig lösen vom Westen: Seine Bürger sollten nur noch Waren aus Burkina Faso kaufen und Kleider aus Stoffen tragen, die im Land produziert wurden. Jeden Mittwoch mussten sich seine Beamten in traditionelle Gewänder kleiden. "Faso Dan Fani zu tragen ist ein ökonomischer, kultureller und politischer Akt, um den Imperialismus herauszufordern", sagte Sankara in einer seiner berühmten Reden. Aber er schaffte es nicht, den Imperialismus zu besiegen. Seine Bürger hassten den Stoff bald. Er war teuer und unpraktisch, denn er färbte ab auf die Haut. Die Menschen nannten das Tuch "Sankara kommt", nach dem Warnruf, der durch die Amtsstuben hallte, wenn der Präsident die Runde machte und die Beamten sich eilig umziehen mussten.

Einmal traf Pathé'O Thomas Sankara, im August 1987. "Sankara war unglaublich charismatisch", sagt Pathé'O. Aber er hätte, sagt Pathé'O, niemanden zwingen dürfen. Der Auftrag, den Sankara ihm damals erteilte, gefiel ihm allerdings: Er sollte moderne Kleidung aus Faso Dan Fani schneiden und sie auf einer Modenschau zeigen, um den Stoff populärer zu machen.



Sankara hat das Defilee nicht mehr miterlebt, er wurde zwei Monate nach dem Treffen ermordet, am 15. Oktober 1987. Die Idee hingegen, sie überlebte. Zusammen mit Spinnerinnen und Webern in Burkina Faso hat Pathé'O den Faso Dan Fani tatsächlich weiterentwickelt und beliebt gemacht. Der Stoff wurde weicher, dünner, färbt auch nicht mehr ab.

In einem Hinterhof, keine hundert Meter von der Maison Pathé'O entfernt, legen Frauen weiße Stoffbahnen auf dem Boden aus und besprenkeln sie mit dunkler Farbe. Sie färben das Fliegenkacke- Muster aus Mauretanien, das Pathé'O ebenfalls so gerne mag. Sie fertigen auch andere Muster, die Salat, Tafel oder Wolke heißen. Eine stundenlange Handarbeit. Sankara wird bis heute als Feminist gefeiert, weil er in der Textilindustrie Arbeitsplätze für Frauen schuf. Die Zuschreibung passt auch ganz gut auf Pathé'O. Denn er ist seit mehr als zehn Jahren Großabnehmer der Färberinnen. Allein in den kommenden zwei Tagen färben sie 120 Stoffbahnen für ihn.

Abends um halb neun ist es immer noch 25 Grad warm und Feierabend. Pathé'O steigt in seinen Toyota Land Cruiser, macht Rumba-Musik an und fährt mit überhöhter Geschwindigkeit durch die dunkle Stadt nach Hause. Er redet über gut gemeinte Altkleider aus Europa, die der einheimischen Textilindustrie schaden, und darüber, dass er selber einen Unterschied machen will, mit nachhaltigen Kleidern, die das Gegenteil sind von Fast Fashion. Doch da ist auch die stechend riechende Farblösung, welche die Färberinnen auf dem Gaskocher erhitzen. Darauf angesprochen, wiegelt Pathé'O ab, das Gebräu sei doch harmlos. Er schweigt eine Weile, während er über eine der vielen Brücken rast, welche die Lagunenstadt zusammenhalten, links und rechts schwarzes Wasser, in dem sich die Lichter der Bürotürme spiegeln. Als die Klimaanlage wirkt, beginnt er wieder zu reden, von den jungen Menschen, die im Mittelmeer ertrinken, und von seiner eigenen Emigration: "Damals war alles offener, die Grenzen und die Herzen." Seine Eltern waren Bauern in Guibaré, einem Dorf in Burkina Faso, lebten in einer Rundhütte mit Grasdach, ohne Strom und fließend Wasser. Das Essen sei ihnen nie ausgegangen, "aber wir mussten hart dafür arbeiten". Er erinnert sich, wie junge Männer aus seinem Dorf zwei Dinge aus dem Ausland



mitbrachten: ein Fahrrad und ein Radio. "So was wollte ich meinen Eltern auch besorgen." Also zog er fort aus seinem Dorf, im Alter von 14 Jahren, gemeinsam mit einem älteren Bruder, ins Ungewisse. Unterwegs schuftete er auf Kaffee- und Kakaopflanzungen, auf Reis- und Kartoffelfeldern.

Was den Westafrikanern heute Europa ist, war ihnen damals Abidjan: ein Ort voller Verheißungen. Doch als Pathé'O dort ankam, im Handwerkerviertel Treichville, musste er sich sein Essen zusammenbetteln. Ein Schneider nahm ihn schließlich als Lehrling auf. "Nur wer arm war, lernte Schneider." Neun Jahre dauerte die Ausbildung, nachts schlief er auf dem Nähtisch. Als er fertig war mit seiner Lehre, da war er Mitte zwanzig, machte er sich selbstständig.

Damals arbeiteten fast alle Schneider in der Gegend mit bunter, meist geometrisch gemusterter Baumwolle. Stoffe, die man als Europäer vor Augen hat, wenn man an Afrika denkt, Stoffe, die im Subsahara-Afrika an jeder Straßenecke verkauft und die hier Wax genannt werden. Stoffe, von denen Pathé'O sich mit den Jahren emanzipierte.

Wax hat seine Ursprünge in der Batiktechnik von der Insel Java. Die Niederländer, die Java als Kolonie hielten, industrialisierten diese Färbetechnik in Europa und exportierten die Tücher um 1900 erstmals auch nach Westafrika. Anders als in Indonesien, wo die industrialisierten Stoffe floppten, wurden sie in Westafrika ein großer kommerzieller Erfolg – und blieben es bis heute.

Die Elfenbeinküste hat sogar eine inländische Wax-Produktion. Das Unternehmen Uniwax gehört zur Vlisco-Gruppe, dem größten Textilkonzern der Niederlande. Einige der Hemden, die Pathé'O für Mandela nähte, auch noch nach dem prägenden Treffen, und die heute ikonisch sind, waren noch aus Wax. Aber er sagt, der Stoff sei ihm längst "zu dominant". Das afrikanische Handwerk interessiere ihn mehr.

Trotzdem war es wieder ein Hemd aus Wax, mit dem er es im vergangenen Jahr in die Vogue schaffte, in Harper's Bazaar und in die Elle. Er erzählt die Geschichte an



einem Sonntag. Er verbringt ihn daheim bei seiner Frau im Garten ihres großen Hauses. Heute ist auch Kadré hier, einer seiner drei Söhne, der gerade damit beschäftigt ist, ein neues Logo für die Firma seines Vaters zu entwickeln. Pathé'O bittet auf die Veranda und schöpft warmen, süßen Hirsebrei in Schüsseln, ein traditionelles ivorisches Frühstück, und erzählt von dem Hemd.

Zwei Jahre ist es her, da besuchte ihn Maria Grazia Chiuri, Italienerin, Chefdesignerin von Dior. Es gibt ein Video auf YouTube, dort sieht man, wie sie in seinem Atelier umherwuselt – "Waaas, ihr arbeitet ohne Schnittmuster? Einfach so? Immer?". Die beiden entwarfen gemeinsam ein Hemd. Pathé'O wollte den Fliegendreck-Stoff der Mauretainerinnen, doch Dior entschied, es dürfe keine Handarbeit sein, sonst ließe es sich kaum in großer Stückzahl herstellen. Also beauftragte man Uniwax damit, das Muster zu imitieren. Eine Schachtel von Dior liegt vor Pathé'O auf dem Couchtisch. "Es sieht nicht aus wie moucheté", warnt er, bevor er sie öffnet und das Hemd aus dem Seidenpapier wickelt. Das Muster sei viel zu grob, zu regelmäßig.

Er erzählt, wie nett alle zu ihm waren, man habe ihn nach Paris eingeladen. In den Handel gelangte das Hemd aber nie. Auf der Rückseite ist Mandelas Gesicht abgebildet. Bald stellte sich heraus, dass Mandelas Abbild nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden darf. Und so kam es, dass Pathé'O für Diors Cruise-Kollektion nur ein einziges Hemd herstellte. Als Pathé'O diese Episode als "bereichernde Erfahrung" verstanden wissen will, blickt sein Sohn vom Handy auf. "Papa", sagt er trocken, "ich sehe nicht, was uns das gebracht hat."

Was bleibt von Pathé'Os combat, von seinem Kampf für die Dekolonialisierung der Mode? "Afrika braucht eine kulturelle Revolution", sagt Pathé'O. "Wir müssen uns endlich selber finden und aufhören, andere zu kopieren." Pathé'O hat solche Sätze schon ein paarmal gesagt, bei verschiedenen Gelegenheiten. Aber ohne Widersprüche ist auch er nicht. Viele seiner Models haben aufgehellte Haut und geglättete Haare. Und auf den Etiketten, die er in die Kleider näht, steht "Pathé'O: Abidjan – Paris", obwohl er in Paris schon seit Jahren keine Boutique mehr hat.



Doch es gibt wieder Pläne für Europa. Diesen Sommer ist er zur Frankfurter Modemesse eingeladen, dort ist man der Meinung, seine Hemden könnten in Zukunft in Modeketten wie Peek & Cloppenburg hängen. Darauf angesprochen, wechselt er das Thema. Es scheint nicht das zu sein, was ihn beschäftigt.

Stattdessen erzählt er von einer Modenschau, die zu seinen Ehren in Ouagadougou hätte stattfinden sollen, der Hauptstadt von Burkina Faso, die er aber in sein Heimatdorf verlegte. Er erzählt, wie alle Designer und Models unter freiem Himmel gekocht und geschlafen haben. Er erzählt vom Fußballplatz im Dorf, der zum Laufsteg wurde, vom Staub in den Kleidern, vom Leuchten in den Augen der Dörfler und von den Kommentaren seiner Tanten: "Arme Mädchen, die werden nie heiraten. Können ja nicht mal richtig gehen." Er lacht Tränen. Pathé'O braucht Europa nicht. Sein Terrain ist Afrika.



Der BER im 3D-Modell: Deswegen wurde 14 Jahre lang gebaut

Einige hatten die Hoffnung schon aufgegeben. Doch am 31. Oktober 2020 eröffnet der Flughafen Berlin Brandenburg nun doch – 14 Jahre nach dem ersten Spatenstich 2006, neun Jahre nach der geplanten Eröffnung 2011. Auf 1470 Hektar Fläche sollen hier jährlich bis zu 46 Millionen Passagiere landen, langfristig vielleicht sogar 58 Millionen.

Warum hat das noch mal so lange gedauert? Im Rundgang durch ein 3D-Modell des BER erklären wir die wichtigsten baulichen Fiaskos und wie sie gelöst wurden. Und wir geben einen Ausblick, wie es nach der Eröffnung weitergeht.

Von Jens Brandenburg, Tino Breddin, Benedikt Brandhofer, Nina Breher, Ronny Esterluss, Stephan Gensch, Manuel Kostrzynski, Hendrik Lehmann, David Meidinger, Thorsten Metzner, Linda Rath, in Der Tagesspiegel, am 17.10.2020

Link zum Projekt:

<https://interaktiv.tagesspiegel.de/lab/flughafen-ber-in-3d/>



Reportage-Serie zur rechtswidrigen Abschiebung einer Familie mit sieben Kindern von Pirna nach Georgien

Teil eins der vorliegenden Reportage-Serie beleuchtet die Abschiebung von Familie Imerlishvili aus Pirna nach Georgien. Teil zwei erzählt von ihrem Leben nach der Abschiebung. Teil drei der Serie zeichnet die Rückkehr der Familie nach Deutschland nach. Ein Gericht hatte kurz zuvor entschieden, dass die Abschiebung rechtswidrig war. Zwischen den vorliegenden Arbeiten sind weitere Artikel erschienen, die Hintergründe und Nachrichten zum Fall darlegten.

„Die Heimat, die uns keine ist“

Familie Imerlishvili lebte acht Jahre in Pirna, dann holte die Polizei sie mitten in der Nacht ab. Nachbarn und Großvater kämpfen verzweifelt um ihre Rückkehr aus Georgien. Wie konnte es so weit kommen?

Von Franziska Klemenz, Sächsische Zeitung, 18.06.2021

Auf den Pflastersteinen verblasen Kreidefarben, im Wohnungsflur vereinsamt eine Jacke mit Marienkäfern. „Ich hasse diese Stille“, sagt eine Nachbarin. „Wir wollen unsere Nachbarn zurück“, fordern sie und viele andere auf Plakaten, die sie in 70 Pirnaer Schaufenstern aufgehängt haben.

Gemeint sind die Imerlishvilis. Die Wohnung der Familie wirkt, als warte sie darauf, dass Ilona, Ilia und ihre sieben Kinder im Alter von drei bis elf Jahren jeden Moment zur Tür reinkommen. Spielzeug füllt Kisten und Ecken, gespülte Tassen harren neben der Spüle aus. Acht Jahre hat die Familie in Pirna gelebt. Jetzt ist sie fort. 3.000 Kilometer und zwei Zeitzonen entfernt, hinter dem Schwarzen Meer. Vor gut



einer Woche haben Behörden sie abgeschoben. „Wir wollen unser ganzes Leben in Pirna verbringen“, sagt Ilona Imerlishvili im Video-Gespräch in der georgischen Hauptstadt Tiflis. Die Abschiebung der Familie treibt so viele um wie wenige Geschichten. Tränen begleiten die Worte von Opa, Nachbarn, Fahrlehrer, Kita-Kindern, Arbeitgeber. „Wenn wir nicht zurückkommen dürfen, sterbe ich nicht, aber ich möchte auch kein Leben mehr haben“, sagt Ilona Imerlishvili, manchmal stockt ihr Gesicht auf dem Display oder bleibt stehen. Für das Gespräch ist die 32-Jährige mit ihren Kleinsten auf den Spielplatz gegangen. „Ich schminke mich, lache für meine Kinder, aber eigentlich muss ich weinen, kann meinen Kindern nicht in die Augen sehen, weil sie sagen: ‚Mama, ich möchte nach Hause.‘ Aber ich muss stark sein.“

Damit, dass sie Pirna verlassen muss, rechnet die Familie bis zur Abschiebung nicht. Zwar lehnt die Ausländerbehörde des Landratsamts das Asylverfahren Ende Oktober 2020 ab, doch ihre Anwältin setzt auf Paragraph 25b des Aufenthaltsgesetzes, der Familien mit minderjährigen Kindern den Aufenthalt erlaubt, sofern sie mindestens sechs Jahre lang in Deutschland geduldet waren, besonders gut integriert sind und ihren Lebensunterhalt überwiegend selbst bestreiten. Mutter Ilona arbeitet Teilzeit als Dolmetscherin und Haushaltshilfe, Vater Ilia Vollzeit als Pfleger und ehrenamtlich bei der Tafel. Fünf Kinder wurden in Deutschland geboren, auch die anderen zwei erinnern sich kaum an Georgien, die Ältteste besucht das Gymnasium.

Als die Anwältin den Antrag im November stellt, genügt das Einkommen der Familie den Vorgaben nicht, dann entfällt die Befristung für Ilias Pflegejob, sein Lohn steigt. Die Anwältin reicht die Neuigkeit Ende Januar nach. Am 17. März lehnt das Landratsamt Sächsische Schweiz-Osterzgebirge den Antrag ab, begründet das mit der – nicht mehr vorhandenen – Befristung des Jobs, einer Bewährungsstrafe aus dem Jahr 2014, zu der es der Anwältin bis heute keine Akteneinsicht gewährt. Das Amt wirft der Familie vor, Reisepässe zu spät vorgelegt zu haben, was die Anwältin bestreitet. Außerdem sei Ilia 2021 erneut „polizeilich in Erscheinung getreten“, man bescheinigt



ihm einen „ausgeprägten Mangel zur Fähigkeit der Eingliederung in die Rechtsordnung der Bundesrepublik“.

Gemeint ist das Fahren eines Autos mit georgischem Führerschein, der in Deutschland nur wenige Monate gültig ist. Seit das Ehepaar das weiß, nimmt es Fahrstunden. Ende Juni wäre die praktische Prüfung gewesen. Die Anwältin sagt: „Es ist die bestintegrierte Familie, die ich je vertreten habe.“

Der Fall landet bei der Härtefallkommission, der Sachsens Ausländerbeauftragter Geert Mackenroth (CDU) vorsitzt.

Das In der Nacht auf den 10. Juni klingelt die Polizei gegen 1 Uhr an der Tür. „Ihr Asylantrag wurde abgelehnt, heute ist der Tag ihrer Heimreise“, habe ein Polizist gesagt. Das Innenministerium, oberster Dienstherr der Polizei, bestätigt diese Formulierung nicht, distanziert sich auf Nachfrage aber davon. Eine Stunde Zeit zum Packen kündigt man an. Durch das Mehrfamilienhaus schallen Schreie. „Wir haben alles gemacht, das muss ein Fehler sein“, fleht Ilona. Ein befreundeter Nachbar und ihr Vater eilen zur Hilfe. „Ich dachte: Mamma Mia, was für ein Chaos! Alles war voll mit Klamotten, alle Kinder haben geschlafen, die Polizei hat sie geweckt und angezogen, mit viel zu großen und zu kleinen Sachen, weil sie nicht wussten, was zu wem gehört“, sagt er. Als Tochter Lika aufwacht, packt sie ihren Ranzen, um ihre Schulsachen dabei zu haben. Auf einer Tonaufnahme aus der Nacht weint und schreit die Elfjährige: „Wie Tiere werden wir hier rausgeholt! Wie Müll, aber das sind wir nicht (...) Ich habe mein ganzes Leben hier und jetzt muss ich in ein fremdes Land gehen, wo wir dann auf der Straße landen, weil wir nirgendwo leben können.“ Bald hätte sie ihr Fünftklasszeugnis bekommen. Eine Polizistin hilft beim Kinderwickeln, eine weint mit Ilona. „Ich habe ihr gesagt: Was machen Sie mit meiner Familie?“

Eine Polizistin und der befreundete Nachbar halten den Vater davon ab, aus dem ersten Stock zu springen. „Ilia würde sich nie etwas antun“, sagt der befreundete Nachbar. Das zeige, wie verzweifelt er war. Immer wieder verletzen Menschen sich



bei solchen Abschiebungen oder versuchen, sich umzubringen. Bundesländer wie Niedersachsen oder Bremen vermeiden nächtliche Abschiebungen, wenn Kinder im Spiel sind. Sachsen nicht. Das Innenministerium begründet das mit der Abflugzeit.

Gut 20 Einsatzkräfte tummeln sich in und um das Haus. Eine ganze Weile stehen Nachbarn und Polizei noch draußen, als der Bus abgefahren ist. „Einer sagte: ‚Das war der schlimmste Einsatz in 30 Jahren. Hier werden Verbrecher, Mörder, Messerstecher freigelassen, aber solche Familien abgeschoben.‘ Die haben gesagt, seit einer Woche läge der Einsatzbefehl da, sie haben die Jahrgänge gesehen, das hat sie angekotzt.“

Der Bus bringt die Familie zum Flughafen Halle/Leipzig. Das Oberverwaltungsgericht lehnt einen Eilantrag ab, die Härtefallkommission beschleunigt ihre Beratung. Flightradar zufolge verlässt die Maschine ihre Parkposition um 11.05 Uhr. Um 11.50 Uhr beschließt die Kommission, sich des Falls anzunehmen. Für die Dauer des Verfahrens müssen „unmittelbare Rückführungsmaßnahmen“ gestoppt werden, heißt es in der Verordnung. Vergebens. Um 11.59 Uhr hebt die Maschine ab. Ein Mitglied der Härtefallkommission sieht darin „Sabotage“: Der Landesdirektion, die als oberste Ausländerbehörde Sachsens für den Vollzug von Abschiebungen zuständig ist, sei um 10 Uhr bekannt gewesen, dass eine Entscheidung aussteht. Angehörige, Asylorganisationen, SPD, Grüne und Linke kritisieren das Vorgehen scharf: „Die Abschiebung war rechtswidrig“, sagt Christina Riebesecker von der AG Asylsuchende Sächsische Schweiz-Osterzgebirge.

In Pirna breiten sich Tatendrang und Trauer aus. Nachbarn sammeln Tausende Unterschriften, organisieren Demos, besuchen den Stadtrat, verhandeln mit Behörden. Großvater Noro kommt jeden Tag in die Wohnung der Familie, wäscht, lüftet, beseitigt das Chaos der Abschiebenacht. „Meine Kinder, meine Enkel sind in meinen Armen aufgewachsen“, sagt er. Seine Goldkette verschwindet unter dem Bayern- München-Shirt, seine braunen Augen starren auf ein Mathe-Arbeitsblatt der Kinder. Ilonas beste Freundin hilft beim Übersetzen. „Ich komme manchmal einfach nur her, um den



Geruch von Ilona und den Kindern zu riechen, damit ich ihnen nah sein kann“, sagt er. „Wenn ich herkomme, denke ich, dass meine Kinder hier sind.“

Noros Ex-Frau lebt noch in Georgien. „Dort gab es viel Korruption, wir wollten nach Europa in ein Land mit Struktur, das sicher ist.“ Mit der schwangeren Ilona, Ilia und zwei Enkeln kommt er nach Deutschland, fängt im Pirnaer Restaurant Dolce Vita als Tellerwäscher an. Heute ist er dort Küchenchef. Seinen Enkeln kocht er häufig Lasagne und Bolognese. „Ich möchte hierbleiben, aber ohne meine Familie weiß ich nicht, was ich machen soll.“

Die größeren Kinder verstehen, was passiert ist. „Sie sagen: ‚Opa, mach was, damit wir zurückkommen können.‘ Ich sage: ‚Ich versuche, alles zu machen, was ich kann.‘ Dabei weiß ich gar nicht, was ich noch antworten soll. Ich bin nicht Gott, nur ein Mensch. Sobald ich in Deutschland arbeiten durfte, habe ich gearbeitet. Ich respektiere Gesetze, meine Tochter und ihr Mann auch. Ich verstehe nicht, was wir noch hätten machen müssen. Den Kleinen erzähle ich, dass sie im Urlaub sind und bald zurückkommen.“ Noros Asylverfahren ist noch nicht abgeschlossen.

Der befreundete Nachbar aus dem Stock über der Familie heißt Claudius Rienäcker – „mit Ä wie Ärger“, das sei wichtig. „Uns geht es beschissen. Gleichzeitig bin ich beeindruckt und gerührt von der vielen Unterstützung. Da habe ich gemerkt, wie nah ich am Wasser gebaut bin“, sagt er. „Hier ist einiges falsch gelaufen. Im Koalitionsvertrag steht: ‚Gefährder abschieben‘, nicht ‚Integrierte‘. Heißt es nicht immer, dass wir Fachkräfte brauchen?“ Als „besonders traurig“ bezeichnet Rienäcker die Stille der CDU. „Ich bin strammer CDU-Wähler. Linke, Grüne und SPD brüllen jetzt ganz laut, aber es tropft ab wie an Teflon.“

Vom sächsischen Ausländerbeauftragten Geert Mackenroth (CDU) heißt es: „Eine zwangsweise Aufenthaltsbeendigung, besonders bei Betroffenen, die anscheinend gut integriert sind, ist aus humanitären Gesichtspunkten immer eine traurige und unschöne Sache.“ Das weitere Verfahren könne er nicht beeinflussen,



zuständig sei die Ausländerbehörde. Er werde das Innenministerium „um Stellungnahme zu den Vorgängen der Abschiebung bitten.“ Andere Mitglieder der Kommission drängen darauf, mehr Druck auf die Behörden auszuüben. Die Landesdirektion verweist auf das Landratsamt, bei dessen Ausländerbehörde man sich vorab nach Duldungsgründen und Abschiebungshindernissen informiert habe. Das hingegen schreibt: „Für die Abschiebemaßnahmen zeichnet die Landesdirektion Sachsen, Zentrale Ausländerbehörde verantwortlich.“

Im Als Ilona Georgien erreicht, hat sie 15 Euro bei sich. Ihre Mutter, zwei Schwestern, Großmutter und ein Enkel leben in zwei Zimmern. Ihre Schwiegermutter in einem. „In den neun Jahren hat sich in Tiflis alles geändert, ich fühle mich wie ein Ausländer“, sagt Ilona. „Meine Kinder sprechen nur Deutsch, ihre Omas verstehen sie nicht. Sie waren glücklich, die Enkel kennenzulernen, aber sie weinen auch, weil ihnen peinlich ist, dass sie keinen Platz für uns haben.“ Auch Vermieter lehnen sie ab – so viele Kinder würden viel zerstören. Durch die Unterkunft der ersten Nacht rennen Ratten. Nachbarn und Großvater schicken Geld. Jetzt bleibt die Familie bis Montag in einer Ferienwohnung. Bilder zeigen die Jungs, die Köpfe eng aneinander in einem Meer aus gemusterten Decken. Ilona und ihr Mann teilen sich das Sofa.

Kin leichtes, aber „ein geliebtes Leben“ habe Ilona in Pirna gehabt. „Ich habe sieben Kinder geboren, habe keine Freizeit, aber mein Mann und ich haben dieses Leben gewollt. Das ist mein Stress, ich liebe meinen Stress.“ In Georgien gebe es kein Leben für sie. „Hier sind nur unsere Körper. Unsere Seelen und mein Herz sind in Pirna. Ich möchte so ein Leben nicht, ich habe das nicht verdient. Wir haben sieben Engel zu Hause. Wir wollen nur für unsere Kinder eine Zukunft in Deutschland.“

„Hier sind nur unsere Körper. Unsere Seelen und mein Herz sind in Pirna. Ich möchte so ein Leben nicht, ich habe das nicht verdient. Wir haben sieben Engel zu Hause. Wir wollen nur für unsere Kinder eine Zukunft in Deutschland.“ Wenn die Ausländerbehörden ihren Kurs nicht korrigieren, ist diese Zukunft der Familie für



mindestens 30 Monate versperrt. So lange dürfen abgeschobene Familien deutschen Boden nicht betreten. Die Anwältin versucht, eine Betretungserlaubnis zu erwirken, damit die Verfahren weiterlaufen können. Für die Einstufung als Härtefall müssten zwei Drittel der Kommission zustimmen. Am Ende liegt es am Innenminister. Roland Wöllner (CDU) gebe eine restriktive Linie vor, sagt Christina Riebesecker von der AG Asylsuchende. „Die Länder sind sehr frei darin, wie sie das Aufenthaltsrecht umsetzen.“ Frühere Innenminister akzeptierten Entscheidungen der Kommission meist. Wöllner lehnte mindestens fünf Positiv-Beschlüsse ab. Das Innenministerium begründet das damit, dass die Abgelehnten straffällig geworden seien, ihren Lebensunterhalt nicht verdient oder nicht bei der Beschaffung ihrer Pässe geholfen hätten. „Eine restriktive Praxis“ sei nicht festzustellen.

Großvater Noro muss los, ins Restaurant. Er lässt noch schnell etwas Futter in das Aquarium der Fische rieseln. Sein Blick wandert über die Wände, wo bunte Fotos vergangene Zeiten zeigen, dann ruht er kurz auf einem Stapel gefalteter Kindersachen. „Polizei“ steht in silbernen Lettern auf einem dunkelblauen Pulli. „Mein Enkel mochte die Polizei sehr“, sagt Noro und wischt sich über das Gesicht. „Hoffentlich kommt er bald wieder.“ Auch Nachbarn und Freunde wollen nicht lockerlassen, ehe Imerlishvilis wieder in Pirna sind. „Ich hätte gerne, dass die Tür wieder knallt, dass um 7 Uhr morgens wieder Bambule in der Wohnung ist, weil sie los zum Kindergarten machen“, sagt die Nachbarin, die sagte, dass sie die Stille hasst.

Mitarbeit: Mareike Huisinga



Zwischen zwei Welten

Acht Jahre hat Familie Imerlishvili in Pirna gelebt. Nun wurde sie plötzlich nach Georgien abgeschoben. Wie knüpft man an ein Leben an, das es nicht mehr gibt? Die SZ hat die verzweifelte Familie in Pirna besucht.

Von Franziska Klemenz, Sächsische Zeitung, 26.06.2021

Lika wartet. Den ganzen Tag lang, bis es Abend ist. „Dann schlafe ich, wache auf und der Albtraum fängt von vorne an.“ Das Haus in der georgischen Hauptstadt Tiflis verlässt die Elfjährige kaum noch. „Hier ist alles fremd. Ich will nach Hause.“ Mit Zuhause meint sie Pirna in Sachsen. Nach Ansicht sächsischer Behörden gehört sie aber nach Georgien. Mehr als 3.000 Kilometer trennen Lika nun von der Wohnung, in der Spiele und Kleider, ihr Keyboard und die Fische der Familie zurückgeblieben sind.

Nach der erzwungenen „Heimkehr“ sitzen Likas Eltern und ihre sechs Geschwister in Tiflis in einem Innenhof mit sandfarbenen Fliesen. Die Stadt dröhnt, brummt und hupt, manche Geschwister schreien. Der Geruch von aufgerissenem Asphalt mischt sich mit dem von warmem Obst. Eine buckelige Straße führt zu dem Hochhaus, in dessen erstem Stock die Ferienwohnung mit den vier Zimmern liegt, wo sie untergekommen sind. Eine Bekannte hat sie vermittelt. Oberhalb verkauft ein Händler Mirabellen und Melonen. Unterhalb umrunden Autos einen Bauarbeiter, der mit einer Spitzhacke Asphaltchollen aus der Straße schlägt.

Lika legt sich mit ihrer jüngsten Schwester in ein weißes Doppelbett. „Vermisst du Deutschland?“, fragt sie. „Den Kindergarten? Dein Bett? Gefällt es dir hier?“ Die Dreijährige schüttelt den Kopf und kichert. Likas kleine Geschwister glauben, sie wären in einer Art verkorkstem Urlaub. Nur Lika hat verstanden, was passiert ist.



Rund zwei Wochen ist es her, dass die Polizei Familie Imerlishvili nachts um 1 Uhr wach klingelt. Eine Stunde gibt man ihnen zum Packen. Nach acht Jahren in Pirna, wo fünf der sieben Kinder geboren sind. 20 Polizisten sind im Einsatz. Um kurz nach 3 Uhr fährt der Bus los, erst nach Dresden, dann zum Flughafen in Leipzig. Mehr als vier Stunden Warten, Hoffen. Vergeblich. Nach viereinhalb Stunden Flug landet die Chartermaschine mit den Imerlishvilis und weiteren abgeschobenen Familien in Tiflis. Die georgischen Behörden quittieren die Einreise mit einem Stempel im Pass. Seither haben sie nichts mehr von sich hören lassen. Imerlishvilis sind nun auf sich allein gestellt. „Ich hätte nie gedacht, dass man in einer Nacht einer ganzen Familie das Leben wegnehmen kann“, sagt Lika. „Warum macht man so etwas? Warum gibt es Abschiebungen in der Nacht? Wir haben keine Feinde in Deutschland, niemand hasst uns.“

In Pirna haben die Tage für die 32-jährige Mutter Ilona Imerlishvili um 4.30 Uhr begonnen, vor Schule und Kita bereitete sie Frühstück für sieben Kinder zu. In Georgien gibt es keine Struktur im Familienleben, niemanden, der sie erwartet. Für die Kleinen sind Spielplatzbesuche der Höhepunkt des Tages, die Größeren liegen hinter zugezogenen Vorhängen auf Betten, starren in ihre Handys. „Es ist schwer, den Kleinen beizubringen, dass sie hier vieles nicht dürfen, was zu Hause okay war“, sagt Lika. Das Leben der Familie spielt sich im Wartezimmer ab.

Ilona Imerlishvili nimmt ihre kleinste Tochter auf den Arm. Sie ist zu leicht für ihr Alter. Zwei andere Kinder plagen blutige Stellen über dem Ohr und Schuppenflechten. In Deutschland war Ilona mit den Kindern regelmäßig beim Arzt. Vor ihrem Abflug musste die Familie ihre Krankenversicherungskarten abgeben. Einer der Jungs versucht, an einer Gittertür hochzuklettern, ein anderer friemelt an Palmen herum. „Wir dürfen nichts kaputt machen, es gehört nicht uns“, raunt Vater Ilia. Als gestresst, apathisch, aggressiv beschreibt er seine Kinder. „Sie schlagen sich auf



einmal, schreien, ihre Augen sehen anders aus, wie die von großen, wütenden Männern“, sagt er. „Ich kann sie verstehen.“

Hier und da hängt ein einsames Bild auf kahlen Wänden. Zu Hause in Pirna waren die Wände voller Familienfotos. Wann sie wohl dorthin zurückfahren, fragen sich die Kinder. „In einem Monat“, glaubt Lika. „In drei Tagen“, meint ihr Bruder.

Viel eingepackt haben die Imerlishvilis nicht. Ihr altes Leben steckt in sechs Schalenkoffern und zwei Schulranzen. Lieber wären sie in einer Mietwohnung untergekommen. Mit sieben Kindern scheint das bislang chancenlos. In der ersten Ferienwohnung gab es Ratten, die zweite war nur fünf Tage frei, gerade sind sie in die dritte umgezogen. 150 Lari kostet sie am Tag – rund 40 Euro. Freunde und Nachbarn senden Geld, haben ein Unterstützungskonto eingerichtet.

Das Einkommen der Familie in Deutschland genügte nicht, um viel zu sparen. Von Scham sprechen die Eltern, weil sie darauf angewiesen sind. Von Schuld, weil ihre Kinder aus ihrem Zuhause gerissen wurden. Per Videoanruf zeigt Ilonas Vater die Wohnung in Pirna, die er täglich besucht. Sein Asylverfahren in Deutschland läuft noch. Er floh mit der Familie 2013 aus Georgien, vor Mafia, Blutrache und Korruption, so steht es auch in Protokollen. Aber Bundesamt für Migration und Gerichte lehnten ihre Asylanträge ab.

In Deutschland habe sie sich immer vor Briefen gefürchtet, sagt Ilona. „Dass sie uns schreiben, dass sie uns abschieben. Am Ende habe ich keinen Brief bekommen, der sagt, dass wir jetzt abgeschoben werden, und wir sitzen trotzdem in Tiflis.“ Der Rest ihrer Familie lebt noch dort, holte die Abgeschobenen am Flughafen ab.

An diesem Nachmittag kocht Oma Lia. Gemüse, Nudeln, Hähnchen mit Mirabellensauce. Ihre Enkel so selten zu sehen, sei schmerzhaft gewesen. „Aber ich wollte das Beste für meine Kinder, deswegen habe ich mich gefreut, als sie nach Deutschland gezogen sind“, sagt sie in bruchstückhaftem Deutsch. „In Georgien bringt es nicht viel, wenn man fleißig ist. In Deutschland bringt es dein Leben weiter.“ Sohn



Ilia und Schwiegertochter Ilona leihen sich den blauen Kleinwagen der Oma, gehen Unterlagen drucken für die Anwältin, die in Deutschland weiter für sie kämpft. Ein Krankenwagen kommt ihnen entgegen. Autos biegen ab, versperren den Weg. „In Deutschland würde es das nicht geben“, schimpft Ilia. „Georgien ist nicht mehr mein Land, mein Denken ist ganz anders.“

Ums Eck im Altstadtkern sind die Eltern aufgewachsen. Vor 13 Jahren kamen sie zusammen. Als sie ein Jahr später heiraten, ist Ilona schwanger. Ihr Mann hatte schon als Junge verkündet, dass er sich viele Kinder wünsche. „Ich finde Abtreibungen falsch, Kinder machen mich glücklich.“

Hellblauer Lack und Rost zeichnen ein Muster in das verschnörkelte Eingangstor, hinter dem Ilona aufgewachsen ist. Kabel hängen lose über den Hof, in dem ihre Großmutter Manana Buchashvili seit 51 Jahren lebt. Fünf Familien bewohnen die Flachbauten mit den entblößten Ziegeln, die den Hof einhegen. Manana hockt auf der Armlehne einer Holzbank, deren Sitzfläche rausgebrochen ist. Mit Tochter, Enkelinnen und Urenkelin teilt sie sich zwei Zimmer. „Ich wünsche mir, dass meine Kinder in Deutschland leben“, übersetzt Ilona die Worte der 70-Jährigen mit den tomatenroten Haaren und den Glitzerschläppchen. „I love Germany“, sagt Manana Buchashvili und streicht über eine Deutschlandflagge, die auf ihrem Kühlschrank klebt.

Wie in so vielen georgischen Wohnungen huldigt ein Eck orthodoxen Ikonen, versammelt Gemälde von bärtigen Männern, Kerzen und eine Papp-Kathedrale. „Wo wohnt ihr als Nächstes?“, fragt Manana. Schulterzucken. Ilona schluchzt. „Ich liebe meine Oma. Aber hier ist kein Platz für mich und meine Kinder.“ Auch die Eltern ihres Mannes haben keinen Platz. Sie schlafen, essen und wohnen in einem Raum. Auf der Kommode zieren Herzen ein Foto, das Lika in der Abschiebungsnacht noch schnell eingepackt hat. Es zeigt ihre Eltern, die sich küssen. Sie hatte es ihnen zum Hochzeitstag geschenkt.



Die Bilder jener Nacht bleiben den Kindern. Ihre Gespräche drehen sich nicht um eine Zukunft in Georgien, sondern um die Vergangenheit in Deutschland, die relativ unbeschwerten Jahren. Und um die letzte Nacht dort. Ihre Mutter weinend, ihr Vater gefesselt, in einer Zwangsjacke. Ein Nachbar und eine Polizistin hielten den 33-Jährigen davon ab, sich aus dem ersten Stock zu stürzen. „Ich habe der Polizei gesagt, sie kann mich egal in welches Land abschieben, mich erschießen – aber bitte soll meine Familie weiter glücklich in Pirna leben“, sagt er. Am Flughafen musste er sich ausziehen, war stundenlang getrennt von der Familie. „Meinen Vater in Handschellen zu legen, war nicht okay“, sagt Lika. „Er ist kein Verbrecher.“ Nach der Ankunft in Tiflis habe der fünfjährige Gabriel gesagt: „Papa, ich dachte, die Polizei hat dich erschossen.“

Manchmal spricht Vater Ilia davon, dass es seiner Familie ohne ihn besser gehen könnte. Auch, weil sich die Ausländerbehörde unter anderem auf ihn beruft, wenn sie begründet, warum sie dem Antrag der Familie auf das Bleiberecht wegen „nachhaltiger Integration“ nach Paragraph 25b des Aufenthaltsgesetzes nicht zugestimmt hat: 2014 erhielt er nach mehrfachem Ladendiebstahl eine Bewährungsstrafe. Seither aber ist er der Staatsanwaltschaft nicht wieder aufgefallen. „Es war ein großer Fehler“, sagt Ilia immer wieder. Zuletzt hat er in Vollzeit und unbefristet bei einem Pflegedienst gearbeitet, außerdem ehrenamtlich bei der Tafel. Seine Ehefrau arbeitete Teilzeit als Haushaltshilfe und ehrenamtlich als Dolmetscherin. Ihre Arbeitgeber wollen die Jobs erstmal für sie reservieren.

Ab 23 Uhr verändert sich der Sound der Stadt. Menschen müssen coronabedingt zu Hause bleiben, Hunde beschallen die Nacht mit kläffenden Konzerten. Besucherinnen bezaubert die Stadt schon aus der Luft, bei Nacht muten ihre glitzernden Hügel wie ein Netz aus Sternen an. Viele der 3,7 Millionen Einheimischen kritisieren, dass die Regierung viel für das Image und wenig für die Menschen tue. Prall bepflanzte Beete, Hotelketten, Säulengänge und Historienfiguren säumen die



Adern der Stadt, bärtige Rucksackträger sausen auf E-Rollern unter Lampion-Ketten durch. Sobald sich die dauerhupenden Autos im Stau verheddern, nutzen Bettlerinnen den Stillstand. Mehr als ein Drittel der Menschen lebt unter der Armutsgrenze, die Arbeitslosigkeit ist hoch, das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf war zuletzt geringer als im Irak.

„Ich hätte mir Georgien niemals so schlimm vorgestellt“, sagt Lika. „Draußen rennen die ganze Zeit bettelnde Kinder rum, und Straßenhunde, die getreten werden, keiner ruft das Tierheim an.“ Anders als ihre Geschwister kann Lika halbwegs Georgisch sprechen, schreiben kann sie die Sprache aber nicht. In Deutschland hätte sie bald das Zeugnis der 5. Klasse ihres Gymnasiums bekommen. „Wenn ich hier in die Schule gehen muss, muss ich mit elf Jahren in die erste Klasse. So was ist peinlich“, sagt sie. „Ich vermisse meine Freunde. Ich vermisse sogar meine Schule.“ Auf der Deutschen Internationalen Schule Tbilissi würde das Schuljahr für sie 3.870 Euro kosten. Das reale Durchschnittsgehalt in der Hauptstadt hat umgerechnet zuletzt etwa 250 bis 280 Euro betragen.

Was nun kommen wird, wissen die Imerlishvilis nicht. „Wir haben hier keine Zukunft“, sagen die Eltern. Nach Jobs suchen sie erst gar nicht. Sie hoffen fest darauf, dass die Ausländerbehörden in Pirna oder das sächsische Innenministerium sie zurückkehren lassen. Sehr wahrscheinlich ist das allerdings nicht. Ihre Anwältin hat beantragt, dass die Einreisesperre herabgesetzt wird. Dann könnten ihre Verfahren auf nachhaltige Integration oder Anerkennung als Härtefall weiterlaufen. Kurz vor dem Abflug hatte Sachsens Härtefallkommission schließlich beschlossen, sich des Falls anzunehmen. Doch dann hob das Flugzeug ab.

Mutter Ilona hat die Pflanzen gegossen, im Hof rauscht Wasser, das sich nicht mehr abstellen lässt. Die Vermieterin, eine Frau, die ihren Namen als Goldkette um ihren Hals trägt, fordert Geld, wirft der Familie vor, den Schlauch kaputt gemacht zu haben. „Wir müssen gehen“, sagt Ilona nach einer lautstarken Diskussion. Omas und



Tanten wuseln durcheinander, packen Koffer, leeren Schränke. Geschirr klappert, Kinder schreien. Nur eine wird ganz ruhig. Lika gleitet mit dem Rücken an der silbernen Wand entlang, sackt auf den Boden, vergräbt das Gesicht in ihren Händen.

Am Ende bleibt die Familie doch noch für eine letzte Nacht. Zahlen muss sie dafür ohnehin. Am nächsten Tag teilen sie sich auf den Fußböden und Sofas der Omas auf.

Hoffnung geben der Familie vor allem ihre Handys. Der Blick auf das wachsende Unterschriften-Konto einer Petition. Die ständigen Anrufe und Sprachnachrichten von Freunden, der Anwältin, der Ehefrau des Schlaganfall-Patienten, den Ilia gepflegt hat. Neuigkeiten von Politikerinnen und Politikern, die sich gegen die Abschiebung einsetzen. Wie sie sich für die Hilfe je bedanken soll, wisse sie nicht, sagt die Familie immer wieder. Lika hofft, dass sie zurückkehren können, ehe die Hilfe abebbt. „Noch haben wir Geld, aber irgendwann ist es weg“, sagt sie. „Wo schlafen wir dann?“ Eine Zukunft in Georgien will Lika sich nicht vorstellen. Sie wartet lieber weiter.



Wieder zu Hause

Ihre Abschiebung war rechtswidrig. Deshalb durften die Imerlishvilis aus Georgien wieder nach Pirna zurückkommen. Doch ihre große Freude bleibt ein wenig getrübt - vorerst.

Von Franziska Klemenz, Sächsische Zeitung, 19.08.2021

Norair „Noro“ Martirosov wird heute Mittag nicht wie sonst als Küchenchef Lasagne kochen. An diesem Mittwoch hat er eine andere Mission. Er holt seine Familie heim. 69 Tage ist es her, dass die Polizei Ilona und Ilya Imerlishvili mit ihren sieben Kindern nachts geweckt und abgeschoben hat. Der Großteil der Familie darf jetzt aus Georgien zurückkehren. Als der weiße Kleinbus gegen 9 Uhr in Pirna losfährt, sitzt Noro noch allein hinter dem Fahrer. Es ist ein Freudentag und doch ein getrübt. Sein Schwiegersohn Ilya und die jüngste Enkelin Lisa müssen in Georgien bleiben. Ihre obligatorischen Corona-Tests vor dem Abflug waren positiv.

Monatlang hat die Familie in Georgien darum gebangt, ob sie in ihr altes Leben zurückkehren darf. Nach acht Jahren, die sie in Pirna gelebt hatten, haben sächsische Ausländerbehörden nichts darauf hindeuten lassen, dass sie ihre Entscheidung rückgängig machen könnten, argumentierten, dass sie Recht und Gesetz durchgesetzt hätten. Sie täuschten sich. Vergangenen Freitag beschloss das Oberverwaltungsgericht Bautzen per Eilverfahren, dass die Familie nicht hätte abgeschoben werden dürfen.

Fassaden aus Glas, Stahl und Beton umgeben sandfarbene Böden mit dunkelgrauen Linien. Berlins neuer Flughafen BER gibt sich alle Mühe, nüchtern zu wirken. An diesem Vormittag schafft er es nicht. Es ist 11.20 Uhr, als auf einer Tafel



voller Zeilen und Lettern das Wort „gelandet“ hinter Tiflis erscheint. Die „Georgian Airways“-Maschine ist nach knapp vier Stunden angekommen.

Noro harrt im Ankunftsbereich aus. Er hat sich chic gemacht, trägt Goldringe zu dunkelblauem Hemd. Der 51-Jährige umklammert die eine Hand mit der anderen, schüttelt den Kopf, zuckt mit den Schultern. Brandenburger Senioren rollen Schalentrolleys an goldenen Werbe-Autos vorbei, eine Frau mit fuchsienfarbenem Blazer und Hochsteckfrisur hält ein Namensschild in die Luft. An Noro rauscht all das vorbei. Sein Blick fixiert die halbdurchsichtige Tür, die im Sekundentakt Menschen ausspuckt. Mütter mit Hornissen-Sonnenbrillen, Berliner Hipster-Girls mit kurzen Tops.

Noros Handy klingelt. „Es gibt Problem“, sagt seine Tochter. „Ich hatte gerade Angst, aber jetzt sagen sie, dass sie uns unsere Pässe wiedergeben.“ Erst Anfang dieser Woche hat die Landesdirektion Sachsen das Betretungsverbot der Familie für Deutschland aufheben lassen. Offenbar gab es trotzdem Unstimmigkeiten. Die Familie musste ihre Pässe vorerst abgeben, mitkommen, ist über einen anderen Weg nach draußen gekommen.

Noro hastet vor die Tür, vorbei an Taxis, Bussen, grauen Säulen. Dann breitet er die Arme aus. „Opa!“, hallt es ihm entgegen. Sechs Enkel springen nacheinander auf seinen Arm. Er kniet auf dem Boden, von seinem Kopf ist fast nichts mehr zu sehen, zwölf Kinderarme umschlingen ihren Opa. Halb lächelnd und halb weinend folgt ihnen ihre Mutter. Noro steht auf, seine Tochter fällt ihm um den Hals.

Sie flohen vor acht Jahren gemeinsam aus Georgien, landeten in Pirna. Nie haben Vater und Tochter einander so lange nicht gesehen. Jeden Tag war er nach der Abschiebung in der Wohnung der Familie, um sich ihr nahe zu fühlen. Fütterte Fische, putzte, besuchte Lieblings-Kuscheltiere seiner Enkel. Vor einer Woche hat sich ein Gedanke bei der Familie eingeschlichen, den sie vorher nicht hatten zulassen wollen: „Kommen wir vielleicht doch nicht zurück?“ Dann die gute Nachricht. Unterstützer



buchten Direktflüge. Zwei mussten sie wieder stornieren. „Ich wollte mit Ilya kommen und nicht alleine“, sagt Ilona Imerlishvili. „Ich habe viel geweint und ihm gesagt, dass ich nicht ohne ihn will. Er hat gesagt, ich soll fliegen.“

Am Vortag haben sie einander zuletzt gesehen. Symptome haben die beiden Corona-Positiven nicht. In Quarantäne verabschiedeten sie sich trotzdem. „Zum Glück haben wir die Wohnung in Tiflis bis Ende August gebucht und die Schlüssel noch nicht abgegeben“, sagt Ilona Imerlishvili, wischt eine Träne beiseite. „Aber feiern kann ich erst, wenn Ilya hier ist. Wir sind zwölf Jahre in einer Beziehung. Es ist der erste Tag, den ich ohne ihn verbringe.“

In sieben von zwölf Pässen der Familie prangen jetzt schwarze Einreise-Stempel. Noro strahlt. Auf dem Rücken seiner ältesten Enkelin Lika hängt ein funkelnder Pailletten-Rucksack. Sie tippt mit dem Fuß auf den Boden. „Mein Fuß ist in Berlin“, sagt die Elfjährige. „Ich hatte gerade Angst vor dem Mann, der das mit unseren Pässen gesagt hat. Er sah aus wie einer von den Männern, die uns abgeschoben haben.“ Ihr Bruder Luka guckt sich verdutzt um und sagt: „Wir sind nicht in Georgien.“ Die beiden jüngeren Brüder ziehen Koffer hinter sich her, die fast so groß sind wie sie selbst.

Zweieinhalb Stunden ist der Bus der Familie unterwegs, ehe er vor einem kastanienroten Mehrfamilienhaus in Pirna stehenbleibt. Eigentlich wollten viel mehr Nachbarinnen und Freunde den Moment erleben, sie per Bus vom Flughafen abholen. Wegen der Infektionen kam Noro allein. Die anderen warten vor dem Hof. Die Kinder und ihre Mutter eilen über die Straße, fallen ihnen um den Hals. Eine Nachbarin hat einen Strauß mit Sonnenblumen mitgebracht.

„Willkommen Zuhause“, steht auf einer Deutschlandflagge, die über der Wohnungstür hängt. Noro schließt die Tür auf. Wie ein Bienenschwarm stürmen die Kinder in die Wohnung, zu den Betten, den Spielsachen. Der sechsjährige Nikolos schleppt ein Kuschel-Zebra an, das größer als er selbst ist. Auf dem Regal liegt seine



Zuckertüte. Anfang September wird er eingeschult. Sein Bruder Gabriel zielt mit einer bunten Wasserpistole in die Luft, die vierjährige Lisa spielt in dem Zimmer mit den rosafarbenen Betten. „Ich bin wahnsinnig glücklich, ich weiß nicht, was ich sagen soll“, sagt ihre Mutter. Lika grinst und sagt: „Ich will hier nie wieder raus.“

Einen dauerhaften Aufenthaltstitel hat die Familie noch immer nicht. Streitig ist unter anderem die Frage, ob der Paragraf des Aufenthaltsgesetzes, auf den sich das Gericht bei seiner Entscheidung stützt, wirklich auf die Kinder anwendbar ist.

Als die Familie abgeschoben wurde, lief noch ein Verfahren. Die Familie hatte einen Antrag auf nachhaltige Integration nach Paragraf 25b des Aufenthaltsgesetzes gestellt. Dem Gericht zufolge war es nicht ausgeschlossen, dass der Antrag auf nachhaltige Integration erfolgreich sein könnte, weil Lika und Luka seit vier Jahren erfolgreich die Schule besucht haben. Lika hätte bald ihr Zeugnis der fünften Klasse auf dem Gymnasium bekommen. Es handle sich demnach „um Jugendliche und Heranwachsende, bei denen angenommen werden könne, dass sie gut integriert seien.“

Und für ihren Personenkreis, so das Gericht, sehe das Aufenthaltsgesetzes nach Paragraf 25a die Erteilung eines Aufenthaltstitels vor. Der Paragraf besagt unter anderem, dass „einem jugendlichen oder heranwachsenden geduldeten Ausländer“ eine Aufenthaltserlaubnis erteilt werden solle, wenn „er im Bundesgebiet in der Regel seit vier Jahren erfolgreich eine Schule besucht oder einen anerkannten Schul- oder Berufsabschluss erworben hat.“ Bisher wurde der Paragraf erst für Personen ab einem Alter von 14 Jahren angewendet.



“Cui Bono: WTF happened to Ken Jebsen?”

Die sechsteilige Dokumentar-Podcast-Serie “Cui Bono: WTF happened to Ken Jebsen?” erzählt die Geschichte vom Aufstieg und Fall des ehemaligen Radio Fritzmoderators Ken Jebsen, der in den letzten Jahren zu einem der einflussreichsten Verschwörungstheoretiker Deutschlands geworden ist. Wie konnte es dazu kommen?

Was ist mit Ken Jebsen passiert? Cui Bono erzählt aber auch die Geschichte vom Einfluss der Algorithmen von YouTube und Facebook auf die Verbreitung von “Fake News”, vom erstarkenden Populismus in unserem Land, von systematischer russischer Desinformation, vom Erfolg von Verschwörungstheorien – und wie all diese Kräfte in Zeiten von Corona sich gegenseitig verstärken und unsere Gesellschaft destabilisieren und beschädigen.

Cui Bono: WTF happened to Ken Jebsen? ist eine Original Podcast Series von Studio Bummens, NDR, rbb und K2H*

13.06.2021



REPORTER:INNEN
forum

Von

Buch und Produktion: Khesrau Behroz

Executive Editor Tobias: Bauckhage

Associate Producer:innen: Kate Kubel, Sarah Omar, Sabine Schmidt, David Krause

Redaktion: Khesrau Behroz, Pascale Müller, Sören Musyal

Redaktion beim NDR: Volkmar Kabisch, Dennis Dabelstein

Redaktion beim rbb: Philip Meinhold

Projektkoordination NDR rbb: Johanna Leuschen

Technische Produktion und Sounddesign: Chris Kalis

Originalmusik: Jakob Ilja

Cover-Artwork: Henning Wagenbreth

Legal Counsel: Christoph Fey, Sebastian Gorski – Kanzlei Von Have Fey

Legal Counsel NDR: Carola Witt

Executive Producer: Tobias Bauckhage (Studio Bummens), Norbert Grundei (NDR), Robert Skuppin (rbb) und Moritz Hohenfeld (K2H)

<https://studio-bummens.de/produktionen/podcast/cui-bono-wtf-happened-to-ken-jebesen/>

* Der rbb hat die Folgen 1,3,4,5 und 6 mitproduziert.



Die Welt-Impfung

In wenigen Monaten gelang der Menschheit, was sonst Jahre dauert: einen Schutz gegen ein tödliches Virus zu finden. Der stern und GEO begleiteten diese beispiellose Unternehmung

Von Vivian Pasquet und Martin Schlak, Stern und Geo 3.12.2020

An einem Morgen im Juni hatte Denise Abranches endlich das Gefühl, dem Virus etwas entgegensetzen zu können. Sie saß in einer Besprechung des Universitätskrankenhauses in São Paulo, Brasilien. Seit Monaten arbeitete sie durch; kümmerte sich als Mundchirurgin um schwer kranke Covid-19-Patienten. Nähte Verletzungen, die durch die Beatmung entstanden waren, reinigte Schleimhäute, behandelte Infektionen.

Wenn ein Assistenzarzt zögerte, seine Hand in den Mund eines Schwerkranken zu legen, tat sie es selbst. „Yes we can!“, sagte sie dabei, als Ansporn. Dass auch sie Angst hatte, in den Rachenraum zu greifen, wo sich das Virus explosionsartig vermehrt, sagte sie nicht. Sie verschwieg auch, dass sie einmal vom Fenster aus drei Krankenwagen sah. Diese mussten in zweiter Reihe anhalten, weil schon fünf Leichenwagen parkten. Sie dachte immer häufiger: „Vielleicht schaffen wir es nicht.“

An jenem Junitag, in der Besprechung, spürte Abranches noch die Nachwirkung der Tabletten, die sie inzwischen zum Einschlafen nahm. Da verkündete der ärztliche Direktor, die Universität Oxford in England würde bald einen Impfstoff gegen Sars-CoV-2 in Brasilien testen. Man suche Freiwillige. Die Probanden sollten über 18 Jahre alt und täglich mit dem Virus konfrontiert sein. Abranches Herz klopfte fest in der Brust. Nur ein Gedanke raste jetzt durch ihren Kopf: „Ich, ich, ich!“

Den Rest der Morgenbesprechung nennt sie heute „die längsten 30 Minuten meines Lebens“. Danach eilte Abranches, ohne sich zu verabschieden, aus der Klinik.



An hupenden Autos, Stadstreichern und Schnellimbissen vorbei die Straße hinunter. Rund 200 Meter bis zum Testzentrum, wo sie ohne Anmeldung in das Büro der Studienleiterin platzte. Sie rief: „Frau Professorin! Ich hoffe, die Studie ist noch nicht voll! Ich möchte mich freiwillig zur Verfügung stellen!“

Sie war jetzt ganz außer Atem.

Seit Monaten reiht sich im Kampf gegen das Coronavirus ein Meilenstein an den anderen. Manche von ihnen werden von Medien auf der ganzen Welt aufgegriffen, während andere kaum Beachtung finden.

Forscher testen Corona-Impfstoff an Frettchen. Tübinger Impfstoff-Firma startet Studie am Menschen. Mundchirurgin Denise Abranches ist erste Probandin einer Phase-3-Studie in Südamerika. Schließlich die bislang hoffnungsvollsten Nachrichten: Impfstoff der deutschen Firma Biontech erzielt Wirksamkeit von mehr als 90 Prozent. Moderna-Impfstoff erreicht über 95 Prozent Schutzwirkung. Und während erste Zulassungsanträge bei den Behörden in den USA und Europa eingegangen sind, arbeiten etwa 200 Unternehmen und Forschergruppen an weiteren Impfstoff-Kandidaten.

Es mutete zuweilen allzu selbstverständlich an: dass Länder auf der ganzen Welt zusammenarbeiten, dass Impfstoffe mit nie zuvor eingesetzten Wirkmechanismen entstehen, dass Milliarden Euro fließen. Dass ein Virus entschlüsselt wird, Moleküle designt, Zehntausende Freiwillige gefunden, Labore hochgezogen, Programme geschrieben und Impfkampagnen vorbereitet werden, wie sie die Welt nie gesehen hat.

Ein stern-Team hat sich aufgemacht, die Menschen hinter diesen scheinbaren Selbstverständlichkeiten zu treffen. Manche liefen nur eine Etappe in diesem historischen Rennen mit, andere warteten seit zwei Jahrzehnten auf ihren Moment, einer riskierte seine Existenz.

Fast alle sagen: Der Impfstoff, auf den die Welt wartet, wird nicht perfekt sein. Aber das Beste, was wir haben.



I. Wie ein chinesischer Forscher „Krankheit X“ entdeckte

„Ich wusste sofort, dass ich etwas Großes vor mir hatte“ Yong-Zhen Zhang

Aus der ganzen Welt kamen 2017 Forscher zu einem Kongress in Genf zusammen, von dem die Öffentlichkeit kaum Notiz nahm. Damit sich die Weltgesundheitsorganisation WHO für den Ernstfall wappnen konnte, sollten sie eine Liste von Krankheiten erstellen, die so gefährlich und ansteckend sind, dass sie ganze Länder lahmlegen könnten.

Die Forscher wählten: Zika, das den Schädel von Embryos deformiert. Mers, das Lungen löchrig macht wie Schwämme. Das Nipah-Virus, Verursacher von Hirnhautentzündungen. Neun Krankheiten insgesamt.

Ganz am Ende notierten sie: „Disease X“, Krankheit X. Es war ein Platzhalter für eine unbekannte Gefahr, von der alle wussten, dass sie irgendwo da draußen lauerte.

Rund dreieinhalb Jahre später winkt ein Mann in seine Computer-Kamera. Es ist Samstag, ein gewöhnlicher Arbeitstag für den Virologen Yong-Zhen Zhang vom Institut für öffentliche Gesundheit in Shanghai, China. Schwenkt Zhang seine Linse, sieht man an der Wand einen Spruch des Staatsgründers Mao Zedong. Bevor Zhang Forscher wurde, arbeitete er als Sekretär in einem Aufbau-Korps der Kommunistischen Partei.

Er erzählt, wie am 3. Januar eine Metallkiste in seinem Labor eintraf. Sie enthielt, gekühlt mit flüssigem Stickstoff, Spülflüssigkeit aus der Lunge von Patienten in Wuhan. Für sein Team begann eine Routinearbeit: die Krankheitserreger genetisch zu bestimmen. Dass eine der Proben eine besondere war, wusste Zhang nicht.

Yong-Zhen Zhang betreibt ein virologisches Überwachungsnetzwerk mit Stationen im ganzen Land. Regelmäßig schicken ihm lokale Gesundheitsbehörden Lungen von Ratten, Herzen von Fledermäusen und manchmal auch menschliche Proben, 10 000 im Jahr. Er untersucht sie auf neuartige Erreger – eine Aufgabe, die



ihm seit 20 Jahren kein freies Wochenende lässt. Er träumt davon, eine Art Wettervorhersage für Viren zu entwickeln. Eines Tages möchte er vorhersagen können, wenn ein Virus sich verändert und wann ein folgenreicher Sprung bevorsteht: vom Tier auf den Menschen.

Bricht eine neue Infektionskrankheit aus, ist eine Frage entscheidend: Wie sieht der Erreger aus? Die Antwort bestimmt darüber, wie wir uns anstecken oder schützen können; wie viele Menschen überleben und auf welche Art andere sterben. Und ohne die Antwort auf diese Frage kann kein Wissenschaftler an einem Impfstoff forschen.

Als zu Beginn der 1980er Jahre Berichte über eine Krankheit erschienen, die später den Namen „Aids“ bekommen sollte, dauerte es zwei Jahre, bis Forscher das HI-Virus isolierten. Bei Sars erhaschten Wissenschaftler nach mehreren Wochen einen Blick auf das Virus, unter dem Elektronenmikroskop. Zhangs Team brauchte zur Entschlüsselung des neuen Viren-Genoms dank neuester Geräte nicht einmal zwei Tage.

Sein Telefon klingelte am 5. Januar, um zwei Uhr morgens. Eine Mitarbeiterin redete aufgeregt auf ihn ein. Zhang fuhr ins Labor, schaute auf den genetischen Code. Er sagt: „Ich wusste sofort, dass ich hier etwas Großes vor mir hatte.“

Das Erbgut von Sars-CoV-2 besteht aus 29 903 Basen, einzelnen Code-Elementen, abgekürzt mit den Buchstaben A, G, C und U. Die Reihenfolge der Buchstaben verrät, wie das Virus aufgebaut ist, wie es angreift und wie es sich vermehrt. Aber auch, wo es verwundbar ist.

Yong-Zhen Zhang erkannte in der Folge den Bauplan der Virenhülle. Er erkannte, wie das Virus an Wirtszellen andocken konnte. Und er erkannte, dass es sich leicht über die Atemwege verbreiten und somit hochansteckend sein würde. Noch am Morgen warnte Zhang die Verantwortlichen in Wuhan.

Sechs Tage später, am 11. Januar, als die Fallzahlen stiegen, sprach Zhang mit einem australischen Forscherkollegen. „Wir müssen veröffentlichen“, sagte der. Zhang dachte an seine frühere Arbeit als Sekretär. Er wusste, wie sich die Partei in das



Leben von Menschen einmischen kann, dass sie volle Kontrolle über Informationen behalten wollte. Dann dachte er an seine Gespräche mit Ärzten aus Wuhan, an die Zeichen ihrer Hilflosigkeit.

Spricht man Zhang auf Berichte an, nach denen sein Institut kurz nach der Veröffentlichung geschlossen wurde, bestreitet er das nicht. Er sagt: „Wir wurden in unserer Arbeit beeinträchtigt. Fragen Sie mich in fünf Jahren noch einmal.“

Eine Stunde nach dem Gespräch mit dem australischen Kollegen ging ein Eintrag in einem Virologie-Forum online: „Im Namen des Konsortiums geführt von Professor Yong-Zhen Zhang“.

Das Genom von „Disease X“ stand nun erstmals für Impfstoff-Forscher aus der ganzen Welt zum Download bereit.

II. Ein Krankenhaus voller Freiwilliger

„Wenn die Hoffnung stirbt, stirbst auch du“ Antonia Cruz

Bald nachdem die Impfstoff-Studie in Brasilien Ende Juni gestartet war, verbreitete sich im Universitätsklinikum die Nachricht, dass die allererste Probandin aus den eigenen Reihen kam. Bald taten der Mundchirurgin Denise Abranches am Abend die Füße weh, weil sie auf hochhackigen Schuhen am Bett ihrer Patienten stand. Sie wollte gut aussehen, wenn sie Journalisten empfing, um ihre Mission als Impf-Probandin zu verbreiten: „Auch Sie können ein Freiwilliger werden!“ Bald nahmen immer mehr Kollegen den Weg vom Krankenhaus hinunter zum Testzentrum.

Heute ist das Universitätskrankenhaus von São Paulo ein einziges großes Versuchspersonen-Haus: der Wachmann am Eingang; die Pförtner an der Anmeldung; die Frau, die Essen ausfährt; Ärztinnen, Pfleger: Hunderte haben die Spritze bekommen.



Als wir die Chefin der Intensivstation fragen, warum sie sich freiwillig gemeldet hat, führt sie in einen Raum, groß wie eine Turnhalle, wo Covid-19-Patienten kreisförmig aufgebettet sind. Die meisten liegen im Koma, viele haben einen Schlauch im Hals. Die Chefin zeigt auf die Betten und sagt: „Ich bin seit 30 Jahren Intensivmedizinerin. Noch nie habe ich eine so zerstörerische Krankheit wie Covid gesehen.“ Sie spricht es brasilianisch aus: „Covidsche“. Es klingt wie ein Kosename.

An einem Bett fährt Denise Abranches mit einem Wattestäbchen durch den Mund eines Patienten. Als die Infektionszahlen anstiegen, konnte sie hier beobachten, wie zunächst eine zweite Covid-19-Station eröffnet wurde, dann eine dritte und schließlich eine vierte. Irgendwann druckten die Pfleger Fotos groß auf ihre Namensschilder, damit halb wache Patienten die Gesichter hinter den Masken sehen konnten. Und dann kam der Morgen, als alle Selbstanfeuerungen drohten in sich zusammenzubrechen: Denise Abranches sah in einem der Betten einen jungen Kerl mit einer Sauerstoffmaske über Mund und Nase, und als sie herantrat, erkannte sie einen Kollegen.

Wie viele ihrer Kollegen hat sie schon einmal geträumt, selbst intubiert zu werden. Wie alle meidet sie Kontakt zu Freunden und ihren Eltern. Abranches schläft seit Monaten allein. Ihren Partner trifft sie in der Tiefgarage, wo sie von Autofenster zu Autofenster sprechen.

Anfang Oktober steht eine andere Freiwillige, die Krankenschwester Antonia Cruz, Probanden-Nummer 847, vor dem Testzentrum. Ein Gebäude wie eine überdimensionierte Tiefgarage, halb Stein, halb Wellmetall-Konstrukt, hektisch hochgezogen. Cruz wird an diesem Tag ihre zweite Dosis bekommen.

Sie wohnt mit ihrer Tochter neben einer Favela am Rande von São Paulo, knapp zwei Stunden braucht sie mit Bus und Bahn zur Arbeit. Wenn die Straßen ihres Viertels vom Regen überschwemmt sind, dauert es noch eine Stunde länger. Ihr Lohn als Krankenschwester reicht für ein zufriedenes Leben, in dem sie Futter für ihre Hunde kaufen und ab und zu zum Samba gehen kann. Geld für die Studienteilnahme erhält sie nicht.



Während der ersten Krankheitswelle arbeitete Cruz im elften Stock des Krankenhauses auf der Pneumologie. Verschlechterte sich ein Covid-19-Patient, schob sie ihn in den Aufzug und drückte das sechste Stockwerk: Intensivstation. An manchen Tagen fuhr sie viermal.

Auf dem Höhepunkt der Krise ließ sie Patienten ihr Handy, um Angehörige anzurufen; sie schmuggelte selbst gekochtes Essen der Familien ins Krankenhaus und fragte jeden, den sie auf die Intensivstation fahren musste, nach seinen Plänen für die Zeit nach dem Krankenhaus. Sie sagt: „Wenn die Hoffnung stirbt, dann stirbst auch du.“

III. Die Suche nach der universellen Impfstoff-Verpackung

„Am Anfang waren wir überzeugt, dass es einfacher wird“ Mariola Fotin-Mleczek

Wie die Pandemie unser Leben durchdringt, sieht man an Wörtern, die wie selbstverständlich benutzt werden: „R-Wert“ und „Lockdown“, „Aerosole“ und „FFP2-Masken“. Ein Wort aber könnte die Pandemie stärker beeinflussen als alle anderen. Es lautet „Impfplattform“. Fragt man bei Biontech in Mainz nach dem Geheimnis des Erfolgs, heißt es: „Wir haben die breiteste Plattform.“ Die Forscher aus Oxford brüsten sich mit: einer „weltweit führenden Plattform“. Moderna nennt seine Plattform schlicht „revolutionär“.

Warum Investoren Millionen geben? Wegen der Plattform. Warum die Entwicklung so schnell geht? Plattform. Warum die Hoffnung so groß ist? Plattform.

Bis auf wenige Ausnahmen setzen alle Entwickler in dieser Pandemie auf eine Impfplattform. Doch was meinen sie damit?

Seit der Erfindung von Impfstoffen vor mehr als zwei Jahrhunderten geht es immer um das Gleiche: eine harmlose Kopie eines Krankheitserregers zu entwickeln und diese Kopie so in den Körper einzuschleusen, dass unser Immunsystem reagiert.



Dabei bilden sich Abwehrzellen und spezielle Eiweiße, die Antikörper – die uns im Ernstfall gegen den echten Erreger verteidigen.

Mit jeder neuen Krankheit mussten Forscher eine neue Erreger-Kopie bauen, jedes Mal mussten sie neu überlegen, wie ihre Nachbildung eine Immunantwort hervorruft. Ein zeitraubender, aufwendiger Prozess.

Schon in den 1990er Jahren stellten sich Wissenschaftler deshalb eine visionäre Frage: Was, wenn man eine Art universelles Transportvehikel für Erreger-Kopien schüfe? Eine Art Verpackung, in die man später nur noch passende Bruchstücke eines neuen Angreifers würde einsetzen müssen? Und was, wenn man für den Bau dieser Bruchstücke das Genom des Erregers benutzen würde, die genaueste Bauanleitung, die es in der Welt des Lebendigen gibt?

Dies ist die Idee der Impfplattform.

Im Fall von Sars-CoV-2 lässt sich als Verpackung ein harmloses Virus wählen und der genetische Code für ein bestimmtes Oberflächenmerkmal des bösartigen Erregers in dieses einsetzen. Diese Plattform heißt Vektor-Impfung. So gehen die Forscher aus Oxford vor.

Es gibt aber auch eine Verpackung, die selbst aus einem Stück genetischem Code besteht, aus dem Botenmolekül mRNA. In dieses Molekül setzt man ein Stück Bauplan des neuartigen Erregers ein. Diese Technologie heißt mRNA-Impfung. Durch sie werden einige unserer Zellen zu einer mikroskopischen Fabrik und produzieren kleine Eiweiß-Bruchstücke des Virus. Den Eiweißen aus dem Virus-Bauplan fehlen sämtliche krank machenden Eigenschaften, doch das Immunsystem erkennt sie als körperfremd und lernt so, auch das echte Virus abzuwehren. Die mRNA wird anschließend von der Zelle zerlegt, von ihrem Code bleibt nichts zurück. Auf diese Technologie setzen Moderna und Biontech.

Doch die eigentlichen Pioniere der mRNA-Plattform sitzen ganz im Süden von Deutschland, in Tübingen.



Die Firma Curevac breitet sich auf einem Hügel über der Stadt aus wie ein in Beton und Glas gegossenes Zukunftsversprechen. Im Frühling bezogen die rund 500 Mitarbeiter ihr neues, fünfstöckiges Hauptquartier. Nebenan ragt ein neues Produktionsgebäude auf. Das Kapital, das all das schuf, verdankt sich einem Zufall: Der Gründer von Curevac, damals noch an der Universität, experimentierte im Jahr 2000 für seine Doktorarbeit. Für einen Kontrollversuch spritzte er einer Maus künstlich hergestellte mRNA-Moleküle, tötete sie und schnitt ein Ohr ab. Legte es in eine Kontrollflüssigkeit. Das Ohr leuchtete blau. Der Doktorand staunte. Bis dahin dachten Forscher, künstliche mRNA würde im Organismus unverarbeitet zersetzt. Doch der Mäusekörper hatte sie ausgelesen und ein Eiweiß produziert, das nun durch den blauen Leuchtstoff angezeigt wurde.

Was würde geschehen, fragte er sich, wenn er mit Hilfe seines mRNA-Moleküls eine Virusattacke simulieren würde? Könnte er so eine Antwort des Immunsystems nach seinen Wünschen auslösen?

Mariola Fotin-Mleczek ist die technische Leiterin und Vorständin von Curevac. Jahrelang, erzählt sie, hätten sie nach der Gründung der Firma an einer scheinbar simplen Aufgabe gearbeitet: eine Balance zu finden.

Spritzt man Viren-Gene pur, also fast ohne mRNA-Verpackung, reagieren die Zellen kaum. Sie bilden zu wenige Viren-Bruchstücke, und es findet keine Immunreaktion statt. Entwirft man dagegen eine besonders auffällige Verpackung, wird der normale Zellstoffwechsel gestört. Es ist ein sensibles Gleichgewicht, es zu finden ein experimenteller Ausdauersport. Fotin-Mleczeks Team baute an ihre Verpackung Teile an. Sie erprobten, ob gefaltete mRNA-Stränge besser funktionierten, und schützten sie mit einer Hülle aus Fettstoffen vor vorzeitigem Zerfall. „Am Anfang waren wir überzeugt, dass es einfacher wird“, sagt Fotin-Mleczek.

Sie beobachteten, wie andere Firmen das Forschungsgebiet entdeckten, Moderna in den USA und Biontech in Mainz. Wie die sich in ihren Patenten auf Patente von Curevac bezogen und die Technologie weiterentwickelten. Ihren Schöpfungen gaben



die Forscher immer kompliziertere Namen: Uridin-haltige mRNA. Fremdreplizierende mRNA. Nukleosid-modifizierte mRNA.

Ihre Ansätze füllten bald ganze Lehrbücher.

Dann, im Januar 2020, verfolgten die Curevac-Leute früher als die Öffentlichkeit die Berichte aus Wuhan und erkannten: Erstmals würden sich die Impfplattformen global und gleichzeitig beweisen müssen.

IV. Von der Kunst, 40 000 Freiwillige zu rekrutieren

„Ich halte ein Stück Erwartung der ganzen Welt in meinen Händen“ Sue Ann Costa Clemens

Das Virus war längst angekommen in Brasilien, als Präsident Jair Bolsonaro Covid-19 „ein Grippchen“ nannte. Er sehe keinen Grund für weitreichende Schutzmaßnahmen. Menschen auf der ganzen Welt erahnten das medizinische Drama, das mit diesen Worten auf Brasilien zurollte. Impfstoff-Forscher erahnten noch etwas: eine Chance.

Genügen in der ersten Phase einer Studie wenige Menschen, um lediglich Dosierung und Verträglichkeit eines Impfstoffs zu testen, muss er in Phase 3, der letzten Studienphase, beweisen, dass er tatsächlich schützt.

Dafür werden Probanden in zwei Gruppen aufgeteilt. Eine bekommt den Impfstoff, die andere ein Placebo. Dann beginnt das Warten. Wie viele Probanden erkranken – und vor allem: Wie viele der Infizierten kommen aus welcher Probandengruppe? Dabei darf man die Versuchspersonen natürlich nicht aktiv mit dem Virus in Kontakt bringen. Sie müssen sich in ihrem Alltag infizieren, auf dem normalen Verbreitungsweg der Krankheit. Je wahrscheinlicher die Menschen dem Virus begegnen, je mehr Fälle es in einem Land gibt, desto besser für die Studie.



„Man muss sehr schnell sein, um die steigende Infektionskurve nicht zu verpassen“, sagt Sue Ann Costa Clemens. Die Brasilianerin ist eine Frau mit vielen Berufen. Derzeit lehrt sie unter anderem als Professorin für Infektionskrankheiten an der Universität Siena, Italien, außerdem ist sie Gastprofessorin in Oxford und leitet die klinische Abteilung eines brasilianischen Forschungsinstituts. Vor einigen Jahren organisierte sie 60 000 Probanden in zwölf Ländern für eine Studie gegen das Rotavirus, Auslöser von Durchfallerkrankungen bei Kleinkindern. Der Leiter der Oxford-Gruppe, ein alter Bekannter, wusste: Wenn jemand innerhalb kürzester Zeit die Logistik für einen Corona-Impfstoff-Test stemmen kann, dann Sue Ann Costa Clemens. Bis heute erinnert sie sich an den Anruf aus England: „Sue Ann, kannst du für uns eine Phase-3-Studie in Brasilien organisieren?“

Seit diesem Moment, sagt Costa Clemens, „halte ich ein Stück der Erwartung der ganzen Welt in meinen Händen“. Das Design einer Phase-3-Studie gleicht einer komplexen Rechenaufgabe. Sie soll vor allem eines leisten: den Zufall ausschließen. Erkrankten zum Beispiel drei Menschen aus der Placebo-Gruppe an Covid-19, aber nur einer aus der Gruppe der tatsächlich Geimpften, lässt sich über die Wirkung des Impfstoffs noch nichts sagen. Denn die anderen Geimpften könnten einfach keinem Kranken begegnet sein – oder die Placebo-Probanden setzten sich einem höheren Ansteckungsrisiko aus. Mit jedem Krankheitsfall unter den Probanden aber sinkt statistisch das Restrisiko, dass die Studie eine Wirksamkeit zeigt, wo eigentlich fast keine ist.

Will man innerhalb kurzer Zeit auf die nötige Zahl von Krankheitsfällen kommen und so ein aussagekräftiges Verhältnis zwischen Infizierten unter den Placebo-Empfängern und den Geimpften herstellen, braucht man nicht nur ein Land, in dem das Virus stark zirkuliert, sondern auch viele Probanden: etwa 40 000.

Immer wieder, erzählt Costa Clemens, höre man von riesigen Impfstoff-Studien. Als sei dies so einfach: dass innerhalb weniger Wochen Zehntausende Menschen angeworben, gespritzt und nachkontrolliert werden.



Anfangs sollte sie 2000 Versuchspersonen für den brasilianischen Teil der Oxford-Studie rekrutieren. Später baten die Engländer um Verdopplung, und als Costa Clemens auch das schaffte, die Verdopplung zu verdoppeln.

Mehrere Tausend Menschen, das sind mehrere Tausend Geschichten. Jeder hat ein anderes Alter, vielleicht Vorerkrankungen oder Allergien. Jede Geschichte muss dokumentiert werden; jedes Schicksal engmaschig kontrolliert, jede kleinste Nebenwirkung zur Kenntnis genommen, jede immunologische Reaktion nach einer Impfung gemessen werden. Die Krankenschwester Antonia Cruz, die Chefin der Intensivmedizin, die Mundchirurgin Denise Abranches – alle bekommen wöchentlich eine Nachricht auf ihr Handy: „Haben Sie Fieber, Halsweh, Schüttelfrost?“

Bis zu 2000 Mal am Tag klingelt in einem der Testzentren das Telefon. Jede Woche starten Flugzeuge von verschiedenen Flughäfen in Brasilien, um die Blutröhrchen der Probanden nach England zu bringen – wo sie nach einem standardisierten Verfahren untersucht werden. Nichts darf dem Zufall überlassen bleiben.

Auch um den Schutz ihrer Mitarbeiter kümmert sich Costa Clemens. Neulich versuchten Einbrecher, in ein Testzentrum in São Paulo einzusteigen. Als sie am Alarmsystem scheiterten, drangen sie in das Privathaus der Studienleiterin ein. Sie durchwühlten das Wohnzimmer, auf der Suche nach Informationen zum Impfstoff.

Noch etwas bereitet Costa Clemens Sorge: Je besser Brasilien Corona in den Griff bekommt, desto weniger wahrscheinlich wird es, dass die Probanden in ihrem Alltag dem Virus begegnen. Irgendwann werden Impfstoff-Forscher ihre Studien hier nicht mehr durchführen können.

Und sind die ersten Impfstoffe erst mal auf dem Markt, werden es die Nachzügler im Rennen noch schwerer haben, überhaupt noch Placebo-kontrollierte Studien in der nötigen Dimension durchzuführen. Denn welche Ethikkommission würde das schon erlauben: dass Probanden ein wirkungsloses Placebo gespritzt



bekommen, wenn es längst wirksame Impfstoffe gibt? Und welcher Proband wäre dazu noch bereit? Es ist ein Wettlauf gegen den eigenen Erfolg.

V. Wie der Tod von 11 000 Menschen half, die Forschung an Corona-Impfstoffen zu finanzieren

„Ich habe mit mächtigen Freunden gesprochen, und die sprachen mit noch mächtigeren Freunden“ *Tore Godal*

Schon einmal, Jahre vor der Corona-Pandemie, brachen Forscher auf, die Welt von einem tödlichen Virus zu befreien. Schon einmal schrieben sie Fachartikel über neueste Impfstoff-Technologien, schon einmal standen sie davor, zigtausend Menschenleben zu retten.

Doch als das Virus zuschlug, konnten die Wissenschaftler nur hilflos zusehen: Mehr als 11 000 Menschen starben in den Jahren 2014 und 2015 in Westafrika an Ebola.

Sieben vielversprechende Impfstoff-Kandidaten hatten die Forscher in ihren Pipelines gehabt, alle waren erfolgreich an Affen getestet worden. Doch kein Unternehmen war bereit gewesen, Geld für große Studien an Menschen bereitzustellen. „Market failure“, Marktversagen, nennt die Wirtschaftswissenschaft dieses Phänomen. Ein Impfstoff-Experte, der damals die Lage beobachtete, formuliert es drastisch: „Keiner interessierte sich für ein paar tote Afrikaner im Busch.“

Zum Ende der Ebola-Katastrophe ging Tore Godal in Norwegen ans Telefon. Ein Wissenschaftler war am Apparat, er hatte mit Kollegen einen Artikel im renommierten „New England Journal of Medicine“ veröffentlicht: Es dürfe nicht mehr sein, dass Impfstoffe „im Tal des Todes“ sterben – ein Ausdruck in Fachkreisen dafür, dass Impfstoffe kleiner Forschergruppen es oft nicht über Tierversuche hinaus schaffen, bloß weil ihnen Geld fehlt. Es war eine Brandschrift.



Ob Godal helfen könne, einen zwei Milliarden schweren Forschungsfonds zu generieren, fragte der Autor. Jetzt, nach der Blamage in Westafrika, stünden die Zeichen günstig. Tore Godal erzählt heute per Videokonferenz: „Ich sagte, zwei Milliarden sei recht ambitioniert, aber ein bisschen weniger wäre sicher machbar.“

Godal ist eine Legende in der Impfbranche. Er ist Mitinitiator von „Gavi“, einer Organisation, die sich um die gerechte Verteilung von Impfstoffen kümmert. Gefragt danach, wie er das Geldsammeln angegangen sei, grinst er in die Laptop-Kamera: „Ich habe mit mächtigen Freunden gesprochen, und die sprachen mit noch mächtigeren Freunden.“

Am Ende entstand eine erstaunliche Allianz aus Unterstützern: Norwegen, Indien, Deutschland, Japan, die Gates-Stiftung und der britische „Wellcome Trust“ gehörten zu den Geldgebern der ersten Stunde. 2017 stellte sich die „Coalition for Epidemic Preparedness Innovations“, kurz Cepi, auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos vor.

Heute arbeiten 100 Leute in London, Oslo und Washington daran, das Gründerversprechen von 2017 einzuhalten: Nie wieder soll die Welt mit leeren Händen dastehen.

Dafür begann Cepi schon bald, Forschergruppen finanziell, aber auch fachlich zu unterstützen, die an Impfungen gegen vernachlässigte Krankheiten forschten: Ebola, wogegen es inzwischen einen Impfstoff gibt, Lassa oder etwa die Lungenkrankheit Mers. Zudem bereitete Cepi den Kampf gegen „Disease X“ vor – wenige Jahre, bevor der Forscher Zhang das Coronavirus in China entschlüsselte.

Schon vor der Pandemie stand das Tübinger Unternehmen Curevac mit seiner Impfstoff-Plattform auf der Förderliste, genau wie die Universität Queensland oder das „Imperial College“ in London. Als die ersten Nachrichten über das Virus eintrafen, bekamen etliche Forscher von Cepi schon im Januar sinngemäß die Nachricht: Bitte jetzt auf Sars-CoV-2 konzentrieren! Noch bevor andere Geldgeber das Ausmaß des neuen Virus überhaupt erkannt hatten, konnten manche Firmen



mithilfe dieser jungen Allianz ihre Forschung an vielversprechenden Impfstoff-Kandidaten vorantreiben – und so wertvolle Monate gewinnen. Im Gegenzug für die Unterstützung müssen sie im Erfolgsfall die Fördergelder teils zurückzahlen und ihre Impfung kostengünstig für Entwicklungs- und Schwellenländer bereitstellen: eine Win-win-Situation.

VI. Wie ein Mainzer Unternehmen das Rennen um den Impfstoff gewann

„Hier bin ich“ Ugur Sahin

Das Ungewöhnliche zeigt sich, wenn man auf das Normale schaut: Zehn Jahre, acht Monate und sechzehn Tage braucht ein Impfstoff im Schnitt von den ersten Experimenten bis zur Zulassung. Nur sechs Prozent aller Kandidaten erreichen das Ziel. Ein neu zugelassener Impfstoff ist nicht der wahrscheinliche Ausgang. Es ist stets der unwahrscheinliche.

Um das Ungewöhnliche zu verstehen, kann man den Biontech-Gründer Ugur Sahin in Mainz besuchen, Adresse: An der Goldgrube 12. Seit seine Firma als erste weltweit ein Ergebnis der Phase-3-Studie verkündete, ist Sahin zu einem Star aufgestiegen, das Kind türkischer Fabrikarbeiter, das es zum Professor für Tumormedizin brachte. Und mit seinem Firmenanteil an Biontech zum mehrfachen Milliardär.

Der Star kommt mit einem Mountainbike zur Arbeit, vom dem der Lack abplatzt. Sein Büro liegt gegenüber von Laboren, wo Mitarbeiter in weißen Kittel Proben pipettieren. Auf der Treppe nimmt er zwei Stufen auf einmal. Ugur Sahin verliert ungern Zeit.

Zum Experten für Coronaviren wurde Sahin in drei Tagen. Ende Januar stieß er auf einen medizinischen Bericht über eine chinesische Familie, in der sich der Erreger



blitzschnell verbreitet hatte. Er recherchierte zu „Wuhan“ und fand: internationaler Flughafen, Verkehrsknotenpunkt, Gefahr weltweiter Ausbreitung. Nun stieg in Sahin eine drängende Gewissheit auf: Der große Moment für seine über Jahre entwickelte mRNA-Technologie stand bevor. Er räumte sich das gesamte Wochenende frei.

Sahin studierte, wie Impfstoff-Kandidaten gegen Sars und Mers funktionierten. Fand die Arbeit des Chinesen Zhang. Schnitt den genetischen Code von zwei Viren-Bruchstücken aus, wählte verschiedene seiner Impflattformen aus. Am 27. Januar, aus Bayern wurde der erste Corona-Fall Deutschlands gemeldet, informierte Sahin die Führungskräfte seiner Firma. Man steuere auf eine Pandemie zu, sagte er. Er habe schon Designs für Impfkandidaten vorbereitet; man müsse sofort mit der Entwicklung beginnen. Sahin schaute in ungläubige Gesichter.

Ugur Sahin springt auf, läuft zu einer Tafel in seinem Büro und sagt: „Ich mal’s eben auf.“ Er ordnet seine Teams kreisförmig, verbindet sie mit Pfeilen. In die Mitte zeichnet er einen weiteren Knubbel. „Hier kommt alles zusammen“, sagt er: „Hier bin ich.“

Vor Covid-19 sei ein Team erst gestartet, wenn alle Vorarbeiten erfolgreich abgeschlossen waren, wie bei einem Staffellauf: „Diesmal sind alle gemeinsam losgelaufen.“ Während eine Gruppe mit der Zulassungsbehörde über Studien am Menschen sprach, wartete die Tiergruppe noch auf einen Durchbruch: dass jemand Mäuse züchtet, die an Covid-19 erkranken können. Während eine Gruppe Zellkulturen auf Antikörper untersuchte, schrieb die andere schon an Anträgen für Behörden. Bald waren 400 Spezialisten mit der Covid-19-Impfung beschäftigt. Und als erste Versuchsaffen mit dem Coronavirus infiziert wurden, ging eine Meldung online: „Probanden gesucht. Bitte melden.“

Dass Ugur Sahin schneller war als andere, dass Curevac seinen Impfstoff-Kandidaten im November erst an einigen Hundert Menschen getestet hat und Biontech bereits an mehr als 40 000, hängt auch damit zusammen, dass er einen mächtigen Partner wählte: Pfizer. Die US-Firma ist ein Schwergewicht der Pharmaforschung, mit



Arzneimittel-Fabriken auf allen Kontinenten und 92 Substanzen in Studien am Menschen.

In einem Studienzentrum in Mannheim flossen bald zehn Milliliter Impfstoff in den Muskel eines ersten Probanden. In den USA fragten Menschen bei Pfizer, ob auch sie an einer Studie teilnehmen könnten. Eric Coe aus Florida war einer von ihnen, 74 Jahre alt, Risikogruppe. Er reist viel, spielt Tennis, baut mit seiner Firma Shoppingzentren. Sein Motiv für eine Teilnahme: endlich wieder in Restaurants gehen zu können, wieder Golfen mit dem Enkel. „Rein egoistisch“, sagt er.

Als Coe nach dem Einstich Schüttelfrost bekam und seine Temperatur auf fast 39 Grad stieg, als er seinen Arm kurzzeitig nicht mehr über den Kopf heben konnte, war er glücklich. Er hatte kein Placebo bekommen.

VII. Wie die Impfungen zu den Menschen kommen

„Die Leute denken, man könnte diese Kühltruhen einstecken und sofort benutzen“ Lothar Hoffmann

In Deutschland kauft der Bund die Impfstoffe, die Länder werden sie verteilen. Manche Impfstoffe müssen so kalt gelagert werden, wie es kaum eine Hausarztpraxis oder Apotheke kann: der mRNA-Impfstoff von Biontech zum Beispiel bei minus 70 Grad.

Thüringen baut zwei zentrale Lager, Ort geheim, Wachmänner, Alarmanlage. Von dort aus, so der Plan, soll Impfstoff in eines von 29 Impfzentren ausgeliefert oder in die Taschen von mobilen Impfteams gepackt werden, die etwa Altenheime besuchen.

Bestellliste: Rund 5,3 Millionen Kanülen, 2,4 Millionen Spritzen zur Anwendung (1 Milliliter), 720 000 Spritzen zur Verdünnung (2 und 5 Milliliter), 10



560 Tupferrollen; 4 Ultratiefkühlschränke, Fassungsvermögen 550 Liter; 2 Ultratiefkühltruhen, 400 Liter.

„Die Leute denken, man könnte diese Kühltruhen einstecken und sofort benutzen“, sagt Lothar Hoffmann, Vizepräsident des Thüringer Landesamts für Verbraucherschutz. Er weiß es besser. Als Erstes: spezielle Schutzhandschuhe für Tiefsttemperaturen; unterbrechungsfreie Stromversorgung, falls das Netz ausfällt – verlegen sie teilweise ganz neu. Dann die Inbetriebnahme: Das Personal muss die Truhe an verschiedene Orte rücken. Überall messen, wie schnell sie runterkühlt und wie lange sie bei offener Tür kalt bleibt. Ein einwöchiger Prüfzyklus, für jede einzelne Truhe.

Hoffmann nennt es „die hohe Komplexität der Dinge“. Seine Teams müssen dafür sorgen, dass in den Impfzentren die exakte Anzahl von Dosen ankommt. Maximal fünf Tage nachdem der Impfstoff die Tiefkühlung verlassen hat, muss er verabreicht sein.

Fünf Minuten Aufklärungsgespräch und Vorbereitung pro Besucher. Zwölf Besucher pro Stunde. In der Woche werden sie in Thüringen etwa 30 000 Menschen schaffen. Bundesweit werden es je nach Impfstoff mehrere Hunderttausend sein. Für den vollständigen Schutz muss die Impfung einmal aufgefrischt werden. Viele Impfwillige werden monatelang auf ihre zwei Termine warten müssen.

VIII. Wie ein Computerprogramm mit über die Verteilung der Impfstoffe entscheidet

„Man merkt, was man alles nicht weiß“ Stefan Scholz

In der obersten Etage des Robert Koch-Instituts (RKI) in Berlin ist die Pandemie ein Computercode auf ockerbraunem Grund. Tausende Zeilen, die mit darüber entscheiden werden, ob zuerst die Schwachen geimpft werden oder die Schulkinder; der Putzmann oder die Lehrerin; die Ärztin oder ihr Patient.



Geschrieben hat die Zeilen Stefan Scholz, zusammen mit Kollegen. Scholz hat einen Abschluss in Public Health und in Statistik. Erst im Frühjahr des vergangenen Jahres hat er mit drei Kollegen sein Büro bezogen. Eigentlich sollte das Team ein Modell zur Übertragung von Meningokokken entwerfen, Bakterien, die Hirnhautentzündungen auslösen. Als Corona kam, haben sie umgesattelt, jetzt arbeiten die vier nur an einer Aufgabe: die Pandemie am Computer nachzubauen.

Das „mathematische Transmissionsmodell“ soll simulieren, wie sich die Seuche in Deutschland mit einer Impfung verändert: wie viele Menschen an Covid-19 erkranken und welche Symptome sie haben; welcher Anteil ins Krankenhaus muss und wie viele sterben. Wenn es funktioniert, kann das Modell Antworten auf entscheidende Fragen liefern: Was würde passieren, wenn man nur die Alten impft? Die Kinder? Die Ärzte?

Um Futter für das Programm zu finden, sammeln Scholz und seine Kollegen unfassbar viele Daten. Tausende Fragebögen haben sie an die Bevölkerung verschickt. Egal, ob ein Vater seinem Sohn einen Gutenachtkuss gibt oder sich eine halbe Stunde von einer Schuhverkäuferin beraten lässt: Scholz will wissen, welche Altersgruppen wo und wie lange miteinander Kontakt haben. Auch die Meldedaten der Gesundheitsämter helfen, jedes noch so kleine Detail der Krankheit zu erfahren. Scholz schaut, wie viele der Positivgemeldeten Husten hatten und wie viele auch Fieber; wie viele beatmet werden mussten und ob sie noch leben.

Scholz' Arbeitsgruppe ist Teil des „Fachgebiet Impfprävention“ am RKI. Es besteht aus mehreren Teams und soll vor allem die Ständige Impfkommission (Stiko) mit Informationen versorgen. Das Gremium zählt 18 Mitglieder; Allgemeinärzte, Epidemiologen, Statistiker, Experten für öffentliche Gesundheit. In der Pandemie müssen sie empfehlen, wer die neuen Impfstoffe wann bekommen soll.

Denn Scholz' Programm kann zwar die Effekte der Impfung berechnen, aber welche Prioritäten es setzen soll, ist eine ethische und politische Frage: Soll die Zahl der Krankenhauseinweisungen sinken? Oder nur die Zahl der Toten? Und spielen die gewonnenen Lebensjahre eine Rolle? Ist das Leben eines 20-Jährigen schützenswerter



als das von fünf 80-Jährigen? Der Vorsitzende der Stiko, Thomas Mertens, sagt: „Solche extremen Fälle können Sie immer konstruieren, das ist das Wesen einer Priorisierung.“ Er und seine Kollegen aber kümmern sich um die Gesundheit einer ganzen Nation.

Stefan Scholz liebt die Arbeit am Computermodell, weil es erbarmungslos die Schwachstelle jeder menschlichen Besserwisserei ausleuchtet: „Es zeigt, was man alles nicht weiß.“ Wie viele Infizierte ohne Symptome gibt es tatsächlich? Wie gut schützen Masken wirklich? Eine der entscheidenden Fragen der nächsten Monate ist: Verhindert die Impfung nur die Covid-Symptome oder auch eine Übertragung des Virus?

Auch nach der Zulassung der ersten Impfstoffe wird Scholz Menschen in seinem Modell deshalb immer noch einen Mundschutz aufsetzen oder Schulen schließen. Eine Impfung wird das Virus schwächen, Krankheitsverläufe mildern, die Zahl der Kranken senken. Aber Sars-CoV-2 wird nicht einfach verschwinden. Scholz sagt: „Wir werden noch Jahre mit dem Virus leben.“

IX. Wie man das Vertrauen in Impfstoffe stärkt

„Man muss den Leuten ehrlich sagen, dass es keine hundertprozentige Sicherheit geben kann“ Cornelia Betsch

Noch eine weitere Zahl fließt in das „mathematische Transmissionsmodell“ ein. Sie kann das Wagnis des Genom-Finders Zhang vergeblich machen, der seine Karriere aufs Spiel setzte, um die Welt zu warnen; genauso die jahrelange Arbeit der mRNA-Forscherin Fotin-Mleczek; die Leistung der Studien-Organisatorin Costa Clemens, die Unterstützung von Cepi oder den Erfolg von Ugur Sahin. Die Zahl könnte den Verlauf dieser Pandemie bestimmen. Die Psychologin Cornelia Betsch von der Universität Erfurt lässt sie regelmäßig deutschlandweit messen, mit der Frage: „Würden Sie sich gegen das Coronavirus impfen lassen?“



Waren im April noch 79 Prozent der Menschen zu einer Impfung gegen Covid-19 bereit, sank die Zahl seitdem auf 54 – kaum mehr als jeder Zweite.

Das Vertrauen in die Sicherheit, sagt Betsch, beeinflusse die Impfscheidung am stärksten. Wer es erhöhen möchte, der müsse vor allem eines: richtig kommunizieren. Es gibt dafür vielfach erprobte Regeln: nicht zu hohe Erwartungen wecken. Zuhören, welche Fragen in sozialen Medien gestellt werden. Auf Falschinformationen schnell reagieren. Und man muss deutlich machen, dass die Zulassungsbehörden, auch wenn Impfstoffe schon auf dem Markt sind, weiter Meldungen über Nebenwirkungen sammeln, auswerten und im Zweifel reagieren. „Man muss den Leuten aber auch ehrlich sagen, dass es bei Impfstoffen keine hundertprozentige Sicherheit geben kann“, sagt Cornelia Betsch, „wie bei keinem medizinischen Produkt.“

Der Vorsitzende der Stiko, Thomas Mertens, sagt: „Natürlich kann ich mir theoretisch Risiken einer Corona-Impfung überlegen. Sie können aber auch morgen von einem Eisklotz erschlagen werden, der sich von einer Boeing 747 löst. Ich bin 70 Jahre, nicht kerngesund und übergewichtig. Natürlich lasse ich mich impfen.“

Manchmal, wenn Denise Abranches, die erste Phase-3-Probandin Südamerikas, am Bett eines Patienten steht und dessen Rachen desinfiziert, hält sie kurz inne. Sie nimmt die Hand des Kranken und sagt: „Wir werden uns bald besser gegen dieses Virus verteidigen können. Ich nehme an einer Studie teil, damit dieses Leid endet.“

Die Wände auf den Gängen der Intensivstation hängen voll von Dankeschreiben, „zur Motivation!“, sagt die andere Probandin, die Chefin der Station. Die Dankesworte stammen nicht nur von Erfolgsfällen. Sondern auch von Angehörigen, die ihre Liebsten verloren haben: Rund 60 Prozent aller, die hier an Maschinen beatmet wurden, haben nicht überlebt.

Ob das nicht frustrierend sei?, fragen wir, das stern/GEO-Team. Da schüttelt die Chefin den Kopf und sagt: „Kommen Sie mal mit!“ Sie führt zu einer Stellwand, auf der kleine Papierherzchen kleben. Auf jedem Herz steht der Name eines



Überlebenden. Die Chefin tippt auf ein Herz: „Juliano, 33 Jahre. Lag fünf Monate hier, sieben Mal blieb sein Herz stehen! Jetzt ist er zu Hause.“

Sie tippt auf weitere Namen, zu jedem kann sie eine Geschichte erzählen. „Sie können darüber berichten, wer hier alles gestorben ist“, sagt sie schließlich. „Oder Sie erzählen eine Geschichte der Zuversicht.“

232 Herzen kleben auf der Wand.

Mitarbeit: Jan Christoph Wiechmann und Anuschka Tomat



Ins kalte Wasser

Als Baby weggegeben, als Kind fast ertrunken, als Athletin gefeiert: Wenn in ein paar Tagen die Paralympics beginnen, ist die Schwimmerin Gina Böttcher eine der größten deutschen Hoffnungen. Über den Kampf ihres Lebens.

Von Thorsten Schmitz, Süddeutsche Zeitung, 14.08.2021

Gina Böttcher ist zwölf Jahre alt, als sie im Wasser verschwindet. Sie sieht damals ihre beiden Brüder im Schwimmbecken planschen, sie möchte zu ihnen, zu Theo und Emil, immer tiefer hüpfte sie hinein. Das Wasser reicht ihr bald bis zum Hals, bis zum Kinn, es umspült die Nase, dann ist ihr ganzer Kopf untergetaucht.

Nie wirst du schwimmen können. Mit diesem Satz wächst Gina auf. Ärzte und Therapeutinnen sagen ihn, Kindergärtnerinnen und Lehrer. Ihre Eltern denken das auch. Wenn die anderen Schülerinnen und Schüler ihrer Klasse ins Hallenbad gehen, lassen die Lehrer sie mit einem Ball spielen.

Gina ist mit fehlgebildeten, verkürzten Armen und Beinen zur Welt gekommen. Wo üblicherweise die Ellenbogen beginnen, sind bei Gina die Finger, vier an jedem Arm. Ihre Beine enden an den Knien, ihre Füße sind nicht nach vorne gerichtet, sondern nach hinten. Treppen steigt Gina rückwärts hinunter. Im Medizinlexikon Thieme, einem Standardwerk für Krankheiten, gibt es auf Seite 406 zwei Fotos von ihr als Baby.

Niemand hört sie, als sie damals, mit zwölf, panisch unter Wasser schreit. Sie muss es selbst schaffen. Sie strampelt, bis sie wieder Boden unter ihren Füßen spürt. Sie hat überlebt. Sie entwickelt panische Angst vor Wasser. Es wird ihr Feind.



Oktober 2020. Noch 11 Monate

„Tag.“ Ihre langen, dunklen Haare sind noch nass, die Haut zwischen ihren Augenbrauen ist rot und ausgetrocknet vom Chlorwasser. Sie ist auf ihrem Longboard zum Schwimmtraining am Olympiastützpunkt Brandenburg gerollt, in Potsdam. Gleich wird ihr Vater sie mit dem Auto wieder abholen. Ob man sie, eine der großen deutschen Hoffnungen der Paralympics im Sommer 2021, bis zu diesem lang ersehnten Ziel begleiten dürfe? Gina, 19 Jahre alt, ist einverstanden, nur einen Wunsch hat sie: Bitte nicht „Sie“ sagen. Und schon verabschiedet sie sich wieder.

Aus dem Mädchen, das fast ertrunken wäre, ist eine der schnellsten Schwimmerinnen der Welt in ihrer Startklasse geworden. Aus ihrem Kampf ums Überleben ist der Kampf ihres Lebens geworden, aus dem Feind ein Verbündeter: das Wasser, es trägt sie heute. Am besten bis nach Tokio.

Die Paralympics, die Olympischen Spiele für behinderte Sportler, finden nur alle vier Jahre statt. Eine große Chance, sich vor der ganzen Welt zu beweisen. Die beste Gelegenheit, es der ganzen Welt zu beweisen.

November 2020. Noch 10 Monate

Ein trüber Spätherbsttag in Geltow am Schwielowsee, einer kleinen Gemeinde nahe Potsdam. Gina Böttcher sitzt auf ihrem breiten Bett im ersten Stock des hellen Einfamilienhauses. Hier macht sie Hausaufgaben, hört Musik, am liebsten Deutschrap von Fero47 und Samra. Hier schaut sie fern, surft im Internet, kreierte Instagram-Storys, Bilder von sich und ihren Schwimmerfolgen, unterlegt mit Musik. Ihre Haare hat sie zu einem Zopf gebunden, das Handy liegt in ihrer Hand. Es ist kurz vor elf, Gina hat ausnahmsweise lange geschlafen, es kommt selten vor, dass sie mitten am Vormittag nicht in der Schule, nicht in der Schwimmhalle, nicht im Kraftraum ist. Ihre vierjährigen Zwillingbrüder nutzen die Gelegenheit, sie stürmen ins Zimmer, wollen mit ihr schmusen.

Diesem ersten längeren Treffen bei ihr zu Hause sind Dutzende Whatsapp-Nachrichten und Telefonate mit ihr und ihrem Trainer vorausgegangen. „Musst du



Maik fragen“, hat sie oft geschrieben. Für das Gespräch hat er ihr nun ein paar Stunden freigegeben. Wer für die Paralympics trainiert, kann nicht mehr eigenständig über sein Leben bestimmen, das wird schon in den ersten Wochen klar, in denen Gina sich begleiten lässt. Ihre beste Freundin Anna, die in Regensburg lebt, konnte sie zum letzten Mal im Juli besuchen, für drei Tage. Das waren Ginas Sommerferien 2020, drei Tage. Nach diesem Sommer startete sie bei den Internationalen Deutschen Meisterschaften im Para-Schwimmen und stellte einen Weltrekord über 200 m Lagen auf. 4:08,80 Minuten. Bei dem Turnier wurde sie als Junioren-Schwimmerin des Jahres ausgezeichnet.

In Ginas Zimmer gibt es nur Bett, Schreibtisch, Stuhl, Wäschekorb, Waage, Kabel zum Handyaufladen und zwei Koffer hinter der Tür. Pflanzen gibt es keine, die würden vertrocknen, weil sie so selten daheim ist. Gina reist viel, von Wettkampf zu Wettkampf, und vor jedem Abflug und nach jeder Ankunft schickt ihr Trainer Maik Zeh sie ins Becken. Sonst, sagt der 35-Jährige, „fehlt das Wassergefühl“. Dieses Gefühl verlören Schwimmer schnell: „Wenn wir sonntags freihaben und montags früh wieder anfangen, werden am Montag keine Bäume ausgerissen.“ Dann werde auf dem Wasser „rumgekloppt“.

An einer Wand in Ginas Zimmer hängen Fotos von Wettbewerben und Werbung für den Deutschen Behindertensportverband, neben dem Fenster viele Medaillen. Nur ein Auszug ihrer Erfolge: zweiter Platz bei den Europameisterschaften 2018 über 200 Meter Freistil, ein dritter über die 100 Meter, noch ein dritter über 150 Meter Lagen. Sechste über die 50 Meter Brust. Bei der Weltmeisterschaft ein Jahr später wurde sie über die 50 Meter Rücken Achte, auf der gleichen Strecken im Schmetterling Siebte. Vierte über 100 Meter Freistil. Sie hält den Weltrekord über 200 Meter Lagen.

Gina will in all diesen Disziplinen bei den Paralympics schwimmen, so steht es auch online unter „Wettbewerbe“ im Steckbrief des Team Deutschland, darunter die „Startklasse“ (S4/SM4/SB3) und die „Behinderung“ (Longitudinale Fehlbildung an allen vier Extremitäten).



Auf ihrem Bett liegen Kopfhörer, Hausaufgaben über Deutschlands Nachkriegsordnung und eine Tüte Schokobonbons. Gina besucht die Sportschule „Friedrich Ludwig Jahn“ in Potsdam, die auf dem Gelände des Olympiastützpunkts Brandenburg liegt, direkt an der Havel. Sie geht in die 14. Klasse, die sogenannte Streckerklasse. Ihr Abitur macht sie in vier statt in drei Jahren.

Beim mündlichen Abitur in Sportpsychologie, ein paar Monate später im Frühjahr, werden ihr die Prüfer sagen, hätte

sie ausführlicher geantwortet, wäre ihre Note besser gewesen. Gina spricht nicht viel. Der Begleitung durch einen Reporter hatte sie zugestimmt, in der Hoffnung, „dass ich reden lerne“, wenn ihr ständig Fragen gestellt werden. Als Profischwimmerin muss sie nicht viel reden, im Becken ist sie alleine mit sich, eine Einzelkämpferin. „Wenn ich ins Wasser springe“, sagt sie und nimmt einen Schluck aus einer Sprudelflasche, „vergesse ich alles, was mich nervt und stresst.“

Gina verbringt bis zu vier Stunden am Tag im Wasser. Es ist ihr Zufluchtsort, ein Safe Space, an dem sie sich nicht verstecken muss. Das Wasser verschafft ihr jene Freiheit, die ihr im Alltag oft fehlt. Im Wasser ist sie leicht und schwebt, sie gleitet dahin. Wasser, sagt die Sportpsychologin der Deutschen Para-Schwimmer, „relativiert die Behinderung“.

Dezember 2020. 9 Monate

Die Trainingshalle am Luftschiffhafen in Potsdam ist erfüllt vom Lärm Dutzender Arme, die auf Wasser knallen. Draußen schüttet es, drinnen ist es tropisch warm. Es ist Nachmittag, Trainer Maik Zeh, Dreitagebart, Berliner Schnauze, Glatze und sehr muskulöse Oberarme, versammelt Gina und ihre Teamkollegen um sich. Ob es Fragen gebe zum Warm-up? Gina sagt: „Ja. Muss das sein?“ Alle lachen.

Sie hatte am Vormittag schon drei Stunden Land und Wasser, also Krafttraining und Schwimmen. Maik Zeh rückt seine knallblaue Brille zurecht, sagt: Verstehe, ihr wollt also lieber Eis essen.



Ginas Badekappe verrutscht im Wasser, Maik richtet sie gerade. Vier mal 50 Meter kraulen soll sie nun. Maik ruft ihr zu: „Mehr Frequenz Gina, weniger atmen!“ Gina sagt: „Puh. Bin am Arsch.“

Irgendwann, viel später, sagt Zeh einen Satz, der banal klingen mag, aber eine ganz gute Erklärung ist dafür, weshalb ein Teenager jeden Tag bis zu acht Stunden schwimmt und Gewichte stemmt, anstatt auf Partys zu gehen, Alkohol zu trinken, zu kiffen, die Nächte durchzumachen: „Klar klagen die manchmal. Aber das Mindset der Para-Schwimmer ist: Sie sind froh, dass sie Sport machen können.“

Maik Zeh ist ein Trainer, der sehr sparsam lobt. Er möchte vermeiden, dass sich die Schwimmer in seinem Team darauf ausruhen. Ginas Zeiten, sagt er, sind „anständig“, was heißt: eigentlich recht gut. Wenn sie einen Rekord schwimmt oder ihre Bestzeiten verbessert, wird nicht groß gefeiert, sondern mal auf die Schulter geklopft, ein Lächeln gibt es, aber das war’s auch schon.

134 Athletinnen und Athleten wird der Deutsche Behindertensportverband nach Tokio entsenden. Die Tradition eines großen Sportfestes für Menschen mit Handicap wurde 1948 im englischen Aylesbury begründet, mit den sogenannten Stoke Mandeville Games. Sie fanden zur selben Zeit wie die Olympischen Spiele in London statt, 16 Rollstuhlfahrer duellierten sich damals im Bogenschießen auf dem Gelände des Stoke Mandeville Hospital. 1960 wurden die Paralympics dann erstmals in Rom ausgetragen, mit 400 Athletinnen und Athleten aus 23 Nationen – seitdem ist Para-Schwimmen Teil des Wettkampfprogramms.

Um die Leistungen der Para-Schwimmer, die sehr unterschiedliche körperliche Einschränkungen aufweisen, möglichst fair bewerten zu können, wurde ein kompliziertes, für Laien nahezu undurchschaubares Klassifikationssystem erstellt. Es gibt die Startgruppen S1 bis S10, wobei S1 die Startgruppe ist für Menschen mit den größten Behinderungen. Gina ist in die Startgruppe 4 eingestuft, nur beim Brustschwimmen in der Startklasse 3. Selbst Gina versteht die Klassifizierung für ihre Startklasse S4 kaum. Kurz gesagt: S4-Schwimmerinnen und -Schwimmer haben Fehlbildungen im Skelettaufbau.



Alle Para-Schwimmerinnen und -Schwimmer dürfen unterschiedlich ins Rennen starten. Erlaubt sind außer einem Start im Stehen auch ein sitzender oder hockender Start vom Block sowie ein Start aus dem Wasser. Sehbehinderte und blinde Schwimmer dürfen bei der Wende oder im Ziel durch eine Assistenz unterstützt werden, die sich Tapper nennt und die durch eine Berührung auf den Hinterkopf oder die Schulter auf das nahende Beckenende hinweist. Gina darf beim Sprung ins Wasser vom Startblock aus an den Hüften festgehalten und dann losgelassen werden. Sie lässt sich nicht fallen, sondern sie springt.

Januar 2021. Noch 8 Monate

Kurz nach sieben, Trainingsende. Gina steigt aus dem Schwimmbecken, schlüpfte in ihre Adiletten, läuft zur Dusche. Morgen sollen sie schon um sieben Uhr zum Training kommen. Gina muss noch für Geschichte lernen. Sie hasst Geschichte. An einer der Türen zu den Umkleieräumen steht: „Der Wille, zu gewinnen, ist wichtig, der Wille zu trainieren, entscheidend“.

Aber wird der Wettkampf, auf den sie seit fast fünf Jahren hintrainieren, überhaupt stattfinden? Die düsteren Nachrichten der Pandemie schweben „wie eine schwarze Wolke über uns“, sagt Maik Zeh.

Gerade sieht es so aus, als würden Olympia und die Paralympics verschoben. „Das wäre der GAU“, sagt er. Kleinere Wettbewerbe wurden reihenweise abgesagt, sie fehlen den Schwimmern, auch Gina. Bei den Rennen bringen Athleten ihre Höchstleistungen, die Konkurrenz und die Unterbrechung vom Trainingstrott beflügeln sie. Schwimmen war nicht immer erlaubt in dieser Krise, also hat Gina zu

Hause an ihrer Kraft gearbeitet, im Garten hat sie dazu elastische Bänder um Baumstämme gewickelt. Gina durfte keine öffentlichen Verkehrsmittel nutzen, keine Freunde treffen. Hätte sie sich angesteckt, hätte sie das um Wochen zurückgeworfen.

Mit nassen Haaren wartet Gina draußen vor der Schwimmhalle auf ihren Vater, sie steht auf ihrem Longboard, checkt Nachrichten, schweigt. Fast sechs Stunden Training hat sie hinter sich. Jacke, Kapuzenpulli, kurze Jeans, alles in Schwarz.



Warum eigentlich Leistungssport, warum Schwimmen? „Weil es mich fit macht. Ich zeige den anderen auch: Ich kann was. Auch den Lehrern von damals, die nicht an mich geglaubt haben.“

Und ihrer Familie will sie zeigen, was sie kann, wer sie ist. Der anderen Familie.

Februar 2021. Noch 7 Monate

Die Familie, von der bisher die Rede war, ist nicht Ginas leibliche. Ihre leiblichen Eltern wollten ein Kind. Aber sie wollten nicht den Leib, den dieses Kind hatte.

Ginas biologische Mutter bringt im April vor fast 20 Jahren ein Baby zur Welt und lässt es im Krankenhaus zurück. Ein halbes Jahr bleibt Gina bei einer Kurzzeitpflegefamilie, dann kommt sie zu Annett und Lutz Strachotta. Ihren Vater kennt Gina nicht. „Warum soll ich etwas von ihm wissen? Er will ja auch nichts von mir wissen.“ Gina zeigt die Facebook-Seite ihrer Mutter, sie sind dort befreundet, man sieht eine blonde Frau mit großer verspiegelter Brille, die lächelt. Die Mutter und der Vater sind bis heute zusammen, sie führen ein bürgerliches Leben.

Vor drei Jahren hat Gina ihre Mutter das letzte Mal gesehen. Bis zum 18. Lebensjahr gab es immer mal Treffen mit ihr, auf Spielplätzen oder in Parks. Ihr Vater war nie dabei. Gina dachte, sie müsse zu diesen Treffen. Sie erinnert sich daran, „nie wirklich viel geredet“ zu haben, auch hier nicht. Gespielt habe sie nur mit ihrer Schwester, die ein Jahr nach ihrer Geburt zur Welt kam.

Ihre Schwester sei „als Ersatz bestimmt“, glaubt sie. An Berührungen ihrer Mutter erinnert sich Gina nicht. „Die war ja eine fremde Person für mich.“ Sie erinnert sich, wie ihre Mutter einmal bei diesen Treffen den Arm um ihre Schwester gelegt hat, während sie von Lutz Strachotta im Rollstuhl geschoben wurde.

Ginas leibliche Eltern leben nicht allzu weit vom Wohnort ihrer Tochter entfernt. Auf Anfrage schreibt die Mutter: „Wie Sie ja wissen, wächst Gina seit Babytagen in einer Pflegefamilie auf.“ Daher wolle sie „der Pflegemutti das Vorrecht



geben“, über Gina zu reden. Als man ihr schreibt, dass man gerne mit ihr über die Beweggründe reden wolle, weshalb sie Gina weggegeben hat, antwortet sie: „Ich finde es sehr privat und möchte es dabei auch belassen.“ Ob es eine Erklärung dafür gebe, warum sie behindert zur Welt kam, das hat Gina ihre Mutter nie gefragt.

Wenn sie über ihre Herkunft redet, wie an diesem Abend im Februar, redet Gina sachlich, abgeklärt. Als befände man sich in einer Trainingsbesprechung, als redete sie über jemand anderen. Fragen beantwortet sie mit präzisen Informationen, eine Einschätzung, ein Gefühl, all das muss man ihr entlocken.

Gina sagt, sie wisse nicht, warum ihr Vater keinen Kontakt zu ihr haben will. „Weil ich behindert bin? Kann sein.“ Weshalb ihre Mutter sie nach der Geburt im Krankenhaus zurückließ? „Ich weiß nur, dass der Grund war, warum ich sofort nach der Geburt in eine Pflegefamilie gekommen bin, dass sie gedacht haben, sie schaffen das nicht, mich großzuziehen. Sie dachten, dass das zu viel Arbeit ist, weil ich mit der Behinderung nichts selber hinkriege.“

Was sie tatsächlich nicht selbst hinkriegt, ist, die Badekappe wieder aufzuziehen, wenn sie ihr beim Training verrutscht. „Meine Arme sind zu kurz, das ist ätzend, aber es gibt keinen anderen Trick.“ Es sei aber immer jemand da, der die Mütze wieder zurechtrücke.

Ginas Pflegemutter erzählt, sie habe mal einen Psychologen gefragt, was das mit einem Menschen macht, der schon als Baby von seinen Eltern verstoßen wird. Solche Menschen, habe der Psychologe gesagt, erlitten ein Trauma. Manche Menschen zerbrächen an dem Trauma. Andere sporne es zu Höchstleistungen an.

März 2021. Noch 6 Monate

Die Bundesregierung veröffentlicht am 24. März zum dritten Mal einen Teilhabebericht über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen und zieht ein deprimierendes Fazit: Mehr als jeder zweite Mensch mit Behinderung gibt an, nie Sport zu treiben. Waren es im zweiten Teilhabebericht aus dem Jahr 2016 noch 46



Prozent, sind es diesmal sogar 55 Prozent. „Diese Zahlen geben Anlass zur Sorge“, sagt Friedhelm Julius Beucher, Präsident des Deutschen Behindertensportverbandes.

Gina sagt, sie freut sich über jeden behinderten Menschen, den sie anstacheln kann, Sport zu treiben.

Auf den Bildern, die Gina auf Lanzarote zeigen, kann man gut ihren Sixpack erkennen. Sie schreibt, es sei „voll geil, das geht nicht weg, ich kann essen, was ich will“. Jemand aus ihrem Team hat sie am Poolrand in lasziven Positionen fotografiert. Bevor sie die Bilder hochlädt, fragt sie schnell noch ihre beste Freundin: „Geht das? Kann ich die posten?“ Anna schreibt sofort zurück: „Unbedingt, Gina! Man muss zeigen, was man hat.“

Für die 200 Meter Lagen, über die sie den Weltrekord hält mit 4:08,39 Minuten, braucht sie in diesen Tagen zehn Sekunden mehr. Zehn Sekunden, die so schnell vorbei sind, aber alles entscheiden.

Kurz nach ihrer Rückkehr aus Lanzarote tritt Gina Böttcher beim Eindhoven Qualification Meet an, nach vielen Monaten ist es der erste Wettkampf. Der Wiedereinstieg in die paralympische Saison dieses Jahres. Wegen Corona nimmt Ginas Team das Auto, fast zehn Stunden dauert die Fahrt. Im Hotel müsse alle Sportlerinnen und Sportler auf ihren Zimmern essen, dazu muss Gina von einem Trakt in den anderen, an der Rezeption vorbei, dann mit voll beladenem Tablett denselben Weg zurück in ihr Zimmer. Solche Momente erinnern sie daran, dass man im Leistungssport noch so gut sein – und trotzdem an ein paar Treppenstufen scheitern kann.

10.38 Uhr am nächsten Morgen, das Signal für die neun Schwimmerinnen in der Wettkampfhalle an Eindhovens Stadtrand ertönt. Manche können kaum sehen, andere sitzen im Rollstuhl, andere haben geistige Einschränkungen. Zu den 200 Meter Lagen gehören Schmetterling, dann Rücken, Brust, die letzten 50 Meter Kraul.

Die 50 Meter Brust sind nicht ihre Lieblingsdisziplin. Sie weiß, dass sie dabei darauf achten muss, den Kopf runterzudrücken und mehr Bauchspannung aufzubauen.



Die Muskeln, die sie hat, muss sie so einsetzen, dass sie flach auf dem Wasser liegt, das hat ihr Maik Zeh eingebläut. Gina hat weder die Hände noch die kompletten Arme, um Vortrieb zu erzeugen, außerdem bremsen ihre Beine und die verkehrt herum liegenden Füße sie.

Discomusik knallt aus den Lautsprechern, die Zuschauertribünen sind leer, ihre Eltern und ihre Zwillingbrüder in Geltow schauen live zu. Sie sehen, wie sie anschlägt, sie sehen, wie die Zeit stehen bleibt. 4:07,67 Minuten. Neuer Rekord. Ihr Weltrekord.

Gina steigt aus dem Wasser, läuft in Adiletten zum Ausschwimmbecken, die überstrapazierten Muskeln entspannen. Sie berichtet ihren fast 1400 Followern auf Instagram von ihrem Weltrekord, bis dahin hat sie kein einziges Mal gelächelt. Später, auf dem Weg zurück ins Hotel, lässt sie sich von Sportpsychologin Anke Delow auf ihrem Longboard ziehen. Sich richtig freuen, sagt Delow, „das müssen die Schwimmer manchmal noch lernen“.

Gibt es eigentlich größere Solidarität unter behinderten Sportlern? Gina sitzt vor einem Teller Spaghetti Bolognese, sie findet die Frage nicht abwegig. Aber es sei nicht so, dass die Behinderungen der Para-Sportler sie automatisch einen. Es gebe viel Neid, auch ihr gegenüber. Zum Beispiel werde über sie erzählt, dass sie es „so einfach habe“, weil sie keine Konkurrenz habe, weil es angeblich in ihrer Startklasse nicht so viele Schwimmerinnen gebe. Das, sagt Gina, „ist sehr schade“. Innerhalb der Startklassen herrsche „knallharte Konkurrenz“.

Später am Nachmittag kommt die Nachricht, dass Ginas Weltrekord unter Vorbehalt steht. Ginas Klassifizierung in die Startklasse 4 ist unter „review“.

Sie hätte längst einen neuen Klassifizierungstest machen müssen, aber wegen Corona wurden einige verschoben oder fanden erst gar nicht statt. Bei der bevorstehenden Europameisterschaft auf Madeira in ein paar Wochen wird nun geprüft, ob sie in ihrer Startklasse verbleiben darf. Ein Team aus Ärzten, Therapeuten und Physiotherapeuten wird jeder Fähigkeit von Gina Punkte geben, und sie wird



einen Wassertest machen müssen. Gut möglich, dass Gina in die S5 kommt, dann wäre ihr Weltrekord keiner mehr. Ihre Zeiten wären dann auch nicht ausreichend, um ganz vorne an der Weltspitze mitzuschwimmen.

Sie hätte kaum Chancen auf Medaillen in Tokio. Auf ihr großes Ziel, auf das sie seit fünf Jahren hintrainiert.

Der letzte Wettkampftag ist ihr Geburtstag, 20 Jahre ist sie jetzt. Von ihrer leiblichen Mutter hat sie ein Päckchen bekommen. Darin liegen ein Rasierer, ein Deo, Süßigkeiten und eine Karte: „Alles Gute zum Geburtstag“.

Mai 2021. Noch 4 Monate

Gina wirkt oft abgeklärt, nie aufbrausend, eher zurückhaltend. Was sie nervt, wirklich nervt: die Blicke. Das Starren. Schon in der Grundschule fiel ihr das auf. „Da hat sie gesagt, warum gucken die mich so an“, erzählt Annett Strachotta. Sie hat sich dann oft vor Gina gestellt, um sie vor diesen Blicken zu schützen. Einmal hat jemand Gina sogar Geld in die Hand gedrückt.

In der Schule sei sie immer mit Hosen ohne Schuhe herumgelaufen, erinnert sich Gina, weil sie damals noch keine orthopädischen Schuhe hatte. Jeden Tag habe sie eine neue Hose angezogen, weil sie die an den Knien, auf denen sie läuft, durchgescheuert habe. „Ich weiß nicht, wie ich das geschafft habe. Das musste eigentlich wehtun, aber egal, das tat mir zu dem Zeitpunkt wohl nicht weh.“ Ihre Pflegemutter Annett Strachotta, 51, erinnert sich, dass sie eine Zeit lang für Gina Schuhe aus Strickfilz gemacht und darunter Sohlen geklebt hat. Als Jugendliche trug ihre Tochter manchmal Orthesen, mit denen war sie ein 1,80 Meter groß. Sie mochte sie nie, wegen der Blasen und Druckstellen.

Je älter sie werde, sagt Gina, desto besser könne sie mit den Blicken umgehen. Trotzdem verzweifelt sie manchmal daran, „dass ich angestarrt werde, dass wir ausgegrenzt werden, dass man nicht an uns und unsere Bedürfnisse denkt“.

Vor ein paar Wochen hat sie die S-Bahn vom Bahnhof Griebnitzsee nach Potsdam genommen. Der Fahrer fuhr für sie die Rampe aus. In Potsdam angekommen,



ließ er sie warten, sagte, er müsse jetzt erst mal aufs Klo gehen. Sie hat danach ihre Pflegemutter anrufen müssen, weil dann auch noch der Aufzug am Bahnsteig kaputt war.

An diesem Abend sitzt sie ausnahmsweise in ihrem elektrischen Rollstuhl, den sie immer dann benutzt, wenn sie noch nicht mal die Kraft zum Longboardfahren hat, auf dem sie sonst gerne mal durch den Supermarkt rollt. Emil, ihr Bruder, steht hintendrauf. Zu zweit fahren sie zum Asia-Schnellimbiss vor dem Baumarkt, der mit den 213 Gerichten. Gina bestellt dort immer dasselbe, Döner. Sie würde gerne Fahrrad fahren können, irgendwann. Und sie sagt: „Wenn ich normal wäre, würde ich Triathlon machen.“ Normal? Das Wort verwendet sie? Warum denn nicht, sagt sie. Die Diskussion, ob man das Wort benutzen darf, findet sie „schwachsinnig“. Begleitet man Gina in diesen Monaten, versteht man: natürlich hat Gina kein normales Leben. Kein Spitzensportler hat das.

Juni 2021. Noch 3 Monate

Ein brüllend heißer Sommertag in Berlin Ende Juni. Heute endet die Internationale Deutsche Meisterschaft in der Schwimm- und Sprunghalle im Europasportpark. Fast 400 Athleten aus 47 Nationen treten gegeneinander an, vor leeren Zuschauerrängen, live übertragen vom Online-Sportsender Sportdeutschland TV.

Die letzten Wochen vor Tokio will kein Veranstalter das Risiko eingehen, dass sich jemand ansteckt. Auch die Schwimmerinnen und Schwimmer müssen sich mehrmals am Tag testen lassen. Gina ist erst vor ein paar Tagen geimpft worden. Sie steigt auf den Startblock, sieht man im Fernsehen, eine Trainerin hält sie. Aus den Lautsprecherboxen schallt wieder Mainstreamdisco. Gegen neun andere Konkurrentinnen tritt Gina im B-Finale 200 Meter Lagen an, übrigens wieder in ihrer Startklasse S4 – die durfte sie behalten.

Sie gleitet durchs Wasser, nach 4:06,86 Minuten schlägt sie an. Noch nie ist eine Athletin in ihrer Startklasse so schnell geschwommen.



Sie bekommt eine Medaille und einen Teddybären. Ein paar Tage später noch ein Zeugnis: ihre Abinote, 2,7.

Am liebsten hätte sie ja an der Sportuni Potsdam studiert, aber sie beschließt, sich erst gar nicht zu bewerben, zur Aufnahmeprüfung gehören auch Sprintrennen, Hoch- und Weitsprung, Geräteturnen und Basketball. Alles Sportarten, die Gina nicht kann. „Die sind ziemlich streng, das nervt.“

Sie will jetzt erst mal ihren Führerschein machen, von Herbst an wird sie angewandte Sportwissenschaft an der Europäischen Sportakademie Land Brandenburg in Potsdam studieren, mit Schwerpunkt Leistungs- und Wettkampfsport. Trainerin möchte sie werden. Anderen beibringen, dass sich Kämpfen lohnt.

Hauptberuflich Leistungsschwimmerin sein? Keine Option. „Da verdienst du nicht so viel Geld. Fußballer ja, aber Schwimmer eben nicht.“ Im Moment verdient Gina 1100 Euro brutto, 700 Euro bekommt sie von der Sporthilfe, 400 Euro von der Sporthilfe Brandenburg.

Für den Abiball am Abend, das große Ereignis, auf das viele ihrer Mitschülerinnen und Mitschüler seit Jahren hinfiebert, ist sie zu müde. Sie schreibt ihren Freundinnen, dass sie es nicht mehr packt. „Dein Ernst?“ antworten die. Sie hat sich nach der Meisterschaft auf ihr Bett gelegt, ferngesehen und um 1:08 Uhr das letzte Mal Whatsapp-Bilder vom Ball angeschaut.

Juli 2021. Noch 2 Monate

Der Deutsche Behindertensportverband hat sein Team für die Paralympics in Tokio bekannt gegeben, elf Schwimmerinnen und Schwimmer sind dabei, für acht sind es die ersten Paralympics. Eine von ihnen: Gina Böttcher.

Sie ist wieder auf Lanzarote, sie schickt einen Smiley an Birgit Marquardt, ihre Entdeckerin. Marquardt ist Sonderpädagogin und Schwimmlehrerin, die in Potsdam behinderten Kindern das Schwimmen beibringt. Gina kam als Siebtklässlerin zu ihr, nach dem Erlebnis im Wasser, das ihr fast das Leben genommen hätte. Sie sollte nun doch schwimmen lernen, als Sportersatz.



Marquardt erinnert sich am Telefon noch genau an ihre erste Begegnung mit Gina. Sie habe kein einziges Wort geredet, sei ohne Schwimmsachen erschienen. Marquardt lässt Gina erst auf dem Rücken schwimmen, damit sie auf dem Wasser liegen lernt. Dann übt sie Brustzüge. Kraulen geht erst gar nicht. Gina weigert sich, ihr Gesicht unter Wasser zu halten.

Es dauert fast ein ganzes Jahr, bis sie sich ins tiefe Wasser traut. Doch im Wasser ist sie plötzlich nicht mehr die Behinderte, für die der Bus extra anhalten und eine Auffahrrampe ausfahren muss, sie muss nicht fürchten, dass Leute ihr aus Mitleid Geld schenken. Im Wasser ist sie besser als viele andere Menschen, als viele „Normale“.

Ohne den Sport, sagt Birgit Marquardt, „könnte Gina nicht sein“.

Was braucht ein Mensch, der behindert zur Welt kommt? Liebe, wie alle anderen Menschen auch. Seit ein paar Monaten schon, sagt Gina, habe sie ihren ersten Freund. Er liebe sie, so wie sie ist. Und ein Zuhause, auch das braucht man. Gina hat zwei. Das Wasser und das Haus in Geltow.

Ihr Pflegevater, 65, früher mal Hausmeister und heute Rentner, sagt, er könne sich gar nicht vorstellen, wie das mal sein soll, wenn Gina auszieht. In den vergangenen zwanzig Jahren haben er und seine Frau, eine frühere Krankenschwester, immer wieder Pflegekinder aufgenommen, immer Kinder mit Handicap. „Nur unsere fünf eigenen Kinder“, sagt Annett Strachotta, „das hat mich nicht ausgefüllt.“

Eine ihrer Freundinnen hat einen Mann, der an Muskelschwund leidet. Wenn die Freundin in Urlaub fuhr, hat Annett Strachotta den Mann versorgt. Damals kam sie auf die Idee, Pflegekinder aufzunehmen, die behindert sind. „Jemand muss sich ja um sie kümmern“, sagt sie. Gina sei ein Wunschkind gewesen, soviel sie wisse. Ginas Mutter und auch deren Arzt seien damals davon ausgegangen, dass Gina gesund zur Welt kommt. „Jetzt ist sie unser Wunschkind“, sagt Annett Strachotta.

Nur noch ein Monat bis zu den Paralympics.



Gina ist seit Wochen auf Lanzarote. Als man sie am Telefon erreicht, macht sie gerade Dehnübungen am Beckenrand. Sie klingt bedrückt. Sagt, sie sei ein „Familiëntier“, vermisse ihr Zuhause. Sagt auch, ihre Zeiten seien gerade „extrem schlecht“.

Für 100 Meter Freistil braucht sie 1:47 Minuten. Bei der WM in London vor zwei Jahren hatte sie es mit 1:34,80 auf den vierten Platz geschafft.

Ob sie auf Lanzarote manchmal an den Strand gehe? „Nö.“ Sie mag Salzwasser nicht. Es brenne ihr in den Augen.

August 2021. Noch wenige Tage

Sie sitzt auf einer Bank am Petzensee, gleich bei ihr um die Ecke, kurze Hose, ärmelloses Shirt, braun gebrannt. Sie denkt jetzt immer öfter daran, wie ihr Leben sein werde, ohne Schule, nur mit dem Training und dem Studium. Sie freut sich, dass die Schule vorbei ist. Aber sie hat auch ein bisschen Angst vor der Zukunft, sagt, sie wolle nicht alt werden. „Erwachsen werden heißt ja, jetzt kommt das wahre Leben.“ Und das wahre Leben heiße, Entscheidungen treffen, selbständig werden, Geld verdienen, solche Sachen. Es grusele sie auch davor, an einen neuen Ort zu ziehen, neue Leute kennenzulernen. Deren Blicke zu spüren.

Bei den Paralympics in Tokio wird sie sechs Mal schwimmen. Ihr Ziel ist, dass sie mindestens einmal einen Platz unter den ersten sechs belegt.

Ob sie das schafft? Sicher ist nur: Sie wird alles dafür tun.

Sie wird kämpfen, 9000 Kilometer von Berlin entfernt und doch in ihrem Zuhause. Das Wasser wird sie tragen.